

Niederösterreichische
Landesbibliothek

2477-B

32

PER 1



196679

NOE Landesbibliothek

2477-B

447748

Unsere Heimat

2,477

2477-B

Monatsblatt

des

Vereines für Landeskunde

von

Niederösterreich und Wien

Schriftleiter:

Dr. Karl Lechner

Jahrgang 52, 1961



Wien

Herausgeber und Verleger:

Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien

Druck von F. Berger in Horn, NÖ.

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

	Seite
Becker, Reg.-Rat Ing. Carl: Die Sumpfschildkröte in N.Ö. Ein gelungener Einbürgerungsversuch	150
Berger, Dr. Walter: Die Neubesiedelung der Pfarre Gumpendorf nach dem Türkensturm 1683	1
Büttner, Dr. Rudolf: Bevölkerungsschwund und Besitzwechsel seit der Grundentlastung in Raipoltenbach	72
Feuchtmüller, Dr. Rupert: Jakob Prandtauers Anteil an den Barockhäusern in St. Pölten	110
Girardi, Prof. Margarete: Die Spitzhacke wütet in Wien. V. Das Maria Theresienschlüssel in der Erdbergstraße 33	76
Grimschitz, Hochschulprofessor Dr. Bruno: Hildebrandts Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf	101
Hauser, Dr. Wilhelm: Das bayrische Kloster Asbach und sein Besitz im Viertel unter dem Manhartsberg	63
Holzmann, Dr. Gustav: Die Fluranalyse als Geschichtsquelle	175
Hutter, Franz: Der Burgstall zu Sassing, Echartstain und Feistritz, wo der Turm liegt	69
Hutter, Franz: Die Wehranlage bei Schollach — Ried Stefring (Werde?)	142
Kallbrunner, Dr. Ing. Hermann: Die Ablösung der Giebigkeiten in N.Ö.	148
Klaar, Hochschulprofessor Dr. Adalbert: Die Burg von Ybbs	91
Klaar, Hochschulprofessor Dr. Adalbert: Die Stadtpfarrkirche von Korneuburg	123
Kozak, Friedrich: Zur Baugeschichte der Wohnburgen von Wiener-Neustadt	98
Löffler, H.: Zwei neue Entomostraken-Arten für Österreich	74
Pickl, Dr. Othmar: Die Herrschaft Reichenau	182
Poch-Kalous, Dr. Margarethe: Die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien und ihre Mäzene. (Mit bes. Berücksichtigung einer Schenkung von weil. Prof. Dr. Anselm Weissenhofer)	115
Riedl, Dr. Helmut: Zur Morphogenese des Buchberger Gebietes in N.Ö.	137
Ritter, P. Emmeram, OSB: Abt Mathias II. (1516—1532) von Göttweig	6
Schöny, Dr. Heinz: Die Steinmetzmeister Steinböck in Eggenburg	209
Schunko, F.: Eine Bauernhochzeit im Pittental	30
Straickher, Dr. O. A.: Die alte Wieden, ihre Krankenhäuser und ihre Ärzte	126
Tanzer, Dr. Johann: Notizen zur Baugeschichte der Pottendorfer Pfarrkirche	105
Wenty, Karl: Eine geologische Schau vom Kahlenberg in die Weite des inneralpinen Wiener Beckens	49
Wenty, Karl: Morphogenetische Kenntnisse vom Wiener Boden	204
Wick, Franz: Gedanken und Beobachtungen über Römerstraßen um Wiener Neustadt	57

Kleine Mitteilungen.

Hutter, Franz: Hauseck nächst Neusiedl am Feldstein	38
Keck, Karl: Zum Aufsatz „Hildebrandts Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf“	153
Pleyer, Dr. Karl: Ein Druckprivileg Kaiser Josefs I.	156
Pleyer, Dr. Karl: Der illustrierte Katechismus	39
Schaffran, E.: Der „Heidenturm“ bei Berg. polit. Bezirk Hainburg	157
Schmidt, Hochschulprofessor Dr. Leopold: Zum „Heidenturm“ an der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze	211
Schmutz-Höbarthen, Prof. Dr. Franz: Ergänzungen zu meinen 1960 im ersten und letzten Heft der Zeitschrift „UH“ erschienenen Aufsätzen	155
Schreiner, Leo: Ein städtebauliches Kuriosum vernichtet	80

	Seite
Schriebl, Leopold: Papst Pius VI. 1782 im Schloß Stuppach	158
Sonnewend, Maria: Gedenken an 7 n.ö. Musikerpersönlichkeiten	78
Sonnewend, Maria: Die Mutter von Franz Liszt — eine Kremser Bürgerstochter	211
Weigl, Dr. Heinrich: Zur Topographie von Hollabrunn	154

Vorträge, Führungen, Heimatmuseen, Berichte.

B(roinger), Dr. R.: Festfeier zum 80. Geburtstag des Ehrenpräsidenten, Professor Hofrat Dr. Richard Kurt Donin	158
Bericht über die Tätigkeit des Arbeitsausschusses für Wien und N.Ö. im Jahre 1960 (Österr. Volksliedwerk)	41
Donin-Bibliographie (Fortsetzung des in dem Sammelwerk „Zur Kunst- geschichte Österreichs“ erschienenen Verzeichnisses der kunsthist. Arbeiten)	160
Gugitz, Gustav: Hofrat Leopold Grawatsch-Wolf	214
K. F., Eröffnung des Museums der Stadt Mautern am 13. Mai 1961	161
Kainz, Franz: Das Museum der Stadt Mautern a. d. Donau. Eröffnung am 13. Mai 1961	162
Lechner, Hofrat Dr. Karl: Richard Kurt Donin zum 80. Geburtstag	89
Neuerscheinungen über Niederösterreich	169, 234
Schaffran, Prof. E.: Zur Restaurierung der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberg	81
Schaffran, Prof. E.: Das neue Stadtmuseum in Waidhofen a. d. Ybbs	165
Sonnewend, Maria: Dem Bildhauer Franz Seifert zum Gedenken	39
Verlagsverzeichnis des Notringes der wiss. Verbände Österreichs	83

Nachrufe.

Pleyer, Dr. Karl: Regierungsrat Kirsch †	166
--	-----

Besprechungen.

Fischer-Colbrie, Arthur: Johannes Kepler. Dramat. Gedicht in einem Vorspiel und acht Bildern (Dr. K. V.)	82
Forschungen in Lauriacum. Bd. 6/7 (H. Mitscha-Märheim)	42
Gericke, Hannelore: Der Wiener Musikalienhandel von 1700—1778. (Wie- ner musikwiss. Beiträge. 5.) (Prof. Dr. Josef Jernek)	43
Grünn, Helene: Die Pecher. Volkskunde aus dem Lebenskreis des Waldes (Leopold Schmidt)	81
Homma, Josef Karl: Burgenlands Burgen und Schlösser, Kastelle, Ruinen, Wehrtürme, Wehrkirchen, Ortsbefestigungen, Hausberge, Fluchtburgen (Felix Halmer)	167
Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes. Bd. IX (Georg Kotek)	44
Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes. Bd. X (Georg Kotek)	219
Österreichische „Klassiker“ in neuen Ausgaben (Dr. Kurt Vancsa)	214
Mitteilungen des Oberösterr. Landesarchivs, Bd. 6 (Franz Klein- Bruckschwaiger)	222
Dass. Bd. 7 (K. Lechner)	224
Pfeffer, Franz: Das Land ob der Enns. Zur Geschichte der Landeshoheit Ober- österreichs (Veröffentlichungen zum Atlas von O.Ö. 3.) (K. Lechner)	224
Schützner, H.: Geschichte von Absdorf und Absberg. Ein Heimatbuch. 2. Aufl. (K. Lechner)	224
Südtiroler Volkskunst. Ausstellungskatalog (P. W.)	169
Zibermayr, Ignaz: St. Wolfgang am Abersee. Seine Legende und ihr Ein- fluß auf die österr. Kunst (Othmar Hageneder)	166

Vereinsnachrichten.

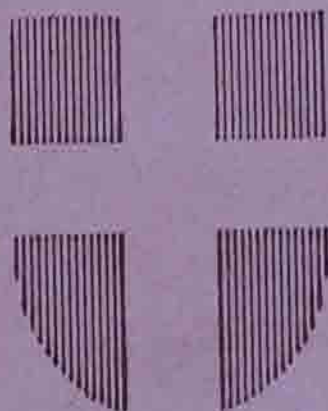
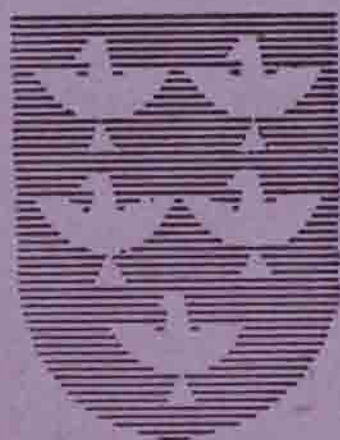
	Seite
Außerordentliche Vollversammlung	238
Ordentliche Vollversammlung	47, 84
Vereinsnachrichten	47, 87, 173, 238

Abbildungen und Pläne.

Albertinischer Plan, Ausschnitt	128
Baualterplan von Ybbs a. d. D.	nach S. 96
Colomanssäule (Totenleuchte)	130
„Feistritz, wo der Turm liegt“	71
Flurformen (Groß-Enzersdorf)	177
Garelli, Hofarzt Pius Nicolaus v.	135
Grabstein des Abtes Mathias II. v. Göttweig (gest. 1532)	29
Groß-Enzersdorf, Flurformen	177
Groß-Stelzendorf, Bez. Hollabrunn, Kirche	103
Grundwasserrinne im südl. Wiener Becken	55
Hermann II. v. Pütten-Klamm, Siegel des	202
Hütteldorfer Pforte mit ihren Kulissen	207
Kirche Groß-Stelzendorf (hl. Andreas), Bez. Hollabrunn	103
Klagbaumspital. Nach einer Zeichnung v. Fuhrmann	132
Korneuburg, Stadtpfarrkirche	nach S. 124
„Kreuzaufrichtung“ (Alessandro Magnasco)	nach S. 116
Magnasco Alessandro, „Kreuzaufrichtung“	nach S. 116
Mailberg, Blick vom unteren Buchberghang auf M. gegen Osten	141
„Maschkera“ aus Petersbaumgarten (Pittental)	35
Mathias II., Abt v. Göttweig, Grabstein	29
Nußberg-Terrasse	205
Offo von Pütten, Siegel des	202
Petersbaumgarten (Pittental), „Maschkera“	35
Pielach, Eingang in die Brunnstube (Tavernengasthaus)	145
Pulkatal	141
Römerwege bei Wiener Neustadt, Skizze	61
St. Pölten, Häuser Hofstatt 5 und Fuhrmann, 14	nach S. 112
Schollach (Wehranlage)	141
Siegel Hermanns II. v. Pütten-Klamm	202
Siegel des Offo von Pütten	202
Stadtpfarrkirche Korneuburg	nach S. 124
Stammtafel der Stuppach-Klamm-Schneeberger	203
Wehranlage bei Schollach, „Ried Stefring“ (Werde?)	144
Wieden, Ausschnitt aus dem Albertinischen Plan	128
Wien, Colomanssäule (Totenleuchte)	130
Wien, Hütteldorfer Pforte mit ihren Kulissen	207
Wien, Klagbaumspital	132
Wien, Nußberg-Terrasse	205
Wiener Becken (südl.), Grundwasserrinne	55
Wienerberger Mulde im Spiegel der Forschung	53
Wiener Neustadt (Umgebung), Römerwege	61
Wiener Pforte, Profil	207
Ybbs a. d. D., Baualterplan, Burg	nach S. 96

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN



INHALT: DR. WALTER BERGER, *Die Neubesiedelung der Pfarre Gumpendorf nach dem Türkensturm 1683* —
P. Emmeram RITTER OSB, *Stiftsarchivar, Abt Mathias II. (1516—1532) von Göttweig* — F. SCHUNKO, *Eine
Bauernhochzeit im Püttental* — *Kleine Mitteilungen* — *Berichte* — *Besprechungen* — *Neue Bücher*

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 1/2



An alle verehrlichen Mitglieder bzw. Bezieher der Zeitschrift
„UNSERE HEIMAT“

In der ordentlichen Generalversammlung vom 18. 3. 1960 wurde der Mitgliedsbeitrag (bzw. Bezugspreis der Zeitschrift „Unsere Heimat“) ab 1961 auf S 40.— erhöht. (Siehe Bericht in dieser Nummer.)

Dieser Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Erlagschein des „Vereines für Landeskunde von N.Ö. und Wien“ (Wien, I., Herrengasse 13, Landesarchiv, Postscheckkonto Wien 87.955) bei. Alle Mitglieder des Vereines, bzw. alle Bezieher der Zeitschrift „Unsere Heimat“ werden gebeten, den Mitgliedsbeitrag bzw. den Bezugspreis der Zeitschrift für das Jahr 1961 im Betrage von S 40.— mittels dieses Erlagscheines überweisen zu wollen.

Für Tauschvereine ist dieser Erlagschein gegenstandslos.

Für den „Verein für Landeskunde von N.Ö. und Wien“

Wien, im Januar 1961.

Dr. Rudolf Steuer,
Kassier.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLETT DES VEREINES

FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 1—2

DIE NEUBESIEDELUNG DER PFARRE GUMPENDORF NACH DEM TÜRKENSTURM 1683.

Von Dr. Walter Berger, Wien.

A. Schachinger hat in seiner landeskundlichen Darstellung „Der Wienerwald“¹⁾ umfangreiche Forschungen über die Neubesiedelung des Wienerwaldes und des Alpenostrandes nach der Katastrophe des Türkenjahres 1683 veröffentlicht. Die vorliegende Notiz soll eine kleine Erweiterung der Ergebnisse Schachinger's in dem Bereich der Wiener Vororte bilden²⁾.

Die Pfarre Gumpendorf umfaßte am Ende des 17. Jahrhunderts (und bis zur Josephinischen Pfarreform) im südwestlichen Wiener Stadtgebiet die Ortschaften Gumpendorf, Hundsturm, Reinprechtsdorf, Sechshaus, Reindorf, Brauhirschgrund z. T. und Fünfhaus. Die Pest von 1679 hatte diese Orte schwer heimgesucht; allein in dem damals schon ziemlich stark bevölkerten Gumpendorf hatte sie gegen 1700 Todesopfer gefordert. Die völlige Katastrophe aber brachte der Türkeneinfall des Jahres 1683; Gumpendorf und Umgebung wurden im ersten Anprall niedergebrannt, die Einwohnerschaft, soweit sie nicht geflüchtet war, abgeschlachtet oder verschleppt. Nach der Vertreibung der Türken war das Gebiet der Pfarre Gumpendorf völlig verwüstet und entvölkert³⁾.

Die Wiederbesiedelung der Pfarre Gumpendorf ging in den Jahren nach dem Türkensturm verhältnismäßig rasch vor sich. Sie zeichnet sich wohl am deutlichsten in der rasch ansteigenden Zahl der jährlichen Eheschließungen ab. Die Gumpendorfer Pfarrmatriken verzeichnen in den Jahren 1686—1690: 85 Ehen, in den Jahren 1691—1695: 103 Ehen, 1696—1700: 167 Ehen, 1701—1705: 187 Ehen, 1706—1710: 214 Ehen, 1711—1715: 373 Ehen. In welchem Maß bei dieser Wiederbesiedelung die Überlebenden des Türkensturms beteiligt waren, deren Familienbande durch die Ereignisse vielfach zersprengt worden waren, das läßt sich aus der Anzahl der wieder heiratenden Verwitweten schließen: diese war in den ersten Jahren sehr hoch, nahm aber dann rasch ab. (In den fünf Jahrfünfteln zwischen 1685 und 1715 betrug der Anteil an verwitweten Eheschließenden: 39%—30%—22%—21%—31%; der Anteil der Eheschließungen mit zwei verwitweten Ehepartnern: 16%—11½%—5%—4%—16%. Worauf das neuerliche

¹⁾ Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Band 1/2, Wien 1934, S. 308—342.

²⁾ Der Anlaß dazu war ein rein persönlich-familiengeschichtlicher, da nämlich meine Vorfahren aus dem Geschlecht der Benedikt seit der zweiten Türkenbelagerung in der Pfarre Gumpendorf ansässig gewesen sind, und mir daran gelegen war, ihr damaliges Lebensmilieu zu rekonstruieren.

³⁾ Vgl. E. Blaschek: Mariahilf einst und jetzt. Wien-Leipzig 1926. Die Meinung Blascheks, daß noch einige Jahre nach dem Abzug der Türken Gumpendorf fast ganz von Einwohnern entblößt war und die Neubesiedlung nur langsam vor sich ging, wird allerdings durch die vorliegenden Forschungsergebnisse widerlegt.

Ansteigen der Witwenheiraten zwischen 1706 und 1710 zurückzuführen ist, kann ich nicht erklären.) Die Pestepidemie von 1713 wirkte sich in der Pfarre Gumpendorf weniger verderblich aus und dürfte daher die Bevölkerungsentwicklung nicht stark gestört haben.

Zur Feststellung, woher die Neuansiedler gekommen sind, wurden ebenfalls die Trauungsbücher der Pfarre benützt. Genaue Ergebnisse konnten dabei leider nicht erzielt werden. Wohl ist in den ersten Jahren bei jedem der Brautleute der Geburtsort angegeben, später aber vielfach nur mehr der Wohnort innerhalb der Pfarre, der sich, wie einzelne Einträge zeigen, keineswegs immer mit dem Geburtsort deckt. Bei verwitweten Personen ist mit seltenen Ausnahmen kein Herkunftsort angeführt, darüber hinaus ist die Matrik streckenweise überhaupt oberflächlich geführt, sodaß sich dort auch über die Ledigen keine Angaben finden. Die erzielten Ergebnisse können demnach nur größenordnungsmäßig genommen werden. Die Personen mit unbekannter Herkunft dürften zu einem guten Teil aus der Pfarre selbst oder deren Umgebung, also aus Wien, stammen, zu einem Teil aber auch aus allen möglichen anderen Gegenden. (Der Anteil der Personen unbekannter Herkunft beträgt in den untersuchten fünf ersten Jahrfünften: 30%—40%—40%—35%—45%, insgesamt annähernd 38½%.)

Betrachten wir das Ergebnis unserer Auszählung, so fällt der geringe Anteil einwandfrei ortseinheimischer Personen auf. Nur insgesamt 7 sind als in der Pfarre gebürtig bezeichnet, das sind etwa ½% der Gesamtanzahl oder weniger als 1% der Personen mit angegebenem Geburtsort. Auch in der unmittelbaren Umgebung der Pfarre — das heißt also in den heutigen Bezirken IV, V, VI, VII, XII und XV — sind mit Sicherheit nur 13 Personen geboren; etwas mehr stammen aus der Stadt — im damaligen Sinn — und aus anderen Vororten innerhalb der Gürtellinie. Insgesamt sind 3½% der gesamten erfaßten Bevölkerung (= 6% der Personen mit angegebenem Geburtsort) laut Traumatik in Wien geboren. Hiezu kommt zweifellos noch, wie schon gesagt, ein Teil der 38½% unbekannter Herkunft, doch bleibt auch dann der einheimische Anteil der Gumpendorfer Neu-siedler noch gering.

Höher ist der Anteil aus Niederösterreich, vor allem aus dem Viertel unter dem Wienerwald (6% bzw. 9½%), ferner aus dem Viertel unter dem Manhartsberg (5% bzw. 8½%), dem Viertel ober dem Wienerwald (3½% bzw. 5½%) und dem Viertel ober dem Manhartsberg (3½% bzw. 5%); insgesamt sind laut Matrik in Niederösterreich 18% (bzw. 29½%) der Verzeichneten geboren. Unter den österreichischen Alpenländern steht an erster Stelle die Steiermark mit 6½% (bzw. 10%), wobei die Mittel- und Oststeiermark mit 4% (bzw. 6½%) deutlich über die Obersteiermark mit 2½% (bzw. 4%) überwiegt; an zweiter Stelle steht Oberösterreich mit 5% (bzw. 8%). Mit Abstand folgen Tirol — einschließlich Deutsch-Südtirol und Vorarlberg — mit 1½% (bzw. 2½%) und Salzburg und das Burgenland mit je 1% (bzw. 2%); an letzter Stelle steht Kärnten mit weniger als 1% (bzw. 1%).

Zwar nicht besonders hoch, aber immerhin bemerkenswert ist der Anteil an Zuwanderern aus den Sudetenländern (Böhmen, Mähren und dem nachmaligen Österreichisch-Schlesien); er beträgt 4½% (bzw. 7½%); dabei überwiegen erklärlicherweise die aus Deutsch-Südmähren und Deutsch-Südböhmen Stammen-den mit 2½% (bzw. 4%); allein Nikolsburg ist siebenmal als Herkunftsort angegeben, Brünn, Budweis und Krumau je viermal. Anzuschließen wäre hier noch das nachmalige Preußisch-Schlesien, das aber nur spärlich vertreten ist, nämlich mit weniger als 1% (bzw. 1%).

Sehr hoch ist der Anteil an Zuwanderern aus Süddeutschland; er beträgt 15% (bzw. 23½%); dabei überwiegen weitaus die in Bayern (Oberbayern, Niederbayern und der Oberpfalz) Geborenen mit 9% (bzw. 14½%). Stark vertreten

ist auch Oberschwaben (einschließlich dem heute bayrischen Anteil) mit $3\frac{1}{2}\%$ (bzw. 6%), während Neusiedler aus dem übrigen süddeutschen Raum (einschließlich dem Elsaß und der Schweiz) nur vereinzelt aufscheinen. Äußerst spärlich ist auch die Zuwanderung aus Norddeutschland mit insgesamt nur $\frac{1}{2}\%$ (bzw. weniger als 1%).

Ziemlich gering ist ferner der Anteil aus dem Südosten, vorwiegend aus dem ungarischen Raum; er beträgt $1\frac{1}{2}\%$ (bzw. 3%); die Betreffenden kommen überwiegend aus dem Ostburgenland und aus Oberungarn; Preßburg und Ödenburg erscheinen je fünfmal als Geburtsort. Aus der heute jugoslawischen Untersteiermark und Krain stammen $\frac{1}{2}\%$ (bzw. weniger als 1%). Gering ist die Zuwanderung aus Oberitalien mit weniger als 1% (bzw. 1%), ganz vereinzelt die aus Westeuropa: je ein Zuwanderer aus Irland, Frankreich und den Spanischen Niederlanden.

Schälen wir aus der gesamten Neubesiedelung der Pfarre Gumpendorf denjenigen Anteil heraus, der aus von der Türkenkatastrophe mehr oder weniger schwer betroffenen Gebieten stammt (Wien und Niederösterreich südlich der Donau, Mittel- und Oststeiermark, Burgenland und Ungarn), so finden wir diesen ziemlich hoch; er beträgt insgesamt $19\frac{1}{2}\%$ (bzw. $32\frac{1}{2}\%$). Davon ist, wie schon erwähnt, die Zahl der in der Pfarre Gumpendorf selbst Geborenen sehr niedrig, wesentlich höher aber der Anteil aus der näheren und weiteren Umgebung, also aus dem Viertel unter dem Wienerwald und Wien (9%, bzw. 15%). Wir können daraus schließen, daß die vor den Türken geflüchtete einheimische Bevölkerung nach der Abwehr des Einfalls wohl in der Hauptmasse wieder in ihre Heimat zurückgekommen ist, daß die Flüchtlinge aber — zumindest im Bereich der Wiener Vororte — zum großen Teil nicht an ihren alten Wohnort zurückgekehrt sind, sondern sich am nächsten besten Ort niedergelassen haben, wo ihnen die Umstände für eine neue Existenz eben günstig erschienen. — Bemerkenswert ist auch der hohe Anteil an Zuwanderern aus dem niederösterreichischen Weinviertel, wenn man bedenkt, daß dieses Gebiet ein Menschenalter zuvor durch den Schwedeneinfall am Ende des Dreißigjährigen Krieges ähnlich ausgeblutet war wie das Land südlich der Donau anno 1683.

In den Jahren 1685 bis 1710 finden wir in der Traumatrik von Gumpendorf vier getaufte Türkinnen — wobei wir das „Türken“ freilich kaum im sprachlich-volklichen Sinn verstehen dürfen, sondern nur als Bezeichnung für „Mohamedaner“; es wird sich also wohl um Balkanslavinnen oder Albanerinnen gehandelt haben. Diese vier „Türkinnen“ sind:

(Tom. I/136, 1698): „Ana Teresia Clara Oswalt, eine getauffte Tirckhin, aus Ofen“,

(Tom. I/163, 1700): „Francisca, eines Türkhn nachgelassene Wittib“,

(Tom. I/195, 1703): „Maria Josepha Neydauff, ein getauffte Türckhin“,

(Tom. I/197, 1704): „Anna Maria Stern, ein getauffte Türckhin“.

Der Familienname „Neydauff“ = „Neutau“ ist ein damals beliebter und kennzeichnender Name für erst als Erwachsene getaufte Heiden und Juden; „Oswalt“ ist möglicherweise vom Vornamen des Taufpaten hergenommen. — Wenn dieser „türkische“ Anteil der Neubesiedler auch kaum $\frac{1}{2}\%$ ausmacht, so ist er doch bemerkenswert, zumal eine derartige Aufnahme zurückgebliebener oder kriegsgefangener „Türken“ damals in Deutschland allgemein üblich war⁴⁾.

Was überhaupt die Volkstumszugehörigkeit der Neusiedler anlangt, so war sie zum weitaus überwiegenden Teil deutsch. Bei den Zuwanderern aus dem Reich und den heutigen österreichischen Alpenländern bedarf dies keiner wei-

⁴⁾ Vgl. H. Banniza von Bazan: Das deutsche Blut im deutschen Raum. Berlin 1937, S. 81—83.

teren Erörterung; schwierig ist hingegen die Beurteilung bei den Personen aus dem Sudeten- und Karpatenraum, da dort seit jeher die sprachlich-völklichen Verhältnisse kompliziert und labil waren. In Ermangelung eines besseren Kriteriums müssen wir die Familiennamen auswerten. Auch hier dürfen wir natürlich kein exaktes Ergebnis erwarten, denn oft genug war und ist ein Deutscher Träger eines slawischen Namens oder umgekehrt, immerhin gewinnen wir, zumal in zweisprachigen Mischgebieten, wieder ein größenordnungsmäßig verwendbares Ergebnis. Wir sehen dann, daß von den gesamten Zuwanderern noch nicht einmal 1% (wenn wir alle unsicheren Fälle dazurechnen, nicht ganz $1\frac{1}{2}\%$) slawischer Abkunft waren (überwiegend Tschechen, vereinzelt auch Slowaken und Kroaten) und etwa $\frac{1}{2}\%$ Romanen (überwiegend Italiener).

Bemerkenswert ist, daß viele Orte im Sudeten- und Karpatenraum, die bereits vor 1945 ganz oder weitgehend ihren deutschen Charakter verloren hatten, als Neusiedler in die Pfarre Gumpendorf ausschließlich oder überwiegend Träger deutscher Familiennamen abgegeben haben. Es seien beispielsweise genannt in Böhmen Prag (2), Königgrätz (4), Budweis (4), Landskron (1), Deutsch-Brod (1), Polna (1), in Mähren Brünn (4), Olmütz (1), in Ungarn Preßburg (3), (gegenüber 2 nichtdeutschen Namen), Ödenburg (4, gegenüber einem nichtdeutschen), Raab (1), Ofen (1), Kanischa (1), in Friaul Gradiska (1) und Osoppo (1) ⁵⁾.

Der Anteil an „fremden“, also nicht aus Niederösterreich stammenden Zuwanderern bleibt in der gesamten untersuchten Zeitspanne annähernd gleich hoch. (In den fünf Jahrzehnten von 1685 bis 1710 betrug er: 38%—36½%—43%—43½%—36½%). Er war in seiner Gesamtheit hoch genug, daß wir mit Schachinger auch für das Gebiet von Gumpendorf nach 1683 geradezu von einer „neuen Kolonisationswelle“ sprechen können. Die Einwanderung hielt auch nach 1710 noch an, wenn auch in allmählich abnehmender Stärke.

Vergleichen wir nun noch unsere Ergebnisse mit denen Schachinger's. Ein auffallender Unterschied zwischen Gumpendorf und dem Wienerwald liegt schon einmal darin, daß nach Schachinger bei der Neubesiedelung des Wienerwaldgebietes (und des Alpenostrandes) der Anteil der Niederösterreicher aus fernen Gegenden (vor allem aus den beiden Vierteln nördlich der Donau) sehr gering war, während er, wie wir gesehen haben, in Gumpendorf stark hervortritt. Was nun die Zuwanderung von außerhalb Niederösterreichs Geborenen betrifft, so verteilt sich diese nach Schachinger im Wienerwald recht verschieden. Am stärksten ist sie an der Thermenlinie südlich von Wien (durchschnittlich 31,7%; in Mödling 47%!) und im Inneren des Waldgebietes (durchschnittlich 31%; in Laab im Wald 46%, in Purkersdorf 38%), am schwächsten im Triesting-Gölsen-Tal (7,8%) und in der nordwestlichen und nördlichen Sandsteinzone (8,6%); im Durchschnitt beträgt sie für das Gesamtgebiet 20%. Demgegenüber ist der Anteil der Nicht-Niederösterreicher in Gumpendorf mit 38½% beachtlich hoch. Wenn Schachinger aus der Tatsache, daß „die Nichtniederösterreicher in den Wienerwaldgemeinden am Westrand des Wiener Stadtgebietes sehr spärlich, viel spärlicher als im Innern des Waldgebietes“ sind, den Schluß zieht, „daß den ‚Fremden‘ die Niederlassung in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt nicht besonders entgegenkommend ermöglicht wurde“, so widerspricht dem der Befund in Gumpendorf, wo bereits unmittelbar im Bereich der Hauptstadt — überwiegend innerhalb des Linienwalles — die Nichtniederösterreicher besonders zahlreich sind.

⁵⁾ Bemerkenswert ist auch, daß noch alte deutsche Ortsnamen verwendet werden, die seither lang verschollen sind, wie „Weiden in Friaul“ für Udine oder „Robreit in Tirol“ für Rovereto.

Wir greifen nun aus Schachingers Angaben drei benachbarte, markante und in der Größenordnung der erfaßten Menschenzahl annähernd übereinstimmende Beispiele heraus: Heiligenstadt (2050 erfaßte Personen, davon 16% Nicht-Niederösterreicher), Atzgersdorf (1430 Personen, davon 30% Nicht-Niederösterreicher) und Perchtoldsdorf (1852 Personen, davon ca. 32% Nicht-Niederösterreicher) und stellen sie Gumpendorf (1512 Personen, davon 38½% Nicht-Niederösterreicher) gegenüber. Es ergibt sich folgendes Bild der Herkunft (Zahlenangaben in Prozent der Nicht-Niederösterreicher; + bedeutet: vorhanden, aber unter 1%).

	Heiligen- stadt	Atzgers- dorf	Perchtolds- dorf	Gumpen- dorf
Steiermark	9	35	53	17
Oberösterreich	22	8	3	12
Salzburg	3	5	5	4
Kärnten	+	2	2	2
Tirol		5	2	4
Bayern + Pfalz ⁶⁾	30	18	12	21
Franken	2		+	1
Schwaben	6	10	5	9
übriges Süddeutschland	+	+		5
Schweiz	+	1	+	+
Norddeutschland	+	+	+	1½
Böhmen + Mähren	14½	4	2	11
Schlesien	3	1	+	2
Ungarn + Burgenland	2½	7	5	9
Krain + Untersteiermark	+		+	1½
Italien				2

Verglichen mit den von Schachinger untersuchten Gebieten des Wienerwaldes ist also der nicht-niederösterreichische Anteil der Neusiedler in der Pfarre Gumpendorf gekennzeichnet: 1. Durch den verhältnismäßig geringen Anteil aus den österreichischen Stammländern (39%, gegenüber 69% im Durchschnitt des gesamten Wienerwaldes, 55% in Atzgersdorf, 65% in Perchtoldsdorf). Dabei liegen die Steirer, wenngleich sie auch in Gumpendorf noch an erster Stelle stehen, am stärksten unter dem Wienerwald-Durchschnitt, während die Oberösterreicher bedeutend darüber liegen. 2. Durch den hohen Anteil an bayrischen Siedlern (mehr als das Doppelte des Wienerwald-Durchschnitts). 3. Durch den ziemlich hohen Anteil aus Böhmen und Mähren (überwiegend Sudetendeutsche) sowie aus den ungarischen Ländern (überwiegend Karpatendeutsche). 4. Durch den zwar nicht sehr hohen, aber doch nicht zu übersehenden Anteil aus Oberitalien.

Der hohe Anteil an fremden Neuansiedlern in unmittelbarer Stadtnähe erklärt sich zum Teil dadurch, daß es sich um Spezialisten handelte, wie man sie zur gehobenen Zivilisation und Kultur des städtischen gesellschaftlichen und höfischen Lebens benötigte. Besonders deutlich gilt dies für die — im Wienerwald offenbar vollständig fehlenden — Italiener, unter denen wir in Gumpendorf vier Spaliermacher, drei Lustgärtner und einen Brokatmacher finden. Auch unter den reichs- und sudetendeutschen Zuwanderern finden wir zahlreiche Meister und Gesellen aus verfeinerten Handwerkszweigen.

⁶⁾ Da Schachinger Rheinpfalz und Oberpfalz nicht trennt, müssen wir hier diese uneinheitlichen Gebiete auch zusammenfassen, der Anteil aus der Rheinpfalz war dabei wohl in allen Fällen verhältnismäßig sehr niedrig.

Die vorliegende Zusammenstellung mag ein kleiner Beitrag zur Frage nach der Herkunft der bodenständigen Wiener Bevölkerung sein — eine Frage, die nun schon seit Jahrzehnten, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, nach verschiedenen Richtungen hin in tendenziös einseitiger und entstellter Weise in Presse und Propagandaschriften „beantwortet“ wird.

ABT MATHIAS II. (1516–1532) VON GÖTTWEIG.

P. Emmeram Ritter OSB, Stiftsarchivar.

An der Schwelle des Mittelalters zur Neuzeit stand ein Mann der Abtei Göttweig vor, der mit Recht als der erste Renaissance-Prälat dieser ehrwürdigen Stiftung bezeichnet werden kann. Abt Mathias II., zu Znaim in Mähren geboren, erinnert in vielem an seinen großen Zeitgenossen, den Papst Julius II. (1503–1513), den er zeitlebens hoch verehrte. Gleich ihm war Mathias eine politisch gerichtete Persönlichkeit, weltlich gesinnt, Autorität und Feldherr. An geistigen Fähigkeiten und körperlicher Leistung überragte er, eine wahre Titanennatur, bei weitem das Durchschnittsmaß. Pater Ferdinand Mühleitner weiß in seiner handschriftlichen Geschichte Göttweigs (1812) ¹⁾ zu sagen und beruft sich dabei auf die mündliche Überlieferung: „Mathias besaß so viel Unerschrockenheit, daß er sogar in vielen Dingen dem Bischof von Passau widersprach; überall hat er seine Gegner bezwungen. Gegen seine Mitbrüder war er zwar sehr hart und streng, aber alles zum Wohle seines Hauses.“

Bereits vier Tage nach dem Tod des Abtes Sebastian I. Dräxel (1507–1516), versammelte sich das Kapitulum am 27. August 1516, um die Wahl eines neuen Prälaten vorzunehmen. Als Scrutatoren wohnten die Äbte Sigismund von Melk, Andreas von Altenburg, Wolfgang von Lilienfeld, Propst Kaspar von Herzogenburg und Gregor Angerer, Domherr zu Wien und späterer Bischof von Wiener-Neustadt der Handlung bei. Durch eine Kompromißlösung wurde Mathias, der vorher bereits höhere Ämter, so das des Stiftsvikars (unmittelbarer Vertreter des Abtes nach außen hin) und des Pfarrers von Mautern innehatte, wie sein Vorgänger von sechzehn stimmberechtigten Stiftsmitgliedern gewählt, und am 14. September vom Papste Leo X. bestätigt.

Von den sechzehn Wählern des Abtes sind uns fünfzehn aus dem Wahlprotokoll namentlich bekannt. Da sie in der Folge des öfteren vorkommen, mögen sie hier erwähnt werden. Priestermonche: Fr. Balthasar von Ischl, Vikar, Fr. Daniel von Braunau, Prior, Fr. Martin, Zellerar, Fr. Lambert, Fr. Stephan von Straubing, Fr. Erhard Seyboldt, Fr. Thomas von Waidhofen, Fr. Kaspar von Zwettl, Fr. Ägidius von Steyer, Fr. Leopold Welser. Diakone: Fr. Sigismund, Fr. Georg, ein Maler, Fr. Martin, Fr. Sebastian, sowie ein Laienmönch Fr. Thomas, der auch wahlberechtigt war. Als Vertreter des Kaisers nahm Wolfgang Kynigl, Kleriker der Diözese Brixen und Apostolischer Kaiserlicher Notar, an der Wahl teil ²⁾.

Infolge der mangelhaften Wirtschaftsführung seines Vorgängers Sebastian Dräxel, der wegen Kränklichkeit den zeitbedingten Anforderungen nicht mehr gewachsen war, sah sich Abt Mathias schon vor der Einführung einer allgemeinen Türkensteuer, die 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg beschlossen worden war, genötigt, einige Verkäufe zu tätigen. So verkaufte er am 25. März 1520 dem

¹⁾ Mühleitner-Staltmayr: „Geschichte Göttweigs 1076–1812.“ Hdschr. Arch. Göttw.

²⁾ Wahlprotokoll, Orig. Arch. Göttw.

Andre Phawer und dessen Gattin Christine von Mauer, den gegenüber der dortigen Pfarrkirche gelegenen Toplerhof samt den dazu gehörigen Grundstücken. Dieser Hof war erst am 20. Dezember 1519 durch die Schenkung des Wolfgang Topler, Bürger von Melk, und dessen Frau Elisabeth, an Göttweig gelangt³⁾. In diesem Jahre wurde der Besitz Göttweigs weiter geschmälert. Am 10. August 1520 wurde der Verkauf des Göttweiger Hofes in der Weichenwurz, ein freies Gut mit Herrenhaus und allem Zubehör, an Wolfgang Khirchoffer, derzeit Verweser des Bürgermeisteramtes zu Wien, abgeschlossen⁴⁾. Am 21. März 1521⁵⁾ übergab Mathias den Hof zu Pach samt den dazu gehörigen Gründen dem Mert Prunner und am 8. August 1522⁶⁾ den Göttweiger Hof zu Palt, Gusterhof genannt, dem Achaz Zwentendorffer, gegen eine nicht näher bezeichnete Summe Geldes.

Infolge der auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 gefaßten Beschlüsse wurde wegen des nahe bevorstehenden Krieges mit den Türken eine allgemeine Steuer im ganzen Lande ausgeschrieben, wovon auch die geistlichen Güter nicht ausgenommen waren. Um die Vermögensschätzung aufzunehmen bereiste der landesfürstliche Vicedomus 1523 das ganze Land. Im darauf folgenden Jahre erging an den gesamten Säkular- und Regularklerus, auch an die Mendikanten, die Aufforderung, den dritten Teil der Einkünfte zu den Rüstungen gegen die Osmanen abzugeben. Zur Einbringung der auf die österreichische Geistlichkeit und auf die Wiener Universität fallenden Summe wurden die Prälaten Georg von Klosterneuburg und Michael von den Schotten zu Wien bestimmt. Als Abt Mathias von Göttweig zusammen mit dem Schottenabt Michael vom Kloster Zwettl 250 Pfund Pfennige kassierten, mußte dasselbe zu deren Aufbringung Silbergeschirr und andere Kleinodien veräußern⁷⁾. Dies zeigt, daß die finanzielle Lage der Klöster damals allgemein schlecht war. Einem im Stiftsarchiv Göttweig vorhandenen „Extrakt etlicher Kirchen und Klöster, was selbige in dem Türkenkrieg von ihren Kirchenschätzen dem Landesfürsten und den Ständen contribuiert haben Anno 1526“, ist zu entnehmen, daß Göttweig mit 100 Mark in Silber und 9 Loth, 1219 fl in Geld besteuert wurde⁸⁾. Mit anderen Kirchen und Klöstern verglichen, hat damit Göttweig am meisten, außer Melk, geopfert.

Neben der Türkensteuer galt es 1525 Mittel flüssig zu machen, um Truppen anwerben zu können für die Niederwerfung der eben ausgebrochenen Bauernrebellion. Zur Bestreitung dieser Auslagen wurde wiederum der Klerus, namentlich die Stifte und Klöster herangezogen und von ihnen eine hohe Beisteuer erhoben. So mußte Göttweig 1600 fl erneut bezahlen⁹⁾.

Um diese großen Summen aufzubringen, sah sich Abt Mathias gezwungen Außenstände einzutreiben, sowie Verkäufe und Verpachtungen vorzunehmen. So sandte er am 2. Jänner 1524 den Diener Rupert Wiersing zu dem Salzburger Kardinal und Erzbischof Mathensen, um die ihm früher geliehenen 200 fl zurückzufordern. Ebenso verlangte er die dem Grafen Georg von Schaumburg entlehene Summe zurück¹⁰⁾.

3) Orig. Arch. Gottw.

4) Orig. Arch. Gottw.

5) Orig. Arch. Gottw.

6) Orig. Arch. Gottw.

7) J. F. Keiblinger OSB.: „Geschichte des Benediktinerstiftes Melk.“ Bd. I, S. 729, 739 f.; Vgl. auch F. Walter, Die Steuer des 4. Teiles geistlicher Güter in N.Ö. (1529) (in: „Abhandlungen z. Gesch. u. Quellenkde d. St. Wien“ IV, 1932, S. 166).

8) Orig. Arch. Gottw.

9) Siehe: P. E. Ritter OSB.: „Bauernrebellion in und um Göttweig (1525)“, in „Kulturberichte aus NÖ“, Jhg. 1960, Flg. 3 u. 4.

Wie aus einem Bestandsbriefe des Jahres 1523 hervorgeht, hatte Abt Mathias dem Christoph von Lembach auf 23 Jahre den Zehent zu Höflein gegen eine nicht näher angegebene Summe überlassen ¹¹⁾.

Am 16. Mai 1524 überließ Mathias den Bürgern Wolfgang Waldburger und Georg Eppinger zu Bruck an der Leitha, die dem Stift 200 D geborgt hatten, den Wein- und Getreidezehent dort, wie auch zu Höflein, Altenburg, Raglsbrunn, Götlesbrunn, Arbestal, Entzersdorf, Petronell, Schorndorf und Laubmannsdorf auf drei Jahre gegen jährliche Zahlung von 180 Pfund D, im Göttweigerhof zu Wien zu bezahlen ¹²⁾.

Am 19. April 1525 verkaufte das Stift einen Hof unterhalb des Göttweiger Berges, Dietmannshof genannt, den Hanns Tosch und nach ihm Wolfgang von Herfuert leibgedingweise besessen, mit allem Zubehör dem Urban Holler um 100 Pfund D. Desgleichen wurde am 24. April der Weinzehent in der Pfarre Schiltern dem Hanns von Rosenhartz um 100 Pfund D veräußert. Aus dem Jahre 1525 ist auch ein Verkaufsbrief des Abtes an den Stifthsauptmann Erasmus Pewghamer über einige Güter und Holden, die zu der Vogtei von Hohenegg gehören, vorhanden ¹³⁾.

In einem Schreiben vom 8. Juli 1526 wurde Abt Mathias mitgeteilt, daß auf Grund des Landtagsbeschlusses vom 24. Juni von den Verordneten der drei Stände auf Göttweig eine Rüstung von zehn Pferden, sechzehn Fußknechten und die Summe von 387 T 5 ß 19 D fällt ¹⁴⁾.

Nach dem für die Sache Österreichs unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Mohacs am 20. August 1526 drangen die Türken immer weiter vor. Deshalb forderte Erzherzog Ferdinand seine Landstände zu neuen Kriegsbeiträgen auf. Als er das Verlangen stellte nach dem vierten Teil sämtlicher geistlicher Güter, wurden Abt Mathias von Göttweig und Abt Heinrich von Seitenstetten gewählt, dagegen Vorstellungen zu machen. Sie erreichten nach wiederholten Verhandlungen jedoch nur, daß der Prälatenstand von Niederösterreich 2500 Mann Fußvolk drei Monate hindurch zu unterhalten habe. Wenn auch dadurch die Veräußerung des vierten Teiles der Güter vermieden schien, so brachten doch die begehrten Leistungen einen weit größeren Verlust. Darauf gab der Klerus offen seinen Besitzstand an, damit der Landesherr selbst die abzuliefernde Summe bestimmen könne. In der Zeit vom 3. Oktober bis 28. November 1526 erfolgte die Inventarisierung der Kirchenschätze und es zeigte sich, daß das gesamte Kirchenvermögen in Österreich 13293 Mark in Silber, 55 Mark in Gold und 22252 fl betrug ¹⁵⁾. Mit größter Bereitwilligkeit gab jeder das, was er konnte, um den Erbfeind der Christenheit zu bezwingen. Ganz gewaltig traf auch Göttweig die Verpflichtung zum erneuten Beitrag der Türkensteuer. Nicht weniger als 42 Silberablieferungs-urkunden von August 1526 bis August 1530 beweisen, welch große Opfer Göttweig bringen mußte ¹⁶⁾. Abt Mathias sah sich zu neuen Verkäufen gezwungen.

Am 17. November 1526 liehen Abt Mathias, Prior Bartholomäus und der Göttweiger Konvent, von Wolfgang Grüber, Burggraf zu Petronell und seiner Gattin Anna, 100 Pfund D und verpfändeten dafür den frei eigenen Zehent zu „Keibing“ bei Entzersdorf an der Vischa bis zur Rückzahlung ¹⁷⁾.

Im Juni 1527 überließ Göttweig den Zehent in der Pfarre Hofstetten dem

¹¹⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹²⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹³⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁴⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁵⁾ S. o. Anm. 7.

¹⁶⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁷⁾ Orig. Arch. Gottw.

Christoph von Mainburg auf drei Jahre gegen jährliche Zahlung von 22 Pfund D¹⁸⁾. Am 9. Juli des gleichen Jahres verkaufte Mathias das freie Eigengut am Schindloch in Hofstetten dem Andreas Walthinger, Pfleger zu Rabenstein gegen eine nicht näher bestimmte Summe¹⁹⁾, und am 27. Dezember wurde der Göttweiger Stiftshof zu Mauer, genannt der Schafferhof, samt den Grundstücken und Zubehör dem Mathäus Partzner veräußert²⁰⁾.

Nachdem die drei oberen Stände im Landtage vom 7. Jänner 1528 die Aufbringung von 24.000 fl Hilfgelder gegen die Türken beschlossen hatten, erfolgte für Göttweig am 16. Jänner eine Verschreibung nach der alten Einlage von 763 T 6 ß 13 D, die auf dem Georgitag zu bezahlen wären. Außerdem wurde ein neues Einbekenntnis bis Jakobi verlangt²¹⁾. Abt Mathias, dadurch zu neuen Veräußerungen veranlaßt, verkaufte am 3. Februar 1528 den Besitz zu Maisbierbaum, bestehend aus Häusern, Äckern, Wiesen und anderen Gründen mit Grundzinsen, an Wolfgang Volkra zu Stainabrunn, Kön. Maj. Rat und Hofmarschall²²⁾. Nachdem Mathias bereits im Jahre 1527 mit Ritter Hans Hofmann zu Grünpichl, Kais. Maj. Rat und Schatzmeister, wegen des Göttweiger Hauses zu Wien an der Hochstraße zwischen dem der Benigna Grasserin und den Häusern des Benefiziaten Valentin gelegen, korrespondiert hatte, erwarb der Ritter das Haus 1528, samt dem Lusthaus und dem an die Mantlergasse stoßenden Garten um 1300 fl²³⁾.

Ferner veräußerte Mathias am 22. Februar 1529 das Lehen zu Wulkendorf, welches früher Christoph Potndorffer besaß, dem Stiftshofen Georg Pueben-dorffer und seiner Gattin Barbara, um eine nicht näher bezeichnete Summe Geldes und einen jährlichen Grundzins von 20 ß²⁴⁾.

Im denkwürdigen Türkenjahr 1529 erlitt Göttweig und Umgebung, mit Ausnahme von Brunnkirchen, Nußdorf und Bergern, dank der tapferen Gegenwehr unter der Leitung des streitbaren Abtes Mathias, nur kleinere Schäden. Furchtbar hingegen waren die Beschädigungen in den entfernteren Besitzungen Göttweigs. Aus einem Verzeichnis der Türkenshäden, das sich im Stiftsarchiv erhalten hat, geht hervor, daß die Pfarrkirchen und Höfe zu Kilb, Pyhra, Michelbach, Hainfeld, St. Veit, Kleinzell, Haindorf, Mauer, ferner die Ämter Rottersdorf, Fuching, Greilling und Noppendorf gänzlich oder teilweise zerstört wurden. Unübersehbar war die Anzahl derer, die an diesen Orten, wie in ganz Niederösterreich, von den umherstreifenden türkischen Barbaren getötet oder verschleppt wurden. Aus diesen Gründen hatte das Stift von seinen Wirtschaftsämtern in den kommenden Jahren nicht viel zu erwarten, weshalb sich die finanzielle Lage weiter verschlechterte. Daß Göttweig trotzdem sich noch besser stand als andere niederösterreichische Stifte, ist unzweifelhaft ein besonderes und persönliches Verdienst des ökonomisch befähigten Abtes Mathias²⁵⁾.

1529 wurde von K. Ferdinand verordnet, daß der 4. Teil aller geistlichen Güter und Gülten in den Erblanden verkauft und der Erlös der Türkenhilfe gewidmet werden müsse. Der Widerstand bzw. die Passivität war groß. Die bezüglichen Verhandlungen führte Abt Mathias von Göttweig als Vertreter des n.ö. Prälatenstandes; sie führten ihn im März 1530 sogar nach Prag zu König

18) Orig. Arch. Gottw.

19) Orig. Arch. Gottw.

20) Orig. Arch. Gottw.

21) Orig. Arch. Gottw.

22) Orig. Arch. Gottw.

23) Orig. Arch. Gottw.

24) Orig. Arch. Gottw.

25) Siehe: P. E. Ritter OSB.: „Türkennot in und um Göttweig (1529)“, in „Kulturberichte aus NÖ“, Jhg. 1959, Flg. 7 u. 8.

Ferdinand. Das Ergebnis war, daß die „Quart“ um eine Gesamtsumme von 36.000 fl. rh. abgelöst werden durfte ^{25a)}.

Um die Türkensteuer für das Jahr 1530 aufzubringen, mußte das Stift zunächst 200 Rheinische Gulden von Paulus Milawer, über den uns sonst nichts bekannt ist, entlehnen. Dieser stellte einen Schuldbrief am 29. Mai 1530 aus und setzte fest, daß der Betrag innerhalb von vier Jahren wieder zurückbezahlt werden müsse ²⁶⁾. Außerdem schritt Abt Mathias abermals zu Verkäufen. So veräußerte er am 1. Juni das Amt Pyhra samt dem Graßhof zu St. Pölten an die Herren von Greiß um 2.200 fl ²⁷⁾. Dadurch gelangte Johann von Greiß auch in den Besitz der Kirchen-Lehensherrschaft über Pyhra und Michelbach, was sich kirchenpolitisch später nicht günstig für die katholische Sache auswirkte.

Die Zehente des Stiftes in der Pfarre Nalb dienten Göttweig wiederholt als Pfandobjekt, welche man in Zeiten der Not und finanziellen Schwierigkeiten auf Wiederkauf veräußerte oder verpfändete. Am 7. Juni verkaufte Mathias an Rudolf von Hohenfeld und Hedwig, seine Gattin, ein Drittel des Wein- und Getreidezehents des Stiftes zu Unter- und Oberhalb, sowie 14 Pfund Pfennige Renten auf einem Hofe in Unternalb um 600 Pfund Pfennige zur lebenslänglichen Nutznießung unter Vorbehalt des Wiederkaufrechtes ²⁸⁾.

Ein weiterer Verlust in diesem Jahr war der Verkauf des Amtes Traunfeld in Oberösterreich, welches 1463 Abt Martin von Göttweig vom Abte Thomas von Lambach um 700 Ungarische Dukaten erworben hatte, an den Herrn von Traun um 1500 Pfund Pfennigen ²⁹⁾.

Doch es wurde nicht nur verkauft. Durch günstige Ankäufe und Tauschgeschäfte gelang es dem tüchtigen Abt, die erlittenen Verluste an Besitztümern wieder einigermaßen auszugleichen.

So kaufte er am 21. Dezember 1519 von Jörg Vellendorfer, dem Alten, und seinen Söhnen Kilian, Christoph und Gotthard, die Veste zu Kilb samt Zubehör, die er dem Pfarrer Veit zu regieren und zum Nutzen des Stiftes zu verwalten übertrug ³⁰⁾.

Am 5. November 1521 tauschte Abt Mathias, sein Prior Thomas und der ganze Konvent mit Abt Kilian von Niederaltaich zwei Joch Weingarten „Widem“ genannt, bei der Stadtmauer von Stein gelegen, für einen Weingarten samt einer Hausstatt, „Steinhäupel“, genannt, zu Klosterneuburg ³¹⁾.

Ein weiteres Tauschgeschäft erfolgte im Jahre 1523. Abt Christoph von Kleinmariazell übergab an Abt Mathias den in Wobach in der Pfarre St. Veit gelegenen Hof Osang im Austausch für Naturaldienste zu Markersdorf ³²⁾.

Der im Jahre 1512 von Abt Sebastian verpfändete Zehent zu Maiersch wurde 1525 um 300 ungarische Goldgulden wieder ausgelöst ³³⁾.

Aus dem Jahre 1526 liegt ein Verkaufsbrief vor, dem zu entnehmen ist, daß Richter und Rat der Stadt Tulln an Göttweig ein Joch Weingarten „im Reglperg bey Thulbing gelegen, Traunapel genannt“, um eine nicht näher bestimmte Summe Geldes verkauften ³⁴⁾.

^{25a)} F. Walter (s. Anm. 7), S. 169 ff., bes. S. 174.

²⁶⁾ Orig. Arch. Gottw.

²⁷⁾ Orig. Arch. Gottw.

²⁸⁾ Top. v. NÖ., Bd. VI „Nalb“.

²⁹⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁰⁾ Orig. Arch. Gottw.

³¹⁾ Orig. Arch. Gottw.

³²⁾ O. Eigner: „Geschichte des aufgehobenen Benediktinerstiftes Mariazell in Österreich“, 1900.

³³⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁴⁾ Orig. Arch. Gottw.

Im gleichen Jahre wurde zwischen Abt Mathias und Wolfgang, Freiherr zu Roggendorf, ein Tausch getätigt, kraft dessen von Göttweig dreißig behaute Güter, Viertel-, Halb- und Ganzlehen zu Ober- und Unterfrauendorf, zwei öde Lehen zu Groß, drei halbe Lehen zu Dietersdorf, der Getreide- und Weinzehent zu Frauendorf und Stelzendorf für einen Zehent am Ritterhof, Panholzmühle und einem Drittelzehent zu Niederdürnbach übergeben werden ³⁵⁾.

1528 überließ Abt Christoph von Raitenhaslach und sein Konvent dem Stifte Göttweig einen Hof zu Wädling (unterhalb von Krems) unter der Bedingung, daß alle rückständigen Dienste nachgesehen und dem Raitenhaslacher Hofmeister jährlich vier Eimer Most verabfolgt werden ³⁶⁾. Dabei ist zu bemerken, daß Gelddienste von Wädling an Göttweig zu entrichten schon in den ältesten Dienstbüchern des Stiftes von den Jahren 1302 und 1320 vorkommen.

Auch nach dem Türkenjahr 1529 werden uns Ankäufe überliefert. Am 11. Juni 1530, also in der denkbar schlechtesten Zeit, kaufte Abt Mathias um 1624 Pfund Gelds von Propst Wolfgang von St. Andrae das kleine Amt Trandorf bei Ranna mit allem, was dazugehörte ³⁷⁾.

Eine weitere Erwerbung des geschäftstüchtigen Prälaten waren Gülten zu Gösing am Wagram im Betrag von zwei Pfund und zweiundzwanzig Pfennigen, die er am 12. Juli 1530 von Propst Thoma, der Priorin Afra und dem Konvent des Frauenklosters Pernegg erstand ³⁸⁾.

Außerdem fällt in die Regierungszeit des Abtes Mathias der Kauf eines Hauses in Wien (Schauflegasse), eines in Klosterneuburg und in Palt ³⁹⁾.

Ein weiterer wirtschaftlicher Vorteil, den Abt Mathias für sein Stift erreichte, war die mautfreie Einfuhr des bayrischen Salzes nach Göttweig. Als Erzherzog Ferdinand am 22. Dezember 1522 zu Neustadt alle Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten des Stiftes Göttweig bestätigte, befahl er auf Bitten des Abtes allen Mautnern, Zöllnern und Beschauern das nach Göttweig gehörige „Gott's Heil Salz“ überall frei passieren zu lassen. Im Jahre 1524 stiftete sogar Ferdinand, wiederum auf Ansuchen des Abtes Mathias, gegen Abstellung des freien Salzes aus Bayern, dem Stifte andere 45 Fuder Haller Salz mautfrei, damit ewig ein fürstlicher Jahrtag gehalten werde ⁴⁰⁾. Der Transport des kostbaren Salzes dürfte auf dem Wasserweg, auf Traun und Donau erfolgt sein. Dies geht aus zwei Quittungen hervor, und zwar vom 5. Mai 1527 und 2. Juli 1529, die der Gmundner Salzamtman Sebastian Hofer ausstellte.

Die Schwierigkeiten, mit denen Abt Mathias zu kämpfen hatte, waren aber nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch rechtlicher Natur. Zahlreiche Dokumente weisen darauf hin. Alle aber beweisen, daß es die kraftvolle Persönlichkeit des Abtes stets verstand, Schwierigkeiten zu meistern.

Bereits wenige Wochen nach seiner Wahl beauftragte Kaiser Maximilian I. Abt Mathias durch ein Handschreiben vom 1. Dezember 1516, im Beisein mehrerer Verordneter von Krems und Stein von dem in Göttweig befindlichen Eigentum des Christoph Hertzog ein genaues Inventar anzufertigen. Hertzog war Göttweiger Hofmeister in Stein gewesen und nach seinem Tode beanspruchten nun seine Nachkommen den Nachlaß. In dem genannten Schreiben forderte Maximilian Mathias ferner auf, er möge seinen Verordneten eine Abschrift des Inventares übergeben und sich bis zur Entscheidung jedes Eingriffes in Hertzog's

³⁵⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁶⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁷⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁸⁾ Orig. Arch. Gottw.

³⁹⁾ Orig. Arch. Gottw.

⁴⁰⁾ Orig. Arch. Gottw.

Eigentum enthalten. Dasselbe gelte auch bezüglich des Rabennest-Gutes, auf welches die Nachkommen Hertzog's gleichfalls Ansprüche zu haben meinen⁴¹⁾. Wie aus späteren Nachrichten hervorgeht, konnte Mathias jedoch sein Recht auf den Nachlaß wegen der großen Schulden des Verstorbenen beweisen und ging als Sieger hervor.

Als Sylvester Allinger im Jahre 1520 von den Erben des Hanns Schaffer den nach dem Verstorbenen benannten Hof zu Mauer kaufte, kam er darüber mit Abt Mathias in Streit, da Göttweig den ersten Anspruch darauf zu haben glaubte. Erst 1523 kam eine Einigung dahin zustande, daß Allinger an Göttweig eine Ablöse zu zahlen hatte⁴²⁾.

Am 6. Februar 1522 wurde Mathias vom niederösterreichischen Landmarschall Kaspar v. Volkhendorf und den übrigen vom Landesfürsten zur Beilegung des Streites zwischen Göttweig und dem Steiner Bürger Erasmus Riegler verordneten Räten für den 13. März nach Wien zu einem Verhör zitiert. Am Montag nach „Invocavit“, also nach dem ersten Fastensonntag, reiste Mathias in dieser Angelegenheit nach Wien und übergab dem Anwalt des Stiftes Dr. Friedrich, der wiederholt genannt wird, die Sache⁴³⁾. Über den Ausgang des Prozesses sind wir leider nicht unterrichtet.

Nach längerem Streit zwischen den beiden Städten Krems und Stein einerseits und Stift Göttweig andererseits bezüglich des Fischereirechtes und einiger Auen an der Donau, kam es 1525 zu einem Vergleich. Demnach sollte Göttweig das Fischrecht von Mautern bis Thallern, Krems aber von oberhalb Mautern bis zur Insel Wörth innehaben⁴⁴⁾.

Auf die Bitte der Göttweiger Untertanen des Amtes Rottersdorf, welches an der Straße von Göttweig nach St. Pölten lag und zu dem auch Mauer gehörte, verringerte Abt Mathias neuerdings den Getreidezehent, obwohl diese Vergünstigung schon vor drei Jahren, zur Zeit des Bauerntumultes 1525, gewährt worden war. Dies gab er dem dortigen Verwalter in einem Schreiben vom 22. Juni 1528 bekannt⁴⁵⁾.

Am gleichen Tag dieses Jahres hielten Abt Mathias, der Melker Kellermeister im Namen seines Abtes Sigismund und Christoph von Losenstein zu Schallaburg in ihrer Eigenschaft als Grundherren zu Mauer mit der Gemeinde Mauer eine Beratung ab, um einige Grenzstreitigkeiten gütlich beizulegen⁴⁶⁾.

In Mühlbach, wo die Freiherren Wolf und Watzla von Kollnitz beabsichtigten, den dortigen Teich zu vergrößern, kam nach einer Verabredung mit Abt Mathias am 10. Mai 1529 ein Übereinkommen zustande. Demnach sollte es den genannten Freiherren freistehen, gemäß dem Befehl des Kaisers Karl V., entweder das ganze Kirchenlehen samt den Holden, Zehenten und der Teichstätte, oder nur einzelne Grundstücke am Teiche gegen andere Besitzobjekte einzutauschen, wobei vorher eine genaue Ausmessung und Abschätzung stattzufinden habe⁴⁷⁾.

Als der Amtmann zu Pyhra, Veit zu Ebersreut, Ende des Jahres 1529 den fälligen Zehent noch nicht eingebracht hatte, was in den Verheerungen durch die Türken begründet liegen mochte, forderte ihn Mathias am 26. Dezember

41) Orig. Arch. Gottw.

42) Top. v. NÖ, Bd. V „Mauer“.

43) Registrum abbatis Mathiae.

44) Kinzl: „Chronik der Städte Krems und Stein“, 1869.

45) Orig. Arch. Gottw.

46) Gottw. Cod. manusc. 865, f. 896.

47) Orig. Arch. Gottw.

1529 auf, den Zehent in den Kasten Göttweigs zu St. Pölten zu schicken. Erst auf die Drohung des Abtes hin fügte sich der Verwalter ⁴⁸⁾.

Mit Recht sagt die Überlieferung ⁴⁹⁾: „Abt Mathias müssen besonders seine ökonomischen Kenntnisse angerühmt werden, deren sich Klerus und Adel des öfteren bedienten.“ So wandte sich z. B. Abt Johannes VII. (1525—1539) der Zisterzienserabtei Säusenstein am 27. November 1530 an ihn und Abt Konrad von den Schotten zu Wien. Er bat und bevollmächtigte Mathias, da er selbst keine Käufer aufzutreiben wisse, die ihm schriftlich bezeichneten Holden und Güter der Abtei Säusenstein zu verkaufen ⁵⁰⁾.

Treu zur Seite standen Abt Mathias während der Zeit seiner Regierung zum Teil sehr tüchtige Stifftshauptleute und Verwalter der zu Göttweig gehörigen Herrschaften, die hier kurz erwähnt werden sollen. Bei Übernahme der Regierung des Stiftes durch Abt Mathias am 27. August 1516 war der aus Augsburg stammende Patriziersohn Zimprecht Lieber (auch Liber, Liebert u. a.) ⁵¹⁾ Stifftshauptmann daselbst. Er wurde jedoch bereits am 24. April 1517 als Hofmeister in den Stifftshof nach Stein versetzt, wo er bis zum Jahre 1527 sein Amt zur größten Zufriedenheit seines Vorgesetzten ausübte. 1519 ließ er ein neues Grundbuch für die Herrschaft Stein-Nalb anfertigen, welches heute noch erhalten ist. Welch große Verdienste sich Lieber auch als Verwaltungsmann errang, so muß dennoch gesagt werden, daß er in seiner Eigenschaft als Stifftshauptmann, welches Amt er 1527—1530 zum zweitenmal übertragen bekam, versagte. Zu den Obliegenheiten eines Hauptmanns gehörte nämlich auch die Befehlsgewalt der Göttweiger Soldknechte. Als nun im denkwürdigen Türkenjahr 1529 die Feinde gegen Göttweig heranrückten, flüchtete Lieber zusammen mit dem Rentmeister Wolfgang Wartenberger und kehrte erst zurück, als der Türke wieder abgezogen war ⁵²⁾. Durch diese feige Handlungsweise verscherzte er sich die Gunst des Abtes, der ihn 1530 als Pfleger nach der abseits, zu Göttweig gehörigen Herrschaft Nieder-Ranna schickte.

Von 17. Oktober 1517 bis 1522 finden wir Sebastian Gneystinger als Stifftshauptmann ⁵³⁾. Sein Nachfolger wurde Sigmund Pirkhamer, der am 27. April 1524 wieder ausschied ⁵⁴⁾. Diesem folgte Erasmus Pewghamer ⁵⁵⁾, von dem bekannt ist, daß er am 8. Mai 1528 einem Hauer von Krustetten, namens Christian Heller, beim Pranger zu Furth enthaupten ließ. Heller hatte seinen Nachbarn Steffl Pawrun beim Weinkosten im Dorfe zu Tode geschlagen ⁵⁶⁾. Vorher war Pewghamer Pfleger zu Schönpichl und dann zu Nieder-Rana ⁵⁷⁾. Am 13. Dezember 1528 löste ihn der bereits erwähnte Zimprecht Lieber ab, der am 12. November 1529 durch den tapferen Rudolf Freischlag ⁵⁸⁾ ersetzt wurde.

Pfleger der Herrschaft Nieder-Ranna war um das Jahr 1517 Georg Rattn, wie aus einer Quittung vom 27. März dieses Jahres hervorgeht ⁵⁹⁾. Darin bestätigt Abt Mathias und dessen Prior Leopold, dem Georg Rattn, Pfleger zu

⁴⁸⁾ Orig. Arch. Gottw.

⁴⁹⁾ S. o. Anm. 1.

⁵⁰⁾ Bll. d. Ver. f. Landeskunde v. NÖ: X, 162.

⁵¹⁾ Siehe: P. E. Ritter OSB.: „Zimprecht Lieber (1480?—1541) im Dienste des Stiftes Göttweig“, im „Waldviertel“, 8. Jhg. Nr. 1/2.

⁵²⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵³⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵⁴⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵⁵⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵⁶⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵⁷⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁵⁸⁾ Orig. Arch. Gottw. — s. o. Anm. 25.

⁵⁹⁾ Orig. Arch. Gottw.

Nieder-Ranna, und seiner Gattin Appolonia, 300 Pfund Pfennige leihweise erhalten zu haben und versprechen, es wieder getreulich zurückzubezahlen. Zum Nachfolger Rattn's ernannte Abt Mathias den Christoph Vellendorfer⁶⁰⁾. Am 25. April 1525 übergab Mathias die Herrschaft Ranna dem Rupert Wiersing⁶¹⁾ pflegweise auf vier Jahre, der 1530 von Lieber abgelöst wurde.

Als Verwalter des Amtes Stein verdient neben Lieber auch Hermann Rat⁶²⁾ genannt zu werden, der vorher Diener des Herrn von Starhemberg war und am 18. Jänner 1530 von Abt Mathias zum Hofmeister der Herrschaft Stein berufen wurde, welches Amt er mit Umsicht zum besten Göttweigs einige Jahre innehatte.

Die Türkennot, die die gesamten habsburgischen Länder durch ununterbrochene harte Steuern und die Aufstellung von Mannschaften für den Krieg schwer belastete, traf zusammen mit dem ausbrechenden Kampf zwischen alter und neuer Lehre, zwischen Katholizismus und Reformation. Seit 1520 verbreitete sich das Luthertum in Österreich. Oberösterreich wurde zum Kernland des österreichischen Protestantismus. Bereits 1521 predigte Paulus Speratus, der früher in Salzburg gewirkt hatte, in der Wiener Stephanskirche die neue Lehre⁶³⁾. Auch in Niederösterreich breitete sich Luthers Lehre, vor allem durch die Unterstützung des Adels immer mehr aus. Einer der tätigsten Förderer war Christoph Jörger auf Araburg. Durch den Ankauf der Herrschaft Kreisbach wurde er Nachbar von Lilienfeld und den Besitzungen Göttweigs im Traisen- und Gölsen-tal. Durch seine Feindseligkeit verursachte er in der Folge beiden Stiften „viele Plackereien und Prozesse“, über die sich Abt Mathias öfters beklagte⁶⁴⁾. Wenn sich die Einflüsse des Luthertums auch weniger in Göttweig selbst geltend machten — nur zwei Mönche verließen das Kloster⁶⁵⁾, was im Vergleich zu anderen Ordensniederlassungen sehr wenig ist —, so waren sie doch auf verschiedenen stiftlichen Besitzungen sehr stark. Nicht richtig ist jedoch, daß im Jahre 1517 in Rossatz der Pfarrhof von Lutheranern ausgeplündert wurde, nachdem der Pfarrer gestorben war. Vielmehr dürfte es sich dabei um die ersten Anzeichen eines beginnenden Bauernaufbruchs gehandelt haben, wie dies auch in Zwettl zu beobachten war⁶⁶⁾. Das Ereignis in Mautern, welches sich am 13. Dezember 1521 zugetragen hat, ist jedoch dem Einfluß des Luthertums durchaus zuzuschreiben. Wie aus einer Aufzeichnung des Abtes Gregor Heller (1648—1669) vom 18. April 1655 hervorgeht, erhoben sich am Feste der hl. Luzia (13. Dez.) die Bürger und der Rat von Mautern gegen ihren Pfarrer Frater Martinus. Auch Studenten schlossen sich den Aufrührern an, weshalb sich der Pfarrer bewogen sah, die Kirche abzusperren. Erst dem energischen Eingreifen des Abtes Mathias gelang es, die erregten Gemüter zu beruhigen und sie zur nötigen Reverenz dem Priester gegenüber zu zwingen⁶⁷⁾. Auch in der Herrschaft Nieder-Ranna fand die neue Lehre Eingang und verursachte, daß die Untertanen die Zehentleistungen in der bisherigen Höhe verweigerten⁶⁸⁾. Durch die Jörger von Walpersdorf, die lutheranische Prediger herumschickten, geriet auch die Göttweiger Pfarre Getzersdorf unter den Einfluß des Protestantismus⁶⁹⁾.

⁶⁰⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁶¹⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁶²⁾ Orig. Arch. Gottw.

⁶³⁾ Siehe: Prof. J. Wodka: „Kirche in Österreich“, 1959.

⁶⁴⁾ Top. v. NÖ, Bd. IV „Hainfeld“.

⁶⁵⁾ Reg. abb. Math.

⁶⁶⁾ S. o. Anm. 9.

⁶⁷⁾ Cod. Acta Mathiae.

⁶⁸⁾ S. o. Anm. 9.

⁶⁹⁾ Cod. Acta Mathiae.

Neben den Lutheranern waren es bald die Wiedertäufer, die sich immer mehr bemerkbar machten. Eine besonders starke Gemeinde von Anhängern dieser Sekte entstand in Krems. So meldete der Stadtrat von Krems 1527 an die Regierung, daß Anhänger der Wiedertäufer hier auch unter den angesehenen Bürgern zu finden wären und daß er sich unter diesen Umständen weiter nicht mehr zu helfen wisse⁷⁰⁾. Am 15. November dieses Jahres frug der Kremser Stadtrat an, was er gegen die bei Gedersdorf sich aufhaltenden Wiedertäufer zu unternehmen habe. Die Regierung antwortete: Die Wiedertäufer, deren man habhaft werde, seien in den Arrest zu werfen. Ende Dezember erschien der landesfürstliche Befehl, die schwangeren wiedertäuferischen Weiber oder solche, welche Kinder haben, wenn sie zur wahren Religion zurückkehren, aus dem Arrest zu entlassen⁷¹⁾.

Zu den Anhängern der Wiedertäufer in Krems gehörte auch der Maler Hanns Kellner, Bürger zu Krems, der verschiedentlich im Dienste Göttweigs stand, samt seiner Frau Barbara. In einem Schreiben vom 17. Februar 1528 konnten die Kremser Stadtväter der Regierung berichten über die Einvernahme der Wiedertäufer Hanns Kellner, Maler, Hanns Eysle, Plattner, und Barbara, dessen Frau, schließlich der Margareta, Gattin des flüchtigen Sebastian Gloser; sie hätten widerrufen und den wahren christlichen Glauben wieder angenommen; die schwangere und kranke Frau des Hanns Kellner wurde kommissionell in ihrer Wohnung einvernommen und schwor gleichfalls ab⁷²⁾.

Im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Wiedertäufer ist auch ein Schreiben des Schottenabtes Michael vom 20. April 1528 von Interesse. Es ist an Abt Mathias gerichtet und hat folgenden Wortlaut: „Unsern gruess und andacht zu got. Nachdem die erwürdigen herrn und die vom praelaten standt und all annder geistlich, so in disem ertzherzogthumb Österreich u. d. E. waren, sich am vergangen freytag den XVII. dies monats apprilis auf befehl unsers herrn und landesfürsten Ferdinand fanden, umb zu beraten, was zu ausraittung und vertilgung der verfürlichen sect und leren, so sich mit der widertawff verachtung des hochwürdigen sacraments und in ander vil unerherlich wider unsern heiligen cristenlichen glauben erhebt zu tuen sey, seyen sechshundert guldein aufzubringen ...“⁷³⁾. Göttweig hatte für diesen Zweck 66 fl zu erlegen, die kurz darauf bezahlt wurden⁷⁴⁾.

Ein Sittenbild dieser bewegten Zeit der eben angebrochenen Reformation gibt auch ein Brief Erzherzog Ferdinand's an Abt Mathias vom 14. März 1528 (Wien). Darin wurde mitgeteilt, daß die Nonne Katharina Fläserin vom St. Clara-kloster zu Wien von dort geflohen sei und wider ihre Religion einen Mann geheiratet hatte. Beide sollen sich in Göttweig befinden. Durch ein angeschlossenes kaiserliches Dekret wurde Mathias beauftragt, die Nonne gefangennehmen zu lassen und nach Wien auszuliefern, wo sie die gerechte Strafe zu erwarten hat⁷⁵⁾.

Wie aus den Aufzeichnungen des Abtes zu entnehmen ist, wirkte im Jahre 1528 in Stein ein protestantischer Prädikant Peter, gegen den Mathias wiederholt Stellung nahm⁷⁶⁾.

⁷⁰⁾ Bll. d. Ver. f. Landeskunde v. NÖ: XXXIII, 417.

⁷¹⁾ Orig. Conc. Arch. Krems; s. o. Anm. 44.

⁷²⁾ MP III (1528), S. 295 ff.; siehe: Dr. Fr. Dworschak: Krems-Stein und Göttweig in der Kunst des ausgehenden Mittelalters“, in d. Festschrift zum 950jährigen Stadtjubiläum von Krems und Stein, 1948.

⁷³⁾ Orig. Arch. Gottw.

⁷⁴⁾ Reg. abb. Math.

⁷⁵⁾ Orig. Arch. Gottw.

⁷⁶⁾ Reg. abb. Math.

Seit dem Jahre 1521 und von da ab immer lebhafter, je größere Fortschritte der Protestantismus in den deutschen Ländern machte, regte sich in den Gebieten, die von demselben noch nicht oder nur teilweise ergriffen waren, das Gefühl der Notwendigkeit einer Verbesserung der hierarchischen Institute. Während in den Ländern jenseits der Alpen bald in dem einen, bald in dem anderen Orden dieses Gefühl hervortrat, war es diesseits der Alpen das weltliche Regiment, welches eine Verbesserung herbeizuführen suchte. Erzherzog Ferdinand und seine Räte glaubten in den Visitationen das Mittel hiezu gefunden haben; durch sie konnte man die Ausdehnung der neuen Lehre und die Mißbräuche hemmen, waren doch gerade die Mißbräuche die Hauptursache des kirchlichen Zwiespaltes in den Erblanden. Nachdem Ferdinand bereits 1524 eine Instruktion an die niederösterreichische Landesregierung erlassen hatte, in der er die Unterdrückung der neuen Lehren forderte, beschloß er 1528, vor allem auf den Rat des Bischofs Johann von Revellis (1523—1530) von Wien hin, eine allgemeine Visitation in den Klöstern vornehmen zu lassen. Doch wie sich später zeigte, war diesen Bestrebungen nur ein teilweiser Erfolg beschieden⁷⁷⁾.

Bei der Bearbeitung der Urkunden und Akten aus der Zeit des Abtes Mathias stößt man auch auf zahlreiche pfarrgeschichtliche Nachrichten und Notizen, die vor allem auf die Besetzung der Göttweiger Pfarreien interessante Hinweise geben.

Bezüglich der Pfarrkirche St. Gotthard zu Göttweig wird ersichtlich, daß 1518 ein Herr Giliger hier Pfarrer war⁷⁸⁾. Unter ihm vermachte 1518 Hanns Bäurn in Aigen ein Viertel Weingarten in der Ackerleithen der St. Gotthardkirche gegen jährliche Abhaltung einer gesungenen Vigil und eines stillen Amtes⁷⁹⁾. Sein Nachfolger war 1519 Fr. Ägidius⁸⁰⁾. Am 30. Juni 1521 bezeugte Abt Mathias, daß der Pfarrer Wolfgang Plangk von Göttweig, vor ihm, dem Prior und dem Hofmeister Wolfgang Wildperger, ehrliche Rechnung von 1520 bis 1521 gelegt hat⁸¹⁾. Wie aus einem Schuldbrief vom 4. August 1521, in Wien ausgestellt, hervorgeht, ließ Abt Mathias von dem Wiener Domherrn Dr. Valentin Khraller, 124 Pfund D aus, um Anschaffungen für das St. Gotthardi-Gotteshaus machen zu können⁸²⁾. Leider ist nicht zu ersehen, um welche Anschaffungen es sich handelte. 1529 ließ Mathias das Anniversariumsbuch der Göttweiger Pfarrkirche neu schreiben⁸³⁾. Zugleich bestimmte er, daß der jeweilige Pfarrer, wenn nötig, Sonntags in der St. Blasienkirche am Fuße des Göttweiger Berges Gottesdienst halten, eine Exhorte oder ein Amt singen solle, so das Volk dies erheischt⁸⁴⁾. Wolfgang Plangk scheint 1532 noch immer als Pfarrer der St. Gotthardkirche auf⁸⁵⁾.

Für die durch den Tod des Pfarrers Wolfgang Grundthouer erledigte Pfarrkirche St. Andreas in antiqua insula (Altenwörth), präsentierte Abt Mathias dem Herzog Ernst, Administrator des Bistums Passau, am 7. Juni 1518, den Kleriker der Passauer Diözese Leonhard Huebmar⁸⁶⁾. Als dessen Nachfolger

77) Bll. d. Ver. f. Landeskunde v. NÖ: XXVI, 156; siehe: Buchholtz: „Geschichte der Regierung Ferdinands I.“

78) Orig. Arch. Gottw.

79) Cod. Acta Mathiae.

80) Reg. abb. Math.

81) Cod. Acta Mathiae.

82) Orig. Arch. Gottw.

83) Reg. abb. Math.

84) Cod. Acta Mathiae.

85) Reg. abb. Math.

86) Orig. Arch. Gottw.

schlug er am 6. Mai 1519, nach dem Tode Huebmars, den Priester Johannes Moslperger vor, der von Passau bestätigt wurde⁸⁷⁾.

Um den Bewohnern der zu Göttweig gehörigen Ortschaft Brunnkirchen den Besuch des Gottesdienstes zu erleichtern und das religiöse Leben zu fördern, ließ Abt Mathias 1517 an Stelle des Brunnhofes eine Kapelle erbauen⁸⁸⁾. Diese wurde am 11. Oktober 1522 von Bernardus, Weihbischof und Suffragan von Passau, zu Ehren des hl. Urban konsekriert⁸⁹⁾. Das Kirchweihfest wurde auf den Sonntag vor dem Martinifest festgesetzt. Für die Einweihung erhielt der Bischof, sowie seine Bedienten am Samstag vor dem Fest des hl. Gallus 4 Rheinische Gulden⁹⁰⁾. Nebst den Bestätigungen für die Errichtung des neuen Gotteshauses erhielt Mathias von Papst Leo X. Ablässe und von Erzherzog Ferdinand Privilegien, darunter 1524 eine jährliche Zuweisung von Salz⁹¹⁾. Leider ging der Ort mit mehreren gut bestifteten Häusern samt der Kapelle infolge der Verwüstungen durch die Türken 1529 völlig ein. Erst 1617 wurde das Gotteshaus von Abt Georg Falb (1612—1631) wieder hergestellt. Zugleich entstand eine Neusiedlung, die nach der dort 1522 erbauten und wiederhergestellten Kirche „Brunnkirchen“ genannt wurde⁹²⁾.

Im Jahre 1524, vom 2. Jänner bis 10. April, weilte Frater Caspar Molitoris, ein Karmeliterpriester aus Wien, in Göttweig, um wegen der Übernahme der Pfarre Gösing und der Begründung einer klösterlichen Niederlassung zu verhandeln⁹³⁾. Wirklich entstand dort ein kleines Karmeliterkloster, von dem aus die Pfarre betreut wurde.

In der Pfarre Hainfeld wirkte 1526 Georg Schwör als Pfarrherr, welcher sich gegen den Abt Mathias einen Zehent anmaßte. Endlich kam ein Vergleich zustande, durch den Göttweig im Besitze des Zehents verblieb, der Pfarrer aber wegen auf der Kanzel vorgebrachten Iniurien gestraft wurde⁹⁴⁾. Für Georg Schwör, der freiwillig resigniert hatte, präsentierte Abt Mathias am 6. April 1528 Wolfgang Weihpegkh, einen Kleriker der Diözese Passau als Pfarrer⁹⁵⁾. Von ihm ist bekannt, daß er am 8. Juli 1529 den kleinen Zehent zu Hainfeld auf drei Jahre um jährlich 10 Pfund D, die am „St. Pöltentag“ zu zahlen sind, von Göttweig übernahm⁹⁶⁾.

Als Pfarrer von Hofstetten begegnet uns 1517 ein Herr Leonhard und 1525 ein Herr Leopold, über die uns nichts überliefert ist⁹⁷⁾. Im Jahre 1528 wird ein Herr Hanns aus St. Pölten als Benefiziat genannt, der sich als Baumeister betätigt haben dürfte und als solcher den zu Göttweig gehörigen Grashof zu St. Pölten errichtet hat⁹⁸⁾.

Als Pfarrer von Kilb wirkte in der Zeit von 1515—1541 Magister Veit Chayninger, oder Vitus, wie er in einer Bulle des Papstes Leo X. genannt wird. Obwohl ein Wiener Kleriker, war er Mitbegründer der Fronleichnambruderschaft in Krems und erster Benefiziat derselben. Als solcher wurde er am 10. Oktober 1515 von Fr. Walthasar, dem Prior Daniel und dem Konvent von Göttweig

87) Orig. Arch. Gottw.

88) Cod. Acta Mathiae.

89) Cod. Acta Mathiae.

90) Reg. abb. Math.

91) Cod. Acta Mathiae.

92) Top. v. NÖ, Bd. II „Brunnkirchen“.

93) Cod. Acta Mathiae.

94) Bll. d. Ver. f. Landeskunde v. NÖ: XV, 437; Top. v. NÖ, Bd. IV „Hainfeld“.

95) Cod. Acta Mathiae.

96) Orig. Arch. Gottw.

97) Reg. abb. Math.

98) Reg. abb. Math.

zum Pfarrer von Kilb vorgeschlagen. Unter ihm, aber auf Anregung des Abtes Mathias, der sich dadurch ein bleibendes Denkmal setzte, wurde 1519 ein neuer massiver Kirchturm aus Sandstein erbaut. Zur Deckung der großen Kosten verpfändete das Stift der Kilber Bürgerschaft und der „nachbarschaft besamt pfarrleut“ den Kirchenzehent. Auf die Bitte Chayningers um die Bestätigung der Kirchenprivilegien wurden dieselben am 5. Juli 1522 in Wien genehmigt und die Kaiserurkunde von Jörg von Roggendorf und Rudolf von Hohenberg gefertigt. Auf Grund der Privilegien wählte er sich am 31. März 1523 ohne Wissen der Regierung, welche sich als Viztum die Obervogtei vorbehalten hatte, den Kanzler des Kaisers Max Treytzawerwein von Ehrentreitz zum Vogte. Wegen dieser Eigenmächtigkeit mußte sich Chayninger in Wiener-Neustadt verantworten und erhielt dort einen entsprechenden Verweis. 1525 schrieb Pfarrer Chayninger an Abt Mathias, „daß der frume und khorsamste caplan Philipp Schachner um aufbesserung ersuche, da er von den phenningen so geen vierhundert ausmachen nit leben kann . . .“. Abt Mathias dürfte dieser Bitte nicht entsprochen haben, denn Schachner verließ Kilb noch im gleichen Jahr. Sein Nachfolger war ein Herr Wolfgang⁹⁹⁾.

Die Pfarre Kottes, die in der Zeit der Regierung des Abtes Mathias Wolfgang Schaffpeckh verwaltete, wurde nach dessen Tod am 3. Oktober 1532 an Stephan Rueger oder Rieder verliehen, der aber bereits 1534 starb¹⁰⁰⁾.

In den Jahren 1515 bis 1520 hatte der Priester Imhof die Pfarre Mauer inne¹⁰¹⁾. Unter ihm wurden 1518 neue Glocken angekauft, die ein St. Pöltner Glockengießer goß und dafür am Fest des hl. Michael (29. Sept.) 60 Pfund Pfennige erhielt. Für Zehrung und Transport bekam er 2 fl¹⁰²⁾. Da es 1520 zwischen Imhof und seinen Pfarrkindern zu einem ernsten Zerwürfnis kam¹⁰³⁾, resignierte dieser. Hierauf präsentierten Abt Mathias, Prior Thomas und der ganze Konvent von Göttweig den Passauer Kleriker und familiarem nostrum Wolf Waschensackh¹⁰⁴⁾. Im Jahre 1517 erfolgte eine Stiftung durch Walburga Sultzbeckin, Witwe des Christian Freiherrn von Hohenfeld¹⁰⁵⁾.

Bekanntlich war Abt Mathias unmittelbar vor seiner Wahl am 27. August 1516, allerdings nur kurze Zeit, Pfarrer zu Mautern¹⁰⁶⁾. Für das Benefizium ad Altare St. Trinitatis in der Pfarrkirche St. Stephan zu Mautern schlug Mathias, nachdem der Priester Johannes Schober gestorben war, dem Herzog Ernst, Administrator von Passau, den Augsburger Kleriker Johann Hieber, und zwar am 21. Dezember 1518, vor¹⁰⁷⁾. Ein weiteres Benefizium in der Mautener Pfarrkirche, ad altare Corporis Christi, wurde nach Ableben des letzten Benefiziaten Gabriel Peghart an den Passauer Kleriker Johannes N. übergeben, am 22. oder 27. April 1520¹⁰⁸⁾. Wie einem Schreiben vom 10. September 1524, Wien, zu entnehmen ist, incorporierte der päpstliche Legat Kardinal Laurentius dieses Benefizium wegen des geringen Ertrages von 6 fl im Jahr und weil es nicht leicht deshalb besetzt werden konnte, auf Bitten des Abtes Mathias hin, der Pfarrkirche zu Mautern¹⁰⁹⁾. Ein drittes Benefizium zu Ehren der hl. Anna mit

99) P. B. Kießling OSB.: „Geschichte der Pfarre Kilb“, 1925.

100) Reg. abb. Math.; Top. v. NÖ, Bd. IV „Kottes“.

101) S. o. Anm. 9.

102) Reg. abb. Math.

103) S. o. Anm. 9.

104) Orig. Arch. Gottw.

105) Hohenecks Genealogie I, 393.

106) Top. v. NÖ, Bd. V „Mautern“.

107) Orig. Arch. Gottw.

108) Orig. Arch. Gottw.

109) S. o. Anm. 106.

der Stiftung eines Benefiziaten zum St. Annaaltar in der Pfarrkirche, welches am 3. Mai 1498 von dem Mautener Bürger Erhard Kobolt errichtet worden war, wurde am 11. Jänner 1529 vom Bistumsverweser von Passau, Herzog Ernst, erneut bestätigt ¹¹⁰⁾. — Am 8. Juli 1521 verzichtete der Passauer Kleriker Gregor Eyshoffer auf die ihm verliehene Kirche St. Peter zu Mautern zu Gunsten des Regensburger Klerikers Sigismund Zachart ¹¹¹⁾. Um 1531 wirkte ein Herr Stephan als Kooperator sehr verdienstvoll ¹¹²⁾.

Für die durch freiwillige Resignation erledigte Pfarre Mühlbach durch den bisherigen Pfarrer Wolfgang Weisman oder Weinmann, der bereits 1512 genannt wird, präsentierte Abt Mathias am 16. Dezember 1528 den Passauer Kleriker Johannes Präschl (Prachsl, Prächsl) ¹¹³⁾. Als dieser 1532 starb, wurde der Augsburger Kleriker Leonard Camrer am 15. Februar desselben Jahres sein Nachfolger ¹¹⁴⁾.

In Michelbach begegnet uns 1530 Michael Mayrhofer als Pfarrer. Er mußte am 18. August dieses Jahres über sein Einkommen an Pfarrpfründen-Gülten Rechnung legen ¹¹⁵⁾.

Die durch den Tod des Pfarrers Georg Lantsch (Länntsch), Kanonikus von Wien, verwaiste Pfarre Nappersdorf erhielt am 30. Dezember 1519 der Kanonikus zu Wien und zu Brixen, Gregor Angerer, den Abt Mathias dem Passauer Offizialat in Wien präsentiert hatte. Als jedoch hiervon Wilhelm von Zelking, der Vormund der Kinder Heinrichs von Kuenring, Kenntnis erhielt, legte er seine Leute in den Nappersdorfer Pfarrhof, damit sie die Rechte geltend machten, die er für seine Mündel in Anspruch nahm. Da der dortige Vikar sowohl den Abt von Göttweig, als auch den Propst von Stein verständigte, erhoben beide bei Wilhelm von Zelking Vorstellungen. In seinem Antwortschreiben vom 9. und 22. Jänner behauptete dieser jedoch, die Kuenringer hätten das Recht, den Pfarrer in Nappersdorf einzusetzen, in die Temporalien einzuführen, und der Pfarrer müßte sich mit ihnen wegen der Einführung in die Pfarre und Räumung des Pfarrhofes mit einer Entschädigung abfinden. Auch die früheren Pfarrer hätten das gleiche getan und hätten sich, auch wenn sie widerstrebten, endlich dazu bereit gefunden. Er werde deshalb den Pfarrhof erst räumen, wenn sich der Pfarrer oder der Abt zur Zahlung von 100 ungarischen Gulden herbeiläßt. Hierauf erklärte Abt Mathias in einem Schreiben vom 25. Jänner 1520, daß, wenn früher die Pfarrer freiwillig etwas gegeben hätten, wäre es als eine Gabe anzusehen; dadurch wäre aber kein Recht erwachsen. Dr. Angerer war zu dieser Zeit in Österreich gar nicht anwesend, wurde aber auf seiner Reise über Innsbruck bald erwartet. Wie die Angelegenheit weiter verlief, ist leider nicht mehr festzustellen. Wahrscheinlich aber leistete Dr. Angerer an die Kuenringer eine Zahlung, um den ungestörten Temporalienbesitz seiner Pfarre antreten zu können. — Im Jahre 1522 hatte Kaiser Karl V. dem Abte Mathias auf Grund des Rechtes der preces primariae aufgetragen, dem Kleriker der Diözese Brixen Hölzl das nächste freiwerdende Benefizium zu verleihen. Auf Grund dieses Auftrages verlangte nun derselbe 1524 tatsächlich das Pfarrbenefizium von Nappersdorf, das durch den Tod des Pfarrers Angerer wie allgemein angenommen, erledigt wurde. Abt Mathias machte dies jedoch von einer diesbezüglichen Bewilligung seitens des Erzherzogs Ferdinand abhängig. Dieser erließ aber bald

¹¹⁰⁾ S. o. Anm. 106.

¹¹¹⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹¹²⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹¹³⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹¹⁴⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹¹⁵⁾ Orig. Arch. Gottw.

auch seinerseits am 7. Juni 1524 einen Verleihungsauftrag zugunsten Hölzls. Unterdessen besann sich Abt Mathias und präsentierte selbst den Bewerber. Als sich jedoch herausstellte, daß Dr. Angerer gar nicht gestorben war, wurde die ganze Sache rückgängig gemacht. Angerer behielt das Pfarrbenefizium bei, auch als Bischof von Wiener-Neustadt, wozu er 1530 ernannt wurde ¹¹⁶⁾.

Die Pfarre Rabenstein wurde am 24. Dezember 1522, nach dem Tode des Pfarrers Johannes, vom Passauer Offizial in Wien, Dr. Christoph Tenngler, auf die Bitte des Abtes Mathias hin, an Adam de Fortz, Doktor der Medizin und Kanonikus Leodiensis, vergeben. Dr. Christoph Tenngler investierte ihn persönlich ¹¹⁷⁾. Als Pfarrvikare sind bekannt 1521 ein Herr Martinus ¹¹⁸⁾, 1524 ein Herr Thomas ¹¹⁹⁾ und 1528 ein Herr Thomas Haransagel ¹²⁰⁾, der mit dem erstgenannten Thomas nicht identisch ist.

Am 10. April 1517 präsentierten Abt Mathias, Prior Leopold und der Konvent, dem Bischof Wigileus von Passau auf die durch den Tod Wolfgang Wolmuet's erledigte Pfarrkirche ad St. Jacobum apost. in Rossatz, den Passauer Kleriker Sigismund Amberger ¹²¹⁾. Dieser resignierte freiwillig am 9. August 1520 zugunsten des früheren Kaplans von Mautern, Wolfgang Kastner, der 1531 immer noch als Pfarrer genannt wird ¹²²⁾. Auf dessen Präsentation hin verlieh der Passauer Offiziale Laurentius Motz am 22. April 1529 durch ein Handschreiben das durch den Tod des bisherigen Benefiziaten Gothard Schober erledigte Benefizium des St. Katharinenaltares dem Wolfgang Planckh von Göttweig ¹²³⁾.

Der bisherige Kellermeister von Göttweig, Fr. Erhard, einer der treuesten Anhänger des Abtes Mathias, erhielt, wohl zum Dank, 1516 die Pfarre St. Veit an der Gölsen ¹²⁴⁾, die wiederholt als die beste Pfarre Göttweigs bezeichnet wird. Am Samstag nach dem Sonntag „Oculi“ des Jahres 1517 reiste Mathias vom Landtag zu Wien nach St. Veit, um persönlich Fr. Erhard dort als Pfarrer einzusetzen ¹²⁵⁾.

Nach dem Tode des Pfarrers Joseph von Tradigist im Jahre 1520 ergaben sich Schulden, die das Stift tragen mußte ¹²⁶⁾. Sein Nachfolger wurde Fr. Ägidius ¹²⁷⁾. 1522 übernahm der frühere Rossatzter Pfarrer Sigismund Amberger die Pfarre ¹²⁸⁾. Auf ihn folgten 1527 ein Herr Kolomann und 1728 ein Herr Joseph. Der erstgenannte blieb bis 1534 in Tradigist als Vikar ¹²⁹⁾.

Kirchenrechtlich von Interesse ist, daß Abt Mathias des öfteren herumziehenden Klerikern, die sich an ihn wandten, den zu ihrer Ordination notwendigen Tischtitel verliehen hat. So gab er am 11. Juli 1518 dem Martin Drosendorffer aus Znaym, Kleriker der Diözese Olmütz, am 19. Februar 1520 dem Kaspar Karner aus Regensburg, Kleriker dieser Diözese, am 17. September 1521 dem Oswald Sturm aus Hall bei Steyer, Kleriker der Passauer Diözese und am 13. Februar

¹¹⁶⁾ Top. v. NÖ, Bd. VI „Nappersdorf“.

¹¹⁷⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹¹⁸⁾ Reg. abb. Maht.

¹¹⁹⁾ Reg. abb. Math.

¹²⁰⁾ Reg. abb. Math.

¹²¹⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹²²⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹²³⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹²⁴⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹²⁵⁾ Reg. abb. Math.

¹²⁶⁾ Reg. abb. Math.

¹²⁷⁾ Reg. abb. Math.

¹²⁸⁾ Reg. abb. Math.

¹²⁹⁾ Reg. abb. Math.

1525 dem Michael Schantl von Patzmannsdorf, Kleriker der Passauer Diözese, den Tischtitel bis zur Erlangung eines Benefiziums¹³⁰). Vielleicht ist der Beweggrund dazu darin zu suchen, daß Mathias hoffte, dadurch Priester für seine Pfarreien zu gewinnen.

Die streng kirchliche und patriotische Gesinnung des Abtes Mathias kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß er zum Bau des St. Stephansdomes zu Wien, einem Anliegen aller Bewohner des Landes unter der Enns, eifrig beitrug, und dem Bischof Georg von Slatkonja (1513—1522) zu Wien im Jahre 1519 mit Rat und Tat behilflich war. In einem Schreiben vom 22. April 1519 aus Wien verlieh ihm deshalb Dr. Johannes Trapp¹³¹), ordentlicher Lektor und Kommissär zur Einhebung von Almosen zugunsten der Stephanskirche in Wien, das Recht, sich einen beliebigen Beichtvater wählen zu dürfen, der sogleich die Fakultät erhalten sollte, ihn in vorgeschriebener Form zu absolvieren¹³²).

Abt Mathias war auch ein großer Verehrer des Allerheiligsten Altarsakramentes und Förderer der „Bruderschaft unseres Herrn Fronleichnam“ zu Krems. In einem Schreiben vom 12. Juli 1517 bat ihn deshalb der Zechmeister und die ganze Bruderschaft, er wolle zum Fronleichnamsfest in Krems das Amt und die Prozession halten, nachdem sie vom Papst Leo X. durch eine Bulle die Erlaubnis bewirkt hatten, die Prozession wie zu St. Stephan in Wien und den Heiland durch die Straßen der Stadt tragen zu dürfen¹³³).

Trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen Abt Mathias zu kämpfen hatte, beschäftigte er eine Reihe von Künstlern und Handwerkern. Aufzeichnungen darüber verdanken wir dem „Registrum manuale abbatis Mathiae“, den Rechnungsbüchern des Abtes, sowie verschiedenen Dokumenten aus seiner Regierungszeit.

Der drohenden Türkennot zu begegnen ließ Abt Mathias Festungswerke bei der Einfahrt auf der Südseite errichten, umgab das Stift mit Gräben und Mauern, ließ vor allem auf der Ostseite einen tiefen Graben aufwerfen, der im Türkenjahr 1529 gute Dienste leistete und wovon heute noch Reste vorhanden sind. Die im 15. Jahrhundert erbaute Burganlage, die dem Stifthsauptmann und seinen Reisigen zur Wohnung diente, wurde ausgebaut. Auch beschaffte er Rüstzeug und Waffen, darunter auch einige Kanonen, kurzum alles, was für eine Belagerung und Verteidigung notwendig war¹³⁴). Für die Ausrüstung war der Kremser Büchsenmacher Hanns Peirl verschiedentlich tätig¹³⁵).

Im einzelnen ist uns über die Bautätigkeit des tatkräftigen Prälaten folgendes bekannt: 1517 wurde mit dem Aufwerfen der Gräben begonnen. Im Jahre 1518 bezahlte er für den Ausbau einer Stube im Spital 3 tal. Pf. und ließ steinerne Fensterstöcke für den „gemalten Saal“, wohl das Refektorium, machen. 1519 erhielt der Maurer Kaincz samt seinen Gesellen für das Graben einer Gruft unter der St. Benediktuskapelle 7 fl, der Bartel Walch für das Gewölbe im Bischofszimmer und das unter dem Kastenhaus zusammen 33 fl 6 Pf. Der Maurer Bernhard wurde für die Türe unter der Pfisterei und dem neuen Kreuzfenster mit 2 fl entlohnt. Der gleiche Bernhard, diesmal aber Steinmetz genannt, bekam zusammen mit seinem Gesellen Wilhelm, dem Steinbrecher Kölbl und dem Jörg Weykarten für verschiedene Arbeiten 23 fl. Jörg Weykarten, Georg, dessen Bru-

¹³⁰) Cod. Acta Mathiae.

¹³¹) Dr. Joh. Trapp, Prof. d. Theol., wurde 1521 Rektor der Universität Wien und stiftete ein Stipendium für Theologen. Er starb am 11. XI. 1524.

¹³²) Orig. Arch. Gottw.

¹³³) Orig. Arch. Gottw.

¹³⁴) S. o. Anm. 25.

¹³⁵) Reg. abb. Math.

der, und Christoph Peyner waren 1520 mit dem Anlegen des „vorderen Grabens“ (Südseite) beschäftigt, während Kölbl mit dem Bau des Zwingers (Zwinger wurde der zwischen der äußeren und inneren Ringmauer einer Stadt- oder Burgbefestigung liegende Umgang genannt, der auch gerne zur Abhaltung ritterlicher Übungen und Feste Benützung fand) am Samstag nach Scholastika betraut wurde. Im gleichen Jahre wurde der Maurermeister Michael von Nußdorf beauftragt, „die Maur über den Graben hinauszumauern“. Der oben bereits genannte Maurer Bartel Walch erhielt für die Aufführung der Friedhofmauer und des Bades am Pfisterhof, welches übrigens bis vor dem ersten Weltkrieg in Betrieb stand, 24 tal. Pf. Kurz vor seinem Tode — Walch starb 1521 in Traismauer — baute er noch eine Zisterne beim Siechenhaus. 1521 legten die beiden Maurer Michael von Nußdorf und Franz von Theyern mit ihren Gesellen den Graben vor dem Tore an, wofür ihnen 18 tal. Pf. ausbezahlt wurden. Außerdem wurden in diesem Jahre die Fenster des Bischofszimmers mit eisernen Läden versehen. Michael von Nußdorf war indes nicht nur Maurer sondern auch Steinmetz. Als solcher lieferte er für die beiden neuen Zimmer fünf steinerne Fensterstöcke, für die der Kremser Glaserer Jörg Wiltperger 1522 Glas zurichtete. Die Eintragung lautet: „um etlich gleser geschmelzt, so maister Jerg Wiltperger gemacht zalt 5 tal. Pf.“ 1522 wurde auch das Turnierhaus von Michael von Nußdorf neu gebaut, mit einem Gewölbe versehen und der Boden gepflastert. Die zwei Fensterstöcke dazu lieferte er ebenfalls. Die Gebrüder Walch, wohl die Söhne des Bartel Walch, von denen der ältere Franz hieß, errichteten in diesem Jahre die Mauer vor dem Tore, 1523 ein Gewölbe im Frauenkloster für das Zimmer der Kellermeisterin, ein Gewölbe im Kreuzgang und ein großes Gewölbe im Binderhaus. Für das Abdecken der Giebelmauer und ein behauenes Kreuz darauf zu befestigen, sowie für das Anwerfen des Siegelzimmers erhielten sie alles zusammen 35 tal. Pf. Außerdem war 1523 noch der Maurer Andre Forster im Dienste Göttweigs beschäftigt, der aber nicht mit dem Welschen Steinmetz Andre, der 1524 mehrere steinerne Fensterstöcke lieferte, identisch ist. Der bereits bekannte Meister Michael von Nußdorf scheint 1524 mit den Befestigungsanlagen am Tore beschäftigt gewesen zu sein. Die dazu erforderlichen Steinmetzarbeiten oblagen dem Welschen Andre, der 1525 dafür 59 tal. Pf. empfing. Die Taverne, die beim äußeren Tor (Südseite) lag und in die Befestigungen einbezogen war, wurde einer gründlichen Renovierung unterzogen. Die Innenausstattung für die Stube und die Kammer besorgte ein Tischler aus Stein.

Die Hafnerarbeiten im Stifte verrichtete der Kremser Hafnermeister Wolfgang, der 1517 im Refektorium, in der Turnierstube, im Pfistereihofe und im Siechenhaus neue Öfen setzte. Außerdem nahm er Reparaturen im Frauenkloster, in der Binderstube, im Gasthaus, in der Torstube, im Schloß, im Bischofszimmer und im Schusterhause vor. 1521 setzte er einen Ofen im neu eingerichteten Zimmer, wofür er 11 tal. Pf. erhielt.

Neben seiner Bautätigkeit entwickelte Abt Mathias trotz der denkbar ungünstigen finanziellen Lage eine erstaunliche Aktivität bezüglich Anschaffungen für Kirche und Kloster. Unter den im Dienste Göttweigs stehenden Künstlern vor und während der Regierungszeit des Abtes Mathias, befinden sich bedeutende Künstler, über die wir durch die Rechnungsbücher des Prälaten gut informiert sind ¹³⁰⁾.

Vor allem war es die Passauer Künstlerfamilie Kriechbaum, die von Abt Mathias, wie schon von seinen Vorgängern, Aufträge erhielt. So geht aus den Aufzeichnungen hervor, daß Kriechbaum am 5. April 1517 6 ß d erhielt und am 26. Juli des gleichen Jahres 3 Pfund Pfennige von Mathias borgte. Am 30. Juni 1518 quittierte der Künstler 15 Pfund Pfennige, die er von ihm an Stelle des

¹³⁰⁾ S. o. Anm. 72.

Hanns Wirt in Schwallenbach erhalten hat. Diesem sollte Kriechbaum eine geschnitzte Tafel für die Kirche in Maria Laach machen. Der Betrag sei von der Schuld des Abtes an Hanns Wirt in Abzug zu bringen. Im gleichen Jahre empfing Kriechbaum von Abt Mathias am 1. September 4 tal. Pf. für Farben und am 28. Oktober 10 tal. 2 ß 12 d für ein Kruzifix. Dieses hat sich übrigens bis auf unsere Tage erhalten und ist in der Taufkapelle zu Göttweig zu sehen. Neben dem in der Stiftskirche befindlichen Kruzifix sind mit Wahrscheinlichkeit auch die herrlichen Kruzifixe in den Kirchen Maria Laach, Spitz, Kilb und St. Veit an der Gölsen¹³⁷⁾ aus der Werkstatt des spätgotischen Meisters. Die Bekanntschaft der Pfarrer Veit Chayninger zu Kilb, der vorher erster Benefiziat in Krems war, und Fr. Erhard Seybolt zu St. Veit, der vor 1517 das Kellermeisteramt in Göttweig innehatte, mit dem Künstler, ist mit Sicherheit anzunehmen.

Als Hausmaler Göttweigs kann ein anderer Vertreter der Donauschule, Andre Stangl, bezeichnet werden. Seine Beziehungen zu Göttweig verdankt er seinem Vater Johann Stengl oder Stangl, der seit 1475 wiederholt in den Stiftsrechnungen als „Göttweiger Bote“ aufscheint. Nach dem Ableben seines Meisters Laurenz Wilgiter zu Krems hatte Andre Stangl dessen Witwe Apollonia geheiratet und gleichzeitig die Führung der Werkstatt übernommen. Seit dem Jahre 1502 werden in den Rechnungen der Äbte von Göttweig laufende Zahlungen und Leihgelder an Stangl verzeichnet. Auch sonst hat sich über ihn und seine Gestion ein größeres Material in den Archiven Krems und Göttweig erhalten. Ob er mit dem Maler Andre in Eggenburg identisch ist, bleibt allerdings fraglich. Während der Regierungszeit des Abtes Mathias war der Künstler mit der Ausmalung des neuen Refektoriums beschäftigt, und zwar im Jahre 1518. Im gleichen Jahre lesen wir die Notiz: „Item dem Stengl maler geben auf sein malberch (15 Posten zusammen) 15 Pfund Pfennige 5 ß.“ Am 2. und 16. Jänner 1519 empfing er weitere Geldzuwendungen von je 4 ß d. Kurze Zeit darauf starb er in Göttweig, wohin er sich nach dem Tode seiner Gattin 1518 zurückgezogen hatte. Bereits am 5. Februar 1519 beschwerte sich die Stadt Krems bei Abt Mathias bezüglich der Verlassenschaft Stangls und verlangte deren Rückstellung.

Die von Stangl im Stifte begonnenen Arbeiten setzte anscheinend der Maler Ludwig fort; 1519 erhielt er dafür wiederholt Zahlungen. Genauere Nachrichten sind uns erst wieder für 1523 überliefert, denen zufolge der Kremser Meister Hans Kellner dem Stifte seine Gesellen Ludwig — offenbar der genannte Maler — und Peter mit einem Knaben überließ. Sie hatten den Ölberg vor dem Göttweiger Münster anzufertigen. Auch von einer nach Wien in die Kapelle des Stiftshofes zu liefernde Tafel ist die Rede.

Als Maler betätigte sich auch der Göttweiger Konventuale Frater Gregor. Für den Kauf von Farben bekam er 1518 2 tal. Pf., und 1521 für Farben und Gold, um die Kellnerstube auszumalen, 3 tal. Pf.

Einem bisher völlig unbekannten Maler und Bildhauer begegnen wir 1521 in Meister Friedrich zu Krems. Für die Fassung eines Bildes und für sechs kleine geschnitzte Kinder, wohl Putten, in die neue Stube wurden ihm 16 tal. Pf. ausbezahlt.

Nicht weniger aufschlußreich sind die Aufzeichnungen des Abtes Mathias bezüglich der in seinen Diensten stehenden Goldschmiede. Vor allem war es der Goldschmiedmeister Ulrich zu Krems, an den seit 1516 wiederholt Zahlungen geleistet wurden. 1517 erhielt er 47 tal. Pf. für Opferkännchen, Ringe, Schnecken, einem Griff zu einem Griffel aus Silber und einem neuen Kelch, des weiteren

¹³⁷⁾ Siehe: P. E. Ritter OSB.: „Kulturgeschichtliche Notizen über die Pfarre St. Veit a. d. Gölsen“, in „Heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Lilienfeld“, Jhg. 1960, Nr. 2 ff.

lieferte der Meister 1519 etliche Ringe und welsches Trinkgeschirr aus Gold und Silber. Im Jahre 1520 wurde Ulrich beauftragt, ein Mathiasbild „in modum apostoli“ anzufertigen, für welches 1521 eine Abrechnung vorliegt: Macherlohn 32 tal. Pf., für Feinsilber 20 tal. Pf. und 144 Lot gewöhnliches Silber. 1523 scheinen zwei Zahlungen auf von zusammen 13 tal. Pf., darunter für zwei neue Meßkännchen.

Von 1517 bis 1519 war auch der Kremser Goldschmied Meister Michael für Göttweig beschäftigt. So wurden ihm für etliche Becher 12 tal. Pf. ausbezahlt.

Verschiedene Käufe tätigte Abt Mathias bei dem Wiener Goldschmied Hannsen Werner. Er ließ bei diesem einen Abtring 1517 machen, erstand 1520 ein mit Perlen geschmücktes Pektoreale und 1523 acht Trinkbecher. 1524 vermerkte der Abt in seinem Register: „Aurifici zu Wien Hanzzen Wernner geben zu machen dy pecherl mit dem mathia oben drauff sambt 3 ungrischen gulden zu vergolden und er hat X lot silber darzue geben dan sy alle wegen (wiegen) LI lot facit alles XIII tal.“

Eine weitere Erwerbung ist am 18. August 1526 zu verzeichnen. Abt Mathias kaufte an diesem Tag von Abt Johannes von Seysenstein ein großes vergoldetes Kreuz mit Maria und Johannes darunter stehend, mit Edelsteinen besetzt, um 282 tal. Pf. ¹³⁸⁾.

Zahlreich sind in den ersten Jahren der Regierung des Abtes Mathias die Anschaffungen für die Kirche. So wird 1516 der Ankauf von Textilien für die Ausstattung des Hochaltars und ein neues Meßgewand aus Damast vermerkt. Für ein Kreuz aus Samt auf ein Meßgewand wurde 1517 1 tal. Pf. ausgegeben, und dem Seidennäher für zwei Chorkappen, eine kleine Infel und ein Paar Pontifikalschuhe 10 tal. Pf. bezahlt. Ausgaben für Teppiche finden sich 1520 und 1523. Dabei wurden für einen besonders schönen Teppich aus Siebenbürgen 7 tal. Pf. gegeben. Die Anschaffung eines Antiphonariums in Pergament um 6 tal. Pf. wird im Jahre 1520 verzeichnet.

Ein Werk, das sich leider nicht bis auf unsere Tage erhalten hat, obwohl noch frühere Grabdenkmäler allerorts zu finden sind, ist der Grabstein des Abtes Sebastian Dräxl. Er ist eine Schöpfung des Steinmetzmeisters Peter von Melk, der dafür am Sonntag vor Allerheiligen des Jahres 1518 10 tal. Pf. erhielt. Von Interesse ist auch folgende Notiz: „Simonis et Juda, denen so unsers vorfaders grabstain gen Mautarn von der Thunaw auf den wagen gezogen, geben 4 Pf.“

Als ein musikgeschichtlich höchst interessantes Dokument ist ein Kontrakt vom 12. April 1527 zwischen Abt Mathias und dem Orgelbauer Michael Rytzinger, Bürger von Passau, zu bezeichnen ¹³⁹⁾. Darin verpflichtet sich „mayster Michael in den chor auf diesen künftigen sumer (zwischen Ostern und Pfingsten) zu Gotweig ein orgl machen und setzen solle. Das dieselb mit stimwerch und plass auch andre diser Kunst notdurfft der orgl zu Ambstetten gleich und gemäß sy.“ Abt Mathias bezahlte ihm dafür 100 Pfund Pfennige. Über Rytzinger ist leider sonst nichts bekannt, als daß er 1518 im Stifte Kremsmünster ein Hornwerk schuf ¹⁴⁰⁾. Der Kontrakt ist die erste Nachricht über den Bau einer Orgel im Stifte Göttweig. Wenige Jahre vorher, 1520, berichten die Aufzeichnungen des Abtes Mathias von der Anschaffung einer kleinen Chororgel: „Um etlich Gespreng zu ainem positiff geben dem Maler 13 fl. vor ain positiff geben, so maister Thomas gemacht hat, 60 tal. Pf., und das selbig bar bezahlt.“

Das Interesse für den Bau einer Orgel dürfte in Zusammenhang stehen mit der Wiederbegründung des im 14. Jahrhundert eingegangenen Sängerknaben-

¹³⁸⁾ Orig. Arch. Göttw.

¹³⁹⁾ Orig. Arch. Göttw.

¹⁴⁰⁾ Oskar Eberstaller: „Orgeln und Orgelbauer in Österreich“, 1955, S. 15.

institutes. Es ist anzunehmen, daß Abt Mathias die alte Tradition wieder aufnahm, da unter ihm diese Institution wieder erwähnt wird, deren Aufgabe neben der Pflege des liturgischen Gesanges auch die Sicherung des klösterlichen Nachwuchses war. Die Leitung des Institutes oblag dem Rector scholarum, welchem einige Schulgehilfen beigegeben waren. Dieses Amt hatte von 1517 bis 1521 ein Herr Martinus aus Waldhausen inne, der ab 1519 auch den Organistendienst versah, da der bisherige Organist Johannes das Stift verlassen hatte. Unter ihm wirkten als Schulgehilfen Madtrer, der genannte Organist und Altist Johannes, der Tenorist Max, ferner Raffner und Schweinzer. An die Stelle Raffners trat 1520 Michael Lang, der 1521 Rector scholarum wurde. Im Jahre 1523 übernahm dieses Amt der frühere Schulmeister aus Lengenfeld Steffan, während Michael Lang und dessen Bruder Sigl ihm als Gehilfen beigegeben wurden. Als Organist war seit dem Jahre 1522 Nikolaus von Melk tätig, der am Altmannitag nach Göttweig gekommen war. In den Aufzeichnungen des Abtes Mathias findet sich auch im Jahre 1517 eine Ausgabe von 2 fl 20 Pf. mit dem Bemerken, „dem Schulmeister von Mautern, der nach alter Gewohnheit zu Weihnachten in Göttweig sang“.

Wie überall stellte Abt Mathias auch im öffentlichen Leben, im Dienste für Kaiser und Vaterland, stets seinen Mann.

In der langen Reihe der Prälatenstandsverordneten, die sich aus Vorständen der österreichischen Stifte, Klöster und Gotteshäuser zusammensetzte, findet man so manchen Namen, den die Nachwelt noch in dankbarer Erinnerung an ihre segensvolle, dem Gemeinwohle gewidmete Wirksamkeit bewahrt. Persönlichkeiten, die man als umsichtige Vorstände ihrer anvertrauten Häuser aus der Stifts- oder Klostergeschichte kennen lernte, beraten inmitten der Herren und Ritter über das Wohl und Wehe des Landes, entscheiden über die politischen Geschicke Niederösterreichs. In die Reihe der Prälatenstandsverordneten, die sich besondere Verdienste errangen, gehört auch Abt Mathias. Er war in den Jahren 1517, 1518, 1520—1524 und 1530—1532 Mitglied des Prälatenstandes¹⁴¹⁾. In dieser Eigenschaft reiste er 1517, zu Beginn der Fastenzeit, zum erstenmal nach Wien zum Landtag¹⁴²⁾. Am 6. Dezember dieses Jahres wurde Abt Mathias als Ausschußmitglied zu Kaiser Maximilian nach Wels, wo sich alle niederösterreichischen Ausschußmitglieder versammelten, berufen. Er blieb dort achtzehn Tage. Von Beginn der Fastenzeit des Jahres 1518 bis zu Pfingsten weilte Abt Mathias in Innsbruck zur Beratung¹⁴³⁾. Zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes mußte er sich allerdings von den Fuggern Geld ausleihen, wie ein vorhandener Schuldbrief vom 18. April 1518, zu Innsbruck ausgestellt, beweist¹⁴⁴⁾. Die von Fugger entliehenen 100 fl zahlte Mathias laut Brief vom 6. Juni 1518 wieder zurück, indem er den Betrag dem Kolman Helnstainer, des Fuggers Diener zu Wien, übersandte¹⁴⁵⁾. Am 13. Mai dieses Jahres schrieb Mathias aus Innsbruck nach Göttweig, daß er in großer Geldnot sei und um Übersendung von 30 oder 40 fl bitte, damit er heimfahren könne; er hoffe, der Ausschuß möge bald vom Kaiser entlassen werden¹⁴⁶⁾.

Im Laufe der Beratungen dürfte es anscheinend zwischen den geistlichen und weltlichen Ausschußmitgliedern zu ernststen Differenzen gekommen sein, denn zahlreiche Prälaten unter der Führung des energischen Abtes Mathias, beschwer-

¹⁴¹⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁴²⁾ Reg. abb. Math.

¹⁴³⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹⁴⁴⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁴⁵⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁴⁶⁾ Orig. Arch. Gottw.

ten sich beim Kaiser über die Verschwörung einiger weltlicher Ausschußmitglieder, die sich gegen die Geistlichen richten würde. Am 21. Mai brach Mathias von Innsbruck auf ¹⁴⁷⁾.

Kaiser Maximilian stellte nach Verständigung mit den Ausschüssen der verschiedenen Länder am 24. Mai 1518 zu Innsbruck einen Verteidigungsplan gegen feindliche Einfälle, besonders gegen die Türken auf und ließ sich mittels eines Libellbriefes von den Ausschüssen der Länder 400.000 Rheinische Gulden zu vier Terminen (vier aufeinander folgende Weihnachten) bewilligen. Auf Österreich unter und ober der Enns entfielen 120.000 fl. Als Ausschußmitglieder von Österreich unter der Enns werden genannt: Georg, Propst zu Klosterneuburg, Mathias, Abt zu Göttweig, Georg von Puchaim, Erbtruchseß in Österreich, Rudolf von Hohenfeld, Wilhelm von Neudegg, Ulrich Crabath von Lappiz, Doktor, Mert Sybenburger, Doktor und Bürger zu Wien, und Michael Pollt, Bürger zu Krems. Gefertigt und gesiegelt wurde diese Bewilligung von Abt Mathias zu Göttweig, Rudolf von Hohenfeld, Wilhelm von Neudegg und Mert' Sybenburger von gemeiner Landschaft Österreichs unter der Enns ¹⁴⁸⁾.

In einem Schreiben vom 19. Jänner 1519 aus Wien ¹⁴⁹⁾ erhielt Abt Mathias die Nachricht, daß Kaiser Maximilian am 12. Jänner „seinen Abgang von dieser Welt genommen hat“. Weiter heißt es darin: „... nachdem ihr auf dem Landtag, so wir auf Mittichen nach St. Pauli Bekehrung künftig ausgeschrieben allhier zu Wien erscheinen werdet, begehren wir an Euch mit Fleiß, ihr wollet alsdann von dannen aus Ihro Kaiserliche Mayestät zu ihrer Begräbnis in der Neustatt mit einer geringen Zahl Pferde in schwarz mit leichten Kerten gekleidet mit andere Dienern, und Euror Inful und Pontifical mit Euch bringen und Kaiserlicher Mayestät die Ehre geben ...“. Am 27. Jänner brach Mathias auf, begleitete den Leichnam des „letzten Ritters“ nach Wien und von dort weiter nach Wiener Neustadt, wo der tote Kaiser in der dortigen Burgkapelle bestattet wurde. Erst nach vierzehn Tagen kehrte Abt Mathias nach Göttweig zurück ¹⁵⁰⁾.

Am Vigiltag des hl. Johannes des Täufers (23. Juni) wohnte Abt Mathias als Kaiserlicher Kommissär der Abtwahl bei den Schotten in Wien bei ¹⁵¹⁾. Anschließend nahm er an einer Hochzeit zu Kilb teil und begab sich am 25. Juli 1519 wieder nach Wien zum Landtag, wo er bis zum Leonarditag (6. Nov.) blieb ¹⁵²⁾.

Wie einer Aufzeichnung des Jahres 1520 zu entnehmen ist, reiste Abt Mathias mit sieben Rossen, begleitet von Pater Prior und vier Fratres, die zur Ordination nach Klosterneuburg fuhren, nach Wien zum Landtag, der am Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) begann, und mit der Erbhuldigung an Erzherzog Ferdinand schloß ¹⁵³⁾. Gegen Ende seines Lebens erhielt Abt Mathias von den niederöst. Ständen als Anerkennung seiner vielen Verdienste ein silbernes Kreuz mit einer Statue des Apostels Mathias ¹⁵⁴⁾.

Nicht uninteressant sind die Nachrichten von Ereignissen, die sich zur Zeit der Regierung des Abtes Mathias in und um Göttweig zugetragen haben. Abgesehen von der Bauernrebellion 1525 ¹⁵⁵⁾ und dem denkwürdigen Türkenjahr 1529 ¹⁵⁶⁾, was hier nicht gebracht werden soll, da darüber bereits ausführliche

¹⁵⁰⁾ S. o. Anm. 25.

¹⁴⁷⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹⁴⁸⁾ Gottw. Cod. manusc. Nr. 888 (rot); Nr. 1033 ex Codice Privileg. der Landschaft, p. 230 et sequ.

¹⁴⁹⁾ Gottw. Cod. Manusc. Nr. 896 (rot).

¹⁵⁰⁾ Cod. Acta Mathiae.

¹⁵¹⁾ Reg. abb. Math.

¹⁵²⁾ Reg. abb. Math.

¹⁵³⁾ Reg. abb. Math.

¹⁵⁴⁾ Top. v. NÖ, Bd. III „Göttweig“.

¹⁵⁵⁾ S. o. Anm. 9.

Arbeiten existieren, gibt es lokalhistorische Geschehnisse, die bisher unbekannt waren.

Wie bereits berichtet, verließen zwei Mönche unter Abt Mathias das Kloster. Während der Kämmerer und Maler Fr. Georg 1520 Göttweig für immer verlassen hat, gelang es dem Küchenschreiber Raydl, den 1517 geflüchteten Fr. Gregor zur Rückkehr zu bewegen. Als Dank dafür erhielt Raydl von Abt Mathias 2 tal. Pf. ¹⁵⁷⁾.

Die sprichwörtliche benediktinische Gastfreundschaft wurde stets auf das eifrigste gepflegt, und den Gästen zu Ehren Jagden abgehalten, an denen sich auch die Konventualen beteiligten. Anlässlich des Besuches von Fr. Laurentius aus Kleinmariazell 1519 fand eine Jagd in den Donauauen statt, bei der auch unter anderem Wildschweine gestochen wurden. Das Schußgeld der Jäger betrug für Füchse 40 Pf., für Hasen 24 Pf. und für Wölfe sogar 8 tal. Pf. Im Jahre 1519 weilte der Vetter des Abtes Jörg Kamrer in Göttweig, der sehr arm gewesen sein dürfte, da er eine neue Kleidung erhielt, und 1522 besuchte der Kantor Merten aus Wien, auch ein Verwandter des Abtes, Göttweig. 1523 sandte Abt Leonhard von Ottobeuern seinen Konventualen Fr. Plazidus nach Göttweig, „damit er den Unruhen entgehen möchte“ ¹⁵⁸⁾.

Die ärztliche Betreuung des Göttweiger Konventes lag von 1516 bis 1522 in den Händen des Kremser Mediziners Dr. Enghart, an den wiederholt Zahlungen geleistet wurden. Als 1521 in und um Göttweig die Pest herrschte, wurde auch Abt Mathias von dieser bösartigen Krankheit befallen. Nur der ärztlichen Kunst des Meister Niklas von Herzogenburg war es zu danken, daß er gerettet wurde. Nach seiner Genesung ließ Abt Mathias von einem Arzte aus Ebersberg bei München, namens Dr. Stephan, um 2 tal. Pf. „Lebenswasser“ kommen ¹⁵⁹⁾.

In einem Schreiben vom 14. Jänner 1527 gab Laurenz Baldun, Doktor der Medizin, Abt Mathias Ratschläge, da dieser an einem inneren Fieber und Nasenbluten litt; er bat ihn, ihm mitzuteilen, ob aus dem rechten oder linken Nasenloch mehr Blut fließe; im übrigen aber möge er auf Gott und dann ihm vertrauen ¹⁶⁰⁾.

Eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1519 berichtet über eine Brandkatastrophe im Dorfe Palt bei Göttweig. Durch Nachlässigkeit des Johann Stern und dessen Frau Dorothea brannte die ganze Ortschaft ab, weshalb sie ihres ganzen Lehens verlustig gingen ¹⁶¹⁾.

Von Interesse ist auch die Anmerkung im Register des Göttweiger Küchenmeisters Fr. Gregor Puz aus dem Jahre 1532 ¹⁶²⁾. Sie lautet: „1532 am Abend Jacobi (25. Juli) ist das große Gewässer gekommen und hat den Bach Fladniz das Getreide im Hof zu Furth (im heutigen Pfarrhof) getränkt und höher als mannshoch im Hof gestanden. Nach Jacobi alsbald das Wasser gefallen. Rudolf Freyschlag zog nach Neustatt mit der Rüstung und Heerwagen, allesamt mit Harnisch und rot gekleidet. Am Abend Altmanni ist die große Flucht vor dem Türken gewesen und viel Volk nach Göttweig kommen. Der Kirchenkreuzgang, alles voll, um mit Weib und Kind sich zu schützen vor dem Feind. Die Spanier haben auch dies Jahr Crems verbrannt und um den Berg großen Schaden getan mit plündern und brennen. Es ist auch mehr denn hunderttausend Mann stark unser Kaiser zu Wien gelegen, aber nichts ausgerichtet, also wieder abzogen. Der

¹⁵⁷⁾ Reg. abb. Math.

¹⁵⁸⁾ Reg. abb. Math.

¹⁵⁹⁾ Reg. abb. Math.

¹⁶⁰⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁶¹⁾ Orig. Arch. Gottw.

¹⁶²⁾ Gottw. Cod. manusc. Nr. 896 (rot).



Türk hat großen Mordsbrand und überaus viel Volk aus dem österreichischen Land hinweggeführt und ist ungeschlagen abzogen.“

Ein Beweis, wie angesehen Abt Mathias war, ist ein Schreiben des Bischofs Theoderich Kammerer (1521—1530) von Wiener Neustadt ¹⁶³⁾. Er schrieb von Stein, wo er sich auf der Durchreise von Augsburg kommend befand und im Göttweiger Hof übernachtet hatte, am 26. Juli 1529: „Lieber Herr und Bruder! Wisset, daß ich heunt von Augsburg aus hierher gegen Stain kommen in Hoffnung Euch zu finden, denn ich wahrlich viel Secreta, so der Feder nicht zu vertrauen, anzuzeigen hätt, dann was communiora seyn hat, Euch sonder Zweifel Euer Hauptmann berichtet, aber was Secretiora, bis auf jetzt zu Augspurg gehandelt, so mir zum Teil wissend, hätt ich Euch wahrlich gern im geheim mündlichen angezeigt und Euch etlich fast heimliche Schriften so meinand zu communicieren, lesen lassen und wann ich so eilends mit heim müßt, wann ich nun ganze zwölf Wochen aus bin, so wollt ich selbst zu Euch hinaufsayn, das aber alles dieser Zeit nit sein kann, bittend Ihr wölket den guten Willen für das Werk nehmen bis solange uns Gott mit Freuden zusammenhilft. Caeterum so wisset Euer Ehrwürden, daß ich zu Augspurg einen Brief empfangen, in welchen Ihr mir eines Bischofsstabs halben schreibt, darauf ich längst, wo ich den Brief empfangen, geantwortet hätt. Nun wisset, daß ich zwey eigene habe nemlich ein silbernen von fast köstlicher Arbeit, auch selbst habe machen lassen, der mir noch nicht feil ist; aber sonst hab ich einen kupfernen vergoldten und sofern Euer Ehrwürden noch nicht versehen, will ich denselben Euer Ehrwürden schenken, leihen oder darumb ein Numbschatz geben, allein laßt mich eine Antwort wissen. Sonder Zweifel Ihr wisset was die lutherischen Fürsten Kays. Mayst. der Religion halben für ein schriftlich Unterricht gegeben haben, und ist endlich an dem, daß Ihr Herrn Prälaten alle heuraten musset, sofern androß die Sächsischen fürstlich opinion ihren Fürgang wird haben, aber die Kays. Mayst. ohn allen Scherz geordnet verharret heftig auf den Articuln in causa fidei, will es endlich frey mit lieb oder mit der schärf.“

Über die letzten Lebensjahre des Abtes Mathias sind wir durch seinen Briefwechsel mit dem Göttweiger Stifthsauptmann Rudolf Freischlag unterrichtet.

In einem Brief vom 10. August 1532 klagt Abt Mathias: „Gott der Allmächtige plagt mich mit der Schwachheit und je länger desto schwächer werde ich.“ Trotzdem äußerte er sich wiederholt, falls die Türken wieder vor Göttweig kämen, würde er die Verteidigung übernehmen. Doch dies war nicht notwendig, der Feind kam nicht in die Gegend des Stiftes. Am 15. August meldete sich Freischlag aus Wien, wo er mit den von Göttweig ausgerüsteten Söldnern, die er befehligte, weilte. Er schrieb: „Ich bin bei Dr. Enczianer gewest und habe ihm Euer Gnaden Krankheit angezeigt, wie mir das Euer Gnaden aufgetragen haben. Der Doctor sagt, kommt Euer Gnaden nicht bald hierher, so trüge er Sorge, es wäre die Wassersucht. Es wäre sein Rat, Euer Gnaden zögen herab (nach Wien) und ich bitte Euer Gnaden wollen es nicht verachten, denn die Gesundheit ist ein großes Gut. Euer Gnaden haben viele guten Leute im Haus, die vertreten können.“ Nachdem die Türken abgezogen waren, befolgte Abt Mathias den Rat und begab sich anfangs Oktober nach Wien in das Schottenkloster, um sich von Dr. Enczianer behandeln zu lassen. Es war aber zu spät; er starb am 13. Oktober 1532 an Wassersucht ¹⁶⁴⁾, fern von seinem geliebten Göttweig, dem er zeitlebens ein tapferer und tüchtiger Oberer war.

Der Leichnam des Prälaten wurde nach Göttweig überführt und hier bestattet ¹⁶⁵⁾. Über die Leichenfeier selbst ist leider nichts überliefert.

¹⁶³⁾ Gottw. Cod. manusc. Nr. 896 (rot).

¹⁶⁴⁾ Necrol. Gottw.

¹⁶⁵⁾ Necrol. Gottw.

An Abt Mathias erinnert der herrliche Grabstein in der Vorhalle der Stiftskirche Göttweig. Die rote Marmorplatte mit dem Wappenrelief ist von Totenköpfen und Mohnblumen umgeben und wird von einer Inful bekrönt. Rechts und links befindet sich auf Granatäpfeln die Gestalt des Todes mit Bogen, Stundenglas und Schaufel. Auf den Inscriptbändern ist zu lesen: „O Mors quam amara est memoria tua homini ineundo“ ¹⁶⁶⁾. Das Wappen ¹⁶⁷⁾ zeigt im (weißen) Schild



Grabstein des Abtes Mathias II. von Göttweig (gest. 1532).

einen (braunen) rechtsstehenden Wolf auf einem dreifachen (grünen) Hügel, in der rechten Vorderpfote einen (goldenen) Krummstab so haltend, daß derselbe über die rechte Schulter gelegt erscheint. Aus dem geöffneten Rachen des Tieres hängt seine Zunge heraus und durch den Oberkiefer ist der lateinische Buchstabe C (eisenfärbig) in verkehrter Richtung gestreckt, so daß die Öffnung des

¹⁶⁶⁾ ÖKT, Bd. I, S. 471.

¹⁶⁷⁾ Gottw. Cod. manusc. „Miscellanea“ Nr. 895.

Buchstabens auswärts sieht. Unter dem Wappen in einfachem Kartuschewerke mit Putten wird in den einspringenden Ecken eine Inschrift in Antiqua ersichtlich, die lautet: „In Mathiam secundum archimandritam Gotvicensem epitribion. — Mathia si forte rogas hoc ossa secundi-Conduntur tumulo meus ignobilis abbas — Vite testantur hoc monumenta sua.“ Die Umschrift in gotischen Minuskeln heißt: „Anno domini MDXXXII am XIII tag des monats Octobris ist gestorben der erwürdick her Mathias abt und hie begraben ligt dem got genädig sey und allen glaubigen selen, amen.“

EINE BAUERNHOCHZEIT IM PITTENTAL.

Von F. Schunko, Wien.

Viele Jahre schon verbringe ich schöne Urlaubstage auf einem Bauernhof im oberen Pittental und meine Frau und ich fanden während dieser Zeit auch herzlichen Anschluß bei der Familie des Hauses.

So ist es auch verständlich, daß wir zu einem der schönsten Familienfeste, zur Hochzeit einer Tochter des Hauses, im Jahre 1958 eingeladen wurden. Es war bestimmt für uns eine Ehre, aber für mich war das Erlebnis größer, dabei sein zu können bei den alten Hochzeitsbräuchen mit Spruch, Lied und Tanz. Und zu der Festesfreude, die alle umfaßte, gesellte sich bei mir der Wunsch hinzu, dies einmal aufzuzeichnen und auch auf Tonband aufzunehmen.

Ernst Hamza hat in seinem Aufsatz: „Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiet“ (1912) eine Bauernhochzeit ausführlich beschrieben und auch Franz Hurdas hat in seinem Buch: „Die niederösterreichische Bauernhochzeit“ (1949) Lied und Brauchtum im Wechselgebiet berücksichtigt. Es mag aber interessant sein, was davon heute noch lebt und inwieweit es sich verändert hat.

Bevor ich vom Hochzeitstag erzähle, sei noch gesagt, was dem Festtag vorangegangen ist. So wie immer und überall, müssen einmal zwei junge Menschen in Liebe zueinander finden. Ist man sich über alles einig — bei einem Bauern muß auch über die wirtschaftlichen Belange gesprochen werden —, dann zeigt man es den Pfarrern und Pfarrgemeinde der Braut und des Bräutigams an und an den drei nächsten Sonntagen werden die Brautleute nach der Predigt von der Kanzel „herabgeworfen“, das heißt, dreimal öffentlich verkündigt. Es kommt auch heute vor, daß ein Paar bloß einmal für dreimal „vermeldet“ wird oder überhaupt die Anzeige nur im Kirchenvorraum angeschlagen wird. Die Zeit vom ersten Verkündigungstag bis zum Hochzeitstag ist der Brautstand. In dieser Zeit gehen Bräutigam und Brautführer „Hochzeitladen“. In der Gegend um Edlitz-Grimmenstein sind mir drei Brautführer bekannt: Peter Ebner, Holzhändler, geb. 1913, Georg Handler, Bauer, geb. 1898 und Heinrich Steiner, Bauer, geb. 1928. Sie fassen ihre Würde recht ernst und ehrlich auf und haben Lied und Spruch meist ererbt von ihren Vätern. Beim Hochzeitladen ziehen also Bräutigam und Brautführer ins Haus der Braut, die sich meist gut versteckt hält und vom Brautführer gesucht werden muß. Nun lädt der Brautführer, es war der „Steiner Heini“, dem unser Brautpaar die Gestaltung der Hochzeit anvertraute, die Braut und nachher die Eltern mit einem wohlgesetzten Ladespruch zur Hochzeit ein.

„Im Namen des Jungherrn Bräutigam, bitte ich die ehr- und tugend-same Jungfrau Braut, dem Jungherrn Bräutigam seinen einzigen Willen zu erfüllen und seine Gattin zu werden, mit ihm Freud und Leid zu teilen, bis Euch der Tod scheidet. Jungherr Bräutigam will mir anvertrauen seine ehr-

und tugendsame Jungfrau Braut, zu führen vom Haus auf die Gasse, über Weg und Straße, hin zum Gotteshaus, dort wird sich der Herr Pfarrer einfinden und wird Euch zusammenbinden mit Stola und Band für den heiligen Ehestand. Und so bitte ich nochmals die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut, die heilige Handlung, welche ihr begonnen, zu vollenden.“

Mit dem Spruch, den der Brautführer vor den Eltern spricht, lädt er auch später, wenn er mit dem Bräutigam weiterzieht, Nachbarn und Verwandte ein.

Im Namen des Jungherrn Bräutigam und seiner versprochenen Jungfrau Braut, bitte ich die lieben Eltern (Nachbarn) tat's mas net für ungunst nehme, daß i da daher kimm als gesandter Bote des Jungherrn Bräutigam und seiner versprochenen Jungfrau Braut. Jungherr Bräutigam und seine versprochene Jungfrau Braut lassen die Eltern (Nachbarn) bitten, daß Sie sie begleiten tatn an eahnern Hochzeitstag vom Haus auf die Gasse, über Weg und Straße hin zum Gotteshaus. Dort wird sich der Herr Pfarrer einfinden und wird die beiden zusammenbinden mit Stola und Band für den heiligen Ehestand. Und nach dieser heiligen Handlung, bitt ich die lieben Eltern (Nachbarn), das Brautpaar zu begleiten hin in das Hochzeitshaus, dort wird man Euch zu Tisch setzen und wird Euch zu essen und trinken geben, a Ripperl Fleisch, a Glaserl Wein, des soll dem Brautpaar zur Gesundheit sein. Und so bitt ich nochmals, finds Euch rechtzeitig zur Hochzeit ein und laßt mi an guten Boten sein.

Den Hochzeitsladern wird in jedem Haus Speis und Trank vorgesetzt, und das nicht abzuschlagen, macht das Ladengehen, das sich manchmal bei den in der Buckligen Welt verstreuten Höfen über zwei bis drei Tage erstreckt, sehr anstrengend. Die Hochzeit, von der ich erzähle, war an einem Sonntag im Frühjahr, wenn die erste Feldarbeit schon getan war. Der Hochzeitstag wird eingeleitet mit Pöllerschüssen schon zeitlich in der Früh vor dem Haus der Braut. Die geladenen Gäste versammeln sich im Haus der Braut und werden bewirtet. Die Männer werden an der linken Rockseite mit einem Büscherl Rosmarin und Myrthe, das gekauft wurde, geschmückt, der Bräutigam trägt es rechts. Den Frauen wird Rosmarin ins Gebetbuch gelegt und Jungfrauen bekommen Rosmarin und Myrthe ins Haar gesteckt. Vor den versammelten Gästen führt nun der Brautführer aus dem Zimmer, wo die Braut von der Schneiderin angekleidet wird, dem Bräutigam eine falsche Braut vor, ein altes verkleidetes, häßliches Weib, das dem Bräutigam wegen seiner Untreue mit Vorwürfen überhäuft. Nach diesem spaßhaften Wortwechsel kommt dann einer der rührendsten Augenblicke der Hochzeitsfeierlichkeit: Der Brautführer tritt ins Zimmer zur weißgekleideten Braut, die einen Brautschleier und einen Myrthenkranz trägt und lädt sie mit folgenden Worten ein:

Ehr- und tugendsame Jungfrau Braut, Du wirst mir jetzt anvertraut, drum bitt ich Dich um Deine Hand, um Dich zu führen zum Bräutigam.

Hernach geleitet er die Braut in die Stube zum Bräutigam, der ihr das Brautbukett überreicht. Eine feierlich ernste Stille erfüllt den Raum.

Der Brautführer wendet sich zu den Eltern der Braut:

Im Namen der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut danke ich den lieben Eltern für all das Gute, das Ihr Eurer Tochter erwiesen habt, für alle guten Beispiele und alle guten Lehren, welche es heut ermöglichen, daß sie eine rechtschaffene Christin und eine tüchtige Hauswirtin vorstellen kann. Indem, daß sich die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut entschlossen hat ihren ledigen Stand zu ändern und will in den Stand der Ehe, so möchte ich bei den lieben Eltern ganz treuherzig auserbitten, daß ma die Erlaubnis

erhalten, sie zu begleiten hin in das Gotteshaus, um dort das Band der Ehe zu schließen.

Der Brautführer stellt nun Braut und Bräutigam zusammen und spricht zu ihnen:

Ehrsames Brautpaar! Die ernste Stunde ist gekommen für Euren Lebensweg. Der Traum der Jugend ist verronnen, es kommt jetzt die Zeit, wo Müh und Sorge Euch nicht fehlen. Zum Traualtar wollt Ihr heute gehen, zum hochgeweihten Ort und wollt dort einander versprechen, das im Leben so ernste Wort. So wünschen wir als Hochzeitsgäste, wie wir alle sind beinand, viel Glück und Segen in Eurem Ehestand!

Ehrsames Brautpaar! Ihr steht jetzt in Eurer Eltern Mitte. Ihr schuldet ihnen großen Dank, sie jetzt um Verzeihung und um den Segen bittet, bevor Ihr tretet in den Ehestand.

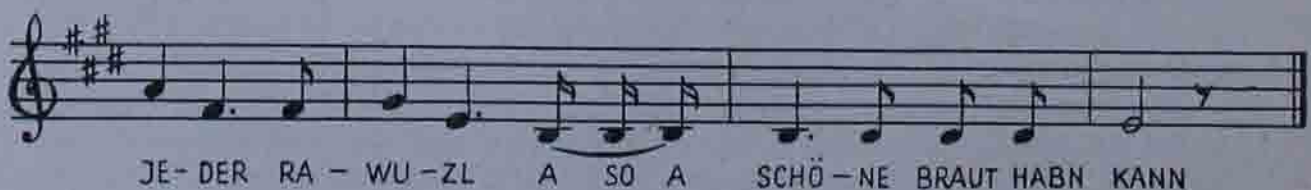
So, bitt, liebe Eltern, gebt's Eahna den Weihbrunn und dann geh mas an in Gott's Nam.

Die Eltern der Braut und des Bräutigams segnen Braut und Bräutigam. Dieser Abschied vom Elternhaus läßt wenige Augen trocken.

Nun fahren die Hochzeitsgäste, meist mit Autos, zu einem Platz, der in der Nähe der Kirche liegt und wo bereits die Musikanten warten. Im ersten Wagen fährt der Bräutigam mit einer Kranzjungfer, im letzten die Braut, der Brautführer und die sogenannte Brautmutter, das ist die Taufgodl der Braut. — Am Weg vom Bauernhof zur Straße haben Kinder „Nesterln“ gelegt, Taschentücher aufgebretet, die mit Blumen umkränzt sind. Die Festgäste werfen im Vorbeigehen Münzen ins Nesterl. Auf der Fahrt zur Kirche ist die Straße von Kindern und jungen Leuten mit einer Kette oder mit einer Schnur abgesperrt und der Bräutigam muß sich mit einem Lösegeld den Weg freikaufen. Zum Gang in die Kirche werden nun die Gäste vom Brautführer wie folgt gereiht:

Musikanten, Bräutigam mit einer Verwandten, der sogenannten Gegenbraut, die zwei Beistände, die Eltern der Braut und des Bräutigams, die Göden, die Junggesellen und Jungfrauen, dann die Nachbarn des Hofes, wohin das Brautpaar heiratet, Verwandte und Bekannte, die weißen Maderln und nun die Braut, die zu ihrer linken vom Brautführer und zu ihrer rechten von der Brautmutter (Godl) geleitet wird.

Mit Glockengeläute und Orgelklängen zieht nun der Hochzeitszug in die Kirche. Nach den üblichen kirchlichen Trauungszeremonien, denen eine heilige Messe oder ein Segen folgt, gehen die Hochzeitsgäste im Uhrzeigersinn um den Altar, wo dabei geopfert wird und ihnen auf der Epistelseite vom Priester geweihter Wein gereicht wird. Während dieses Rundganges spielen die Musikanten auf dem Chor einen Marsch. Beim Auszug aus der Kirche schreiten Braut und Bräutigam voran, gefolgt vom Brautführer und der Brautmutter, die auch Schlu-



dermutter genannt wird, die übrigen Gäste folgen wie beim Einzug. Dabei wirft die Brautmutter Zuckerln und Backwerk aus, um das sich die Kinder balgen.

Trotzdem der Brautführer immer auf der Hut ist, gelingt es Freunden der Braut, sie zu stehlen und sie in einem Haus oder Wirtshaus zu verstecken, von wo sie der Brautführer um ein paar Liter Wein loskaufen muß. Das Aushandeln kann in Worten, aber auch in Vierzeilern sein, so wie sie mir Anton Handler, geb. 1885, vulgo Weber, Bauer in Ransdorf, Gemeinde Lichtenegg, mitteilte und wie er sie noch vor Jahren als Brautführer gesungen hat.

Brautführer (BF):

Die Braut habt's es gstohln,
das siacht jedermann,
weil net a jeder Rawuzl
a so a schöne Braut haben kann.

BD:

A Liter Wein wurd dem Brautführer
sicher guat gfalln,
aber wann er will die Braut wieder ham,
muaß er zehn Liter zahl'n.

Brautdieb (BD):

Die Braut hat uns gfalln,
drum ham ma s' entführt.
Wir werdn s' schätzen und achten,
so wia's uns gebührt.

BF:

I glaub, es seids a no net lang
auf der buckligen Welt,
wanns glaubts, daß aner zahl'n kann,
der was hat ka Geld.

BF:

Die Braut habt's es gstohln
und i muaß s' wiada kriagn,
und wans as net hergebt's,
werdn zeitig die Birn.

BD:

Wann der Brautführer ka Geld hat,
des scheniert uns ja net.
Er hat ja ganz sicher
beim Wirt an Kredit.

BD:

Wann zeitig werdn die Birn,
des kann uns net scheniern.
Es kommt an dann auf's Glück,
wer die meisten dann kriegt.

BF:

Kredit ist heut Mode,
aber i bin scho viel zu alt,
daß ma die neue Mode
gar so guat gfallt.

BF:

Die Braut habts es gstohln
und des duld i halt nicht.
Und wanns as net hergebt's,
dann geh i zum Gricht.

BD:

Macht nix, wann in Brautführer
die Mode net gfallt,
die Braut kriagt er halt net,
bis er zehn Liter zahl't.

BD:

Bis der Brautführer zum G'richt kimmt,
das dauert noch a so,
und bis G'richt oft zu uns kimmt,
san wir waß Gott wo.

BF:

Aber seids do vernünftig
und denkt's a weng dran,
a so a Brautführer is ja sicher
a ka reicher Mann.

BF:

Die Braut habts es gstohln,
aber i will grauslich net sein,
wanns ma s' gschwind wieder gebt's,
zahl i glei an Liter Wein.

BD:

Der Bräutigam soll lebn
und die Braut a danebn,
und der Brautführer soll sagn,
was er eigentlich tat gebn.

BF:

Sechs Stückln könnt's tanzen
und ich zahl sechs Liter Wein,
und beim siebenten Stückerl ghört
d' Braut wieder mein.

BD:

Der Brautführer soll leb'n,
soll uns den Wein sicher geb'n,
weil mit 'n Versprecha alloan
könn ma a net viel toan.

BF:

Musikanten, spielt's ein,
die sechs Stückerl ganz fein
und der Herr Wirt, der soll bringa
die sechs Liter Wein.

Sind Braut und Bräutigam wieder beisammen, dann begeben sich alle in das Wirtshaus, wo das Mahl gegeben wird. Vor dem Wirtshaus wartet der Wirt mit Wein, einem Brotlaib und einem Holzmesser. Die Braut, der der Brotlaib gereicht wird, wirft das Holzmesser hinter sich, greift in den Sack um ihr Taschenmesser und schneidet ein Scherzerl ab, das sie Armen oder Kindern gibt. Mit einem Glaserl Wein stoßen Braut, Bräutigam und Brautführer an; der Brautführer läßt die Brautleute hoch leben.

Die Plätze werden den Hochzeitsleuten vom Brautführer angewiesen. Gegenüber dem Ehrenplatz der Brautleute, in der Mitte, sitzen die Geistlichkeit, der Brautführer und die Eltern, zu beiden Seiten der Brautleute — die Beistände, dann folgen an der Seite des Bräutigams die Nachbarn und an der Seite der Braut die Verwandten; wir waren ungefähr 80 Personen bei Tisch.

So sitzt nun alles fröhlich bei der Unterhaltung oder tanzt zu gemüthlichen Weisen, die vier Musikanten in folgender Besetzung aufspielen: 1. und 2. Flügelhorn, Klarinette und Ziehharmonika.

Natürlich wird vorher und im weiteren Verlauf der Feierlichkeit noch dreimal Essen aufgetragen, das in bestimmter Reihenfolge zusammengestellt ist. Zuerst Rindsuppe, Rindfleisch mit Semmelkren, dann Schweinsbraten mit Serviettenknödel und Salat, nach Mitternacht werden Schnitzel mit Salat aufgetragen und zum Schluß gibt es noch Torte und Kaffee. Alkoholfreie Getränke, Bier und Wein kann jeder trinken nach Belieben.

Ungefähr um 22 Uhr schlägt es dreimal an die Tür mit einem Steckerl und herein stolpert mit ein paar Purzelbäumen ein Kasperl. Manchmal wirft er sich nieder und schlägt mit der Gerte oder dem Steckerl auf den Boden. Die Maschkera sind da! Der Kasperl tritt vor die Brautleute und übergibt dem Brautführer einen sogenannten Paß, einen Bogen Papier, auf dem zu lesen steht:

Reisepaß

Wir unsere acht Personen kernen aus Schloß Groß Bandlwurm in der buckligen Welt. Die ersten san das Brautpaar, machen ihrem Stand grad koa Ehr, er a weng bucklat und sie a weng kropfert und hatschert kernen extra no daher. Die zweite Figur is die Hebam. Sie geht ganz alloan, sie kimmt weg an Gschäft wir i so moan. Sie winscht dem Brautpoar viel Glück und viel Segn und daß eahna jeds Jahr kunnt was in d' Wiagn einelegn und jetzt kimmt der Bauer und Bäuerin, a poar kreuzbrave Leut, de si wolln d' Welt anschau'n, weil's eahna dahoam nerma gefreut. Der Bauer, der Herr Hyronimus Almdudler, seine besonderen Kennzeichen: gefräßig, gern trinka und seit Geburt arbeitsschei. Sei Gattin, die Waberl, is überall bekannt, als alte Keufn und Tratschn in Stadt und Land. Jetzt kimmt holt der Jager, der kimmt mit zwoa Hund, der macht die G'sellschaft erst so richtig bunt. Er

hat holt koa G'wehr, drum tua i holt moan, daß eahm die Hund des Wild fangan tan. Und do wa der Steiererbuam mit seiner Stadtdirn, die mechten si da herin a a weng riahrn. Sie tanzen ja wirklich fürs Leben so viel gern, drum mechtens a Tanzerl dem Brautpaar verehrn. Jetzt kimmt die Kechin, obwohl sie von uns die wichtigste is. Die kennt ma net grad, weil jeder von uns a Vielfraß is, aber heut hat mas erspart, des oane is g'wiß, weil da eh schon alls gsottn und bratn is.

Jetzt glaub ma, daß wissen schon gwiß, wie die Plattn zsammgstellt is und a was wünschen und denken, mög Gott alls zum Besten lenken, viel Kinder, viel Heu, viel Stroh, viel Grundbirn und Bagunder, ja, ja, neun Buam und neun Madln, das wa erst a Gstanz, die letzten a Jogerl, a Mirzerl, a Franz.

Wir wünschen dem Brautpaar viel Glück und viel Segn und was sie halt sonst für Verlangen mögn hegn, wir lassen das Brautpaar dreimal hoch leben, Musikanten laßt hörn, wir möchten dem Brautpaar drei Stückln verehrn, mit Gruß die g'fehlte Plattn von Groß-Bandlwurm, den 297. Oktober 3981

der
Großhauptmann von Schleichstdinetdahin.

Nachdem der Bräutigam den Einzug der übrigen Maschkera und die drei Tänze bewilligt hat, holt der Kasperl die Maschkera herein. Im Kasperl erkenne ich, daß es die Dorfjugend von Petersbaumgarten ist, von wo die Braut her ist. Jetzt hebt natürlich ein Gelächter an: da kommt ein maskiertes Brautpaar



„Maschkera“ aus Petersbaumgarten (Pittental), 1958.

herein, dahinter schiebt die Hebamme, eine große Spritze unterm Arm, einen alten Kinderwagen auf drei Rädern, der Jäger mit zwei als Hunde verkleideten Jugendlichen kommt an der Seite einer graziös tänzelnden Stadtdame daher, ein alter Bauer und eine mit allerhand Fetzen und Polstern ausgestopfte Bäuerin, ein Steirerbub und eine Köchin, sie alle bringen immer mehr die Leute zum Lachen. Jeder Maschkera gratuliert zuerst den Brautleuten und dann tanzen sie untereinander. Den zweiten und dritten Tanz tanzt jeder Maskierte mit einem

Hochzeitgast. Nach dem dritten Tanz müssen die Maschkerer wortlos, so wie sie gekommen sind, in aller Eile verschwinden. Sie haben sich vorher die Zimmerschlüssel gesichert, um nicht eingesperrt zu werden, um dann ihr Inkognito lüften zu müssen. Sie wollen nicht erkannt das Fest verlassen. Es ist eine große Ehre für das Brautpaar und zeigt von seiner Beliebtheit, wenn am Abend mehrere Maschkeragruppen kommen.

Mittlerweile ist es Mitternacht geworden. Die Geistlichkeit hat sich schon verabschiedet und das Fest erlebt noch einmal einen feierlichen Höhepunkt. Der Brautführer, den Hut auf, kommt mit einer Tasse und auf derselben einen halben Liter Wein und ein Trinkglas, das verkehrt mit dem Boden aufwärts und mit Wein gefüllt ist, in den Festraum und stellt sich vor dem Brauttisch auf und spricht:

Bitt, freundlich die Hochzeitgäst, tats mas net für ungut nehma, daß i da jetzt daher kimm, aber Jungherr Bräutigam hat mi einladn zu seiner Ehr, Freud und Hochzeit und so möcht i Jungherrn Bräutigam und seine Beiständ auf das herzlichste bitten, vor die hochzeitliche Tafel treten zu dürfen. Jungherr Bräutigam hat mi einladn, seine ehr- und tugendsame Jungfrau Braut zu führen vom Haus auf die Gasse, über Weg und Straße hin zum Gotteshaus. Dort hat sich der Herr Pfarrer eingefunden und hat die beiden zusammengebunden mit Stola und Band für den heiligen Ehestand. Nach dieser heiligen Handlung habe ich Euch her geführt ins Hochzeitshaus. Man hat hier ein Mahl angestellt und i glaub, die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut, sie wird haben getrunken und gegessen, und hat sie nicht getrunken und gegessen, so ist sie doch bei Tisch gesessen und hat dabei auf unseren Herrgott nicht vergessen.

Zur Braut gewandt:

Ehrsame Jungfrau Braut, bisher warst Du mir anvertraut. Ich danke Dir für diese Ehr, doch bevor Du über die Schwelle schreitest, wo Du Abschied nimmst als Braut, haben wir Dir einen Glückstrunk bereitet, wo es ist so Sitte und Brauch. Musikanten-Dinger laßt die Soatn klinga, daß in tausend Trümmer springa. Hoch solln sie leben! ...

Die Braut dreht das verkehrte Glas behutsam um, damit sie nichts verschüttet. Die Gäste lassen zuerst die Braut und dann den Bräutigam hoch leben.

Die Jungfrau Braut, so wird sie immer noch genannt, hat aber noch einmal ihre Tauglichkeit, nach den Worten, die der Brautführer an die Braut richtet, zu bekunden.

Nun gewähr mir eine Bitte, es wär sonst das Hochzeitsfest nicht ganz, komm heraus aus dieser Mitte und mach mit uns den Ehrentanz. Einen, zwei oder drei, was der Jungfrau Braut ihr Belieben sei, den ersten für mich, den zweiten für Jungherrn Bräutigam, den dritten für die Beiständ. Ist die Braut gesund und frisch, dann kimmt sie zu mir übern Tisch, ist sie aber miserablich und krank, dann geht sie nach der Bank.

Nun steigt die Braut auf den Tisch, über den Hut, den der Brautführer hingelegt hat, springt, gestützt vom Brautführer, auf den Boden und tanzt mit ihm den Ehrentanz. Es sind drei Runden. Der Brautführer übergibt die Braut dem Bräutigam, der auch wieder drei Runden tanzt. Hernach führt der Bräutigam die Braut den Beiständen zu, die mit ihr weitertanzen. Dabei ruft der Brautführer die Tänzer jeweils auf.

Nach diesen Ehrentänzen kommt jetzt das Kranzelabtanz. Es ist einer der feierlichsten, oft ergreifendsten Augenblicke der Hochzeitsfeierlichkeit, der die Überführung der Jungfrau Braut vom Stande des Mädchens in den der Frau

bedeutet. Der Brautführer nimmt die Braut bei der Hand und singt, wozu die Musik nur leise begleitet und dann die Melodie 2 mal 8 Takte immer nachspielt und Braut und Brautführer dazu tanzen. (Während des Singens steht das Paar in Walzerfassung.)



MEINE LIA — BN FRAUN UND HERRN, I HAB JETZT A



BE — GEHRN, I TRAU MA'S FAST NET SAGN, WAS I WILL HABN

Meine liabn Fraun und Herrn,
i hab jetzt a Begehrn,
i trau ma's fast net sagn,
was i will habn.

Von der ehrsamen Jungfrau*Braut
ihrem gezierten Haupt
möcht i den Kranz beheb'n
gern für mein Leb'n.

Meine liabn Herrn und Fraun,
ihr kennt ma's sicher glaubn,
i sags bei meiner Ehr,
ausfalln wirds schwer.

Mei liabe Jungfrau Braut,
di darfs ja net vadriaßn,
denn dei schöns Kranzerl wird
awa müassn.

Jetzt tritt die Brautmutter, die Taufgodl der Braut, mit einem Sessel herbei, die Braut wehrt sich mehrmals, doch dann setzt sie sich nieder und die Brautmutter löst, unter reichlichen Tränen der Braut, den Brautkranz aus dem Haar. Der Brautführer streift das Kranzl über seinen Arm, singt und tanzt mit der Braut weiter.

Der Kranz, der wird aufbewahrt
droben am Himmelsort,
den ihr als bräutlich Paar
bracht zum Altar.

Das war' halt mei Wunsch und Sinn,
nehmts eure Bäurin hin,
und bleibts ihr mit Hilf und Kraft
a guate Nachbarschaft!

Du Braut, und du Bräutigam
der Nam ist jetzt vorbei,
er is jetzt dei Mann
und du bist sei Wei(b).

Jetzt war' i halt firtig,
mit Wunsch und mit G'sang,
und ihr, Musikanten,
gebt's an lustigen Klang.

Meine liabn Hochzeitsleut,
machts ma jetzt die oane Freud,
wann alles tanzen möcht,
das war ma recht.

Bevor aber allgemeiner Tanz ist, ruft der Brautführer die Hochzeitgäste auf und die Männer tanzen mit der Braut, die Frauen mit dem Bräutigam 16 Takte immer nach der oben angeführten Melodie. Wir spüren dabei, daß hier Tanz mehr als Unterhaltung ist, daß Tanz hier die Funktion einer Kulthandlung hat.

Der Tanz verbindet die Anwesenden mit dem neuen Mitglied der Familie, der Nachbarschaft, der Verwandtschaft.

Das Fest geht nun fröhlich bis zum Morgen weiter. Der Brautführer und die Musikanten sorgen mit Vierzeilern und Tanzweisen für die Unterhaltung.

In den Morgenstunden werden die Brautleute von den Musikanten „Heimblasen“. Zu Hause hat der Nachbar einen kleinen Holzblock in die Küche geschleppt, den er mit der Axt aushaut. Es ist das „Wiegenholzführen“ zur Begrüßung des jungen Ehepaares.

Ich glaube, so ein Hochzeitstag ist für die Brautleute ein unvergeßlicher Lebensfesttag geworden und für alle anderen war es ein Miterleben alter Bräuche, an denen unser Volk so reich ist.

Bei den Sprüchen und Vierzeilern wurde wegen der allgemeinen Verständlichkeit von der reinen Dialektschreibung Abstand genommen. Die Schriftsprache wird auch oft vom Volk in den Dialekt eingebaut, um die Feierlichkeit eines Augenblickes hervorzuheben oder um besser reimen zu können.

Literatur:

Ernst Hamza: „Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiet“. Heft I/II des XVIII. Jahrganges der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, 1912.

Franz Hurdes: „Die niederösterreichische Bauernhochzeit in Vierzeilern, Liedern und Sprüchen“. Verlag von Carl Gerolds Sohn, Wien 8, 1949.

Viktor v. Geramb: „Deutsches Brauchtum in Österreich“. Graz 1926, S. 113.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Hauseck nächst Neusiedl am Feldstein.

In der Heimatkunde des politischen Bezirkes Pöggstall berichtet A. Plessner auf Seite 117 wörtlich: „Hauseck, Felsgipfel am Hohegg östlich von Heiligenblut, angeblich Ruinen eines Schlosses, von dem nur die Sage berichtet“; F. Halmer zeichnet Hausegg als verschollene Burg in seiner Burgenkarte im Planquadrat 9/h ein, und ist auch Hausegg als zerstörte Burg im Verzeichnis österr. Burgen und Schlösser der Kommission für Burgenforschung der österr. Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Nordwestlich des Weilers Neusiedl am Feldstein (Ortsgem. Mannersdorf, Ger. Bz. Pöggstall, pol. Bz. Melk) endet der Jauerlingausläufer — Hohegg (820 m) — gegen Westen in einem schmalen Grat in eine senkrechte Felswand, während der Bergrücken gegen Norden und Süden steil abfällt. Dieser Bergrücken wird rund 30 Meter vor seinem westlichem Ende durch einen künstlichen süd/nord verlaufenden, breiten Wehrgraben unterbrochen; so bildet nun der Bergausläufer ein kleines, schwer zugängliches Plateau. Bei dem grabenseitigen Ende dieser kleinen Hochfläche sind Reste eines Mauerwerkes aus Bruchsteinen, die die berechnete Annahme zulassen, daß der Graben durch ein turmartiges Gebäude bewehrt war. Die kärglichen Mauerreste lassen ein Geviert von 3×3 Meter Innenlichte bei einer 1,5 metrigen Mauerstärke erkennen. Die beachtliche Bruchsteinschutthalde gegen Süden läßt schließen, daß sich hier oben eine recht ansehnliche Wehranlage befunden hatte, zumal sich gegen Norden unmittelbar unter der Hochfläche eine künstlich hergestellte Ebene von rund 10×20 Meter befindet, welche bergseitig noch spärliche Reste von Bruchsteinmauerwerk aufweist.

Das Waldgrundstück, auf welchem sich die ganze Anlage befindet, ist im Besitze des Landwirtes Johann und Marie Pichler, Mannersdorf Nr. 3 und ist unter Nr. 476 im Parzellenprotokoll des Grundbuches Mannersdorf eingetragen.

Von Hauseck hat man einen unwahrscheinlich großen Rundblick gegen Norden und Westen; es dürfte in der Hauptsache als Signalstation gedient haben, zumal auch Feistritz mit dem Turm, als Talstation am Wehrbach, in unmittelbarer Sicht liegt.

Die eingangs genannte Sage lautet, daß der Inhaber der Bergfeste Hauseck einem bettelnden Weib schroff die Tür wies. Aus Rache hat die Bettlerin den Feinden des Burgherrn die lebenswichtige Wasserleitung verraten.

Soweit die Sage; nun ist es aber Tatsache, daß die Bevölkerung von Ottenberg die angebliche Brunnstube zu dieser sagenhaften Wasserleitung zu zeigen in der Lage ist. Südwestlich von Ottenberg auf einem sanften Bergabhang, rund 800 Meter in fast gleicher Höhe von Hauseck entfernt, befinden sich Reste einer Bruchsteinmauer mit einer Innenlichte von rund 4×6 Meter bei einer Mauerstärke von 75 cm. Reste von weiteren Gemäuer, Gräben usw. können nicht festgestellt werden, auch ist keine besondere Bodenfeuchtigkeit wahrzunehmen, obzwar der bewaldete Ried heute noch als „Brunnwiesen“ und die Gebäudeteile als „Waschhäusel“ bezeichnet werden. In nächster Nähe des Waschhäusel führt der fast verfallene Gerichtsweg, der „Zwerchweg“, von Zeining nach Zehentegg vorüber, so auch der Fußsteig von Feistritz zum Jauerling.

Schließlich sei noch bemerkt, daß in den Mauerresten des Hauseck der seltene nordische Grasfarn gedeiht.

Franz Hutter, Melk.

Der illustrierte Katechismus.

Da eben nach langen Vorarbeiten im Verlag Herder, Wien, der neue Lehrstück-katechismus für Österreich mit reicher Bebilderung erschienen ist, mag das folgende Aktenstück von einigem Interesse sein, das beweist, daß man in Niederösterreich schon im Vormärz an einen Bilder-Katechismus gedacht hat.

«Zl 9447

Wien den 9^{ten} Xbr. 846.

Th. Fertorazzo Landschaftsmahler zu Klosterneuburg bittet das Wiener fürsterzbischöfliche Konsistorium. Archiv des Erzbischöflichen Amtes für Unterricht und Erziehung J. Nr. 153—17—2. um die Bewilligung zur Ausgabe eines Bilder-Katechismus für die Jugend und um Unterstützung von Seite des Pfarr-Klerus zur Verbreitung dieses Werkes.

Rathschlag an die Sch. D. Aufsicht des Klosterneuburger Dekanats.

Die Sch. D. Aufsicht hat dem Bittsteller in Erledigung dieser sammt Beilagen zurückfolgenden Eingabe zu bedeuten, daß es ihm unbenommen bleibe, sein beabsichtigtes Werk gegen Beobachtung der bestehenden Censur-Vorschriften zur Ausgabe zu bringen, nach dessen gänzlicher Vollendung dasselbe dem f. e. Consistorium zur Einsicht vorgelegt werden könne, wornach sich erst wird beurtheilen lassen, ob dasselbe zur neuen Empfehlung wird geeignet seyn oder nicht.

(Unterschrift unleserlich) exp. 12/12.»

Dr. K. Pleyer.

BERICHTE.

Dem Bildhauer Franz Seifert zum Gedenken.

Am 19. Jänner 1961 sind die ersten 10 Jahre nach dem Heimgange einer unserer lebenswürdigsten Künstlerpersönlichkeiten verflossen; der akad. Bildhauer Professor Franz Seifert schloß seine schönheitstrunkenen Augen, es ruhten seine Unvergängliches schaffenden Hände. Unser Landsmann — er wurde am 2. April 1866 in Schönkirchen geboren — erblickte als Sohn des dortigen Gutsverwalters das Licht der Welt. Im erzherzoglichem Schloß residierte wenige Monate später (Juli 1866) der Generalstab des preußischen Heeres mit Herzog Wilhelm v. Mecklenburg und 6000 Mann auf dem Rückweg von Königgrätz. Seiferts Jugendeindrücke blieben ihm bis ins hohe Alter in deutlicher Erinnerung und geben ein schönes Bild seiner Liebe zur heimatlichen Scholle. Mit 4 Jahren verließ er seinen Geburtsort, die Übersiedlung der Eltern nach Wien weitete seinen Lebensweg. Er besuchte die Volks-

und Mittelschule in Wien, um seine künstlerische Ausbildung an der Akademie für bildende Kunst zu beginnen. Zwei der berühmtesten Lehrer dieser Jahre wurden seine Meister: Edmund v. Hellmer und Karl Kundmann. Es zeigte sich seine frühe Begabung, sodaß es nicht wundern nimmt, daß ihm die Ausführung des Bauernfeld-Grabdenkmales (1. Preis) zugesprochen wurde. Weite Reisen (Deutschland und Italien) vergrößerten sein Blickfeld und nach seiner Heimkehr erwarteten ihn mannigfache Aufträge und deren Ausführung.

Erwähnenswert sind vor allem die gemeinsame Arbeit mit Robert Oerly (Strauß-Lanner Denkmal), weiters das Denkmal für den Dichter Ferdinand Saar im Wertheimsteinpark (Wien-Döbling), die Büsten für Urban Loritz, Eduard Süß, Siegfried Marcus und die Zierde des Türkenschanzparkes im 18. Bezirk, mit dem aus Marmor gehauenen Standbild von Auguste Fickert, der Vorkämpferin des Frauenrechtes. Franz Seifert schuf außerdem das Kaiserin Elisabeth Denkmal in Triest (1912), die Herz Jesu Statue in der Gedächtniskapelle der Kaiser Jubiläumskirche und eine Siegfried-Statue für das Städtische Museum in St. Louis (U.S.A.).

Aus persönlichem Erinnern sei hier eine Episode wiedergegeben: der Meister erinnerte sich zeitlebens mit besonderem Stolz an jenen Tag, der ihn mit dem Tonkünstler Hans Wagner-Schönkirch, seinem engsten Landsmann, in Verbindung gebracht hatte, die bis zu dessen Heimgang anhielt. Es war die Enthüllungsfeier für das Kaiserin Elisabeth Denkmal im Wiener Volksgarten, für deren musikalische Umrahmung der Wiener Schubertbund sorgte. In diesen Jahren war Hans Wagner-Schönkirch neben Adolf Kirchl an der Spitze dieses angesehenen Männerchorvereines.

Um auf das Strauß-Lanner Denkmal zurückzukommen, ist es interessant, daß auf Grund eines Preisausschreibens der 1. Preis unserem Künstler zuerkannt wurde. Mit der Schenkungsurkunde vom 17. Juni 1905 ging das Denkmal in das Eigentum der Gemeinde Wien über. Unter den Geldspendern waren auch viele n.ö. Vereinigungen wie z. B.: der Männergesangsverein „Einklang“ (Hollabrunn), Männerchor Preßbaum, M. G. V. Bruck/Leitha, die MGV Klosterneuburg, Liesing und Pfaffstätten. Im „Großen Komite“ waren u. a. folgende Persönlichkeiten: Ludwig Bösendorfer, Franz Jauner, Karl Millöcker, C. M. Ziehrer, die Enkelin Lanners Fräulein Geraldini-Lanner, die Witwe nach Johann Strauß, Sohn usw. — Dr. Friedrich v. Radler verfaßte eine „Hymne“, welche Eduard Kremser vertonte und bei der Enthüllung dirigierte (Wiener Männergesangsverein). Unter Bürgermeister Dr. Karl Lueger wurde die Stadt Wien mit diesem Denkmal, dem Werke unseres niederösterreichischen Heimatsohnes, verschönt und bereichert.

Aus späterer Schaffenszeit von Professor Franz Seifert (i. J. 1916 hatte er den „Professor“-Titel ehrenhalber bekommen) sei noch an die Ausgestaltung des figuralen Schmuckes beim Eingang zum Wiener Zentralfriedhofes und am: „Denkmal der Republik“ (die Büste Reumanns) hingewiesen. Prof. Franz Seiferts Schaffen wurde mit der Verleihung des Franz Joseph Ordens, des Ordens der Eisernen Krone, der Großen und Kleinen Staatsmedaille — nicht zuletzt mit der Verleihung des „Goldenen Lorbeer des Wr. Künstlerhauses“ anlässlich seines 80. Geburtstages ausgezeichnet.

Im Jahre 1928 hatte er sich in sein Privatleben, das seiner Familie und Lieblingsbeschäftigungen galt, zurückgezogen. Die schönsten und eindrucksvollsten Abende wurden ihm die Konzertbesuche von Männerchorkonzerten, die er allen anderen vorzog. Als jedoch die Kriegswinter 1939—1945 hereinbrachen und die Musen immer mehr zu schweigen gezwungen wurden, fand er sich stets gerne bei Hausmusikabenden im Freundeskreis ein und unterhielt seine Umgebung mit reichem Rückerinnern an die Heimat, deren stille Schönheit aus den Augen des lebenswürdigen Erzählers leuchteten, aber auch an die Begegnung mit Persönlichkeiten, die heute der Geschichte einer fast verklungenen Zeit anzugehören scheinen.

Als sein Heim und Atelier auch von den Kriegseinwirkungen nicht verschont blieben, zog er nach Linz, um dort den Frieden abzuwarten: es war ihm jedoch nicht mehr gegönnt, zurückzukehren. Heute ruht er bei seinem Vater, für den er das Grabdenkmal entworfen und ausgeführt hatte, auf einem der vornehmsten Friedhöfe Wiens (Wien-Döbling), umrauscht von der Natur, die er stets auch im Kleinsten hochverehrte und nichts sehnlicher wünschte, als ihr wieder anzugehören.

Maria Sonnwend.

Bericht

über die Tätigkeit des Arbeitsausschusses für Wien und Niederösterreich im Jahre 1960.
(Österreichisches Volksliedwerk).

Prof. K. M. Klier wurde das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. Prof. Raimund Zoder und K. M. Klier waren es, die nach 1945 nach fast vollständiger Vernichtung das Archiv wieder aufbauten und letzterer zählt auch heute noch zu den ständigen Mitarbeitern des Archives. Neben ihm arbeiten noch Prof. Dr. Stephan Löschner und Franz Schunko laufend an den Karteien, an der Bücherei und im Geschäftsverkehr. Zu diesen ständigen Mitarbeitern kommen noch Freunde und Sammler, deren Beiträge später angeführt werden.

Seitdem die Archivbestände (mit Ausnahme der Reihe A) 1945 durch Brand vernichtet wurden, war es schon immer die Sorge und das Bemühen des Arbeitsausschusses, das neu aufgebaute Archiv so weit als möglich zu schützen. Heuer konnten zwei Stahlschränke für die Karteien und das Notenmaterial angeschafft werden. Darüber hinaus wurde für die Feldforschung ein Transistor-Tonbandgerät angekauft. Die damit gemachten Tonbandaufnahmen transkribierte Walter Deutsch.

Der Bestand des Archives weist im Berichtsjahr folgenden Zuwachs auf:

A) Volkslied und Volkspoesie (Aufzeichnungen): 135 Nummern. — Gesamtbestand 21.149 Nrn. in 437 Faszikeln.

Beiträger waren: (433) F. Schunko aus Lichtenegg 4 Liedtexte, 26 Vierzeiler, 16 Volkspoesie. — (434) Wolfgang Letitzky aus Heidenreichstein, 18 Lieder mit Melodie, 2 Vierzeiler, 2 Sprüche. — (435) Franz Schunko aus Kopfstetten, 22 Liedtexte (Melodien auf Band im Phonogrammarchiv), 1 Spruch. — (436) Karl M. Klier, diverse Orte, 7 Liedtexte, 25 Kinderreime, Spiele und Volkspoesie. — (437) Matthias Krebs, 12 Lieder mit Melodie aus Südmähren.

Dir. Margarete Schwab ergänzte die Faszikel „Gesellschaft der Musikfreunde, Slg. 1819“ durch Abschriften der Originalberichte der Einsender.

B) Volkslied u. Volkspoesie (Abschriften von Gedrucktem):

4 Nrn. aus dem Heimat-Jahrb. Mauer b. Wien, 2 Liedtexte, 2 Volkspoesie. — Gesamtbestand 1338 Nrn.

C) Flugblattdrucke: Zuwachs 60 Stück, 56 geistl. älterer Art, 4 weltl. Wiener Verleger. — Gesamtbestand 1141 Nrn.

D) Instrumentalmelodien: Zuwachs 416 Nrn., Gesamtbestand 10.266 Nrn. — (310) Franz Schunko, 118 Ländler und 25 verschiedene Instrumentalmelodien aus Lichtenegg. — (311) Sammlung Pfleger, 74 Ländler und 10 verschiedene Tänze aus Wien. — (312) Elfriede Lies und Walter Deutsch, 17 Weinhüter-Hornrufe aus Grinzing und Neustift am Walde. Franz Schunko, 1 Warnruf aus Gumpoldskirchen. — (313) Dir. Margarete Schwab machte 21 Abschriften von den 1945 vernichteten Kopien der Instrumentalmelodien aus der Sammlung der „Gesellschaft der Musikfreunde, 1819“, Waidhofen/Ybbs und Maria-Taferl. — (314) Franz Schunko, 57 Ländler aus Wiesmath. — (315) Dir. Matthias Krebs, 22 verschiedene Instrumentalstücke aus Südmähren. — (316) Dir. M. Schwab, 30 Abschriften aus der Sammlung der „Gesellschaft der Musikfreunde“, Arbesbach, Feldsberg, Zell u. Windhag. — (317) Prof. Viktor Korda, 23 Abschriften von handgeschriebenen Instrumentalmelodien aus der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, aus Kalksburg b. Wien. — (318) Prof. K. M. Klier, 12 Deutsche aus Wien. — (319) Prof. K. M. Klier, 6 Menuette aus Pöchlarn, spartiert von Margarete Schwab.

E) Instrumentalmelodien (Abschriften von Gedrucktem) unverändert, Gesamtbestand 62 Nrn.

F) Volkstänze mit Beschreibung: unverändert, Gesamtbestand 291 Nrn.

G) Bildarchiv: Zuwachs 50 Nrn., Gesamtbestand 1230 Nrn. — Widmungen von K. M. Klier (18), G. Kotek (3), W. Deutsch (2), Dr. Löschner (1), Dr. Paul (1); Aufnahmen von F. Schunko bei Forschungsfahrten (24).

H) Bücherei: Zuwachs 80 Werke in 94 Bänden. — Gesamtbestand 1161 Werke in 1213 Bänden.

ZA) Zeitschriften u. Zeitungsausschnitte, kleinere Sonderdrucke: Ob. Insp. Geitner katalogisierte das Material bis Nr. 202, das sind 105 Nrn.

K) Schallaufnahmen: Die in den Faszikeln A und D gesammelten Beiträge wurden zum Teil mit Tonband aufgenommen (Transkription: W. Deutsch). Die Bandaufnahmen wurden im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hinterlegt, das für unsere Arbeit ein großes Entgegenkommen zeigt; so wurden die Aufnahmen in Kopfstetten (A, 435) in Zusammenarbeit mit Univ. Doz. Dr. Walter Graf, dem Leiter des Phonogrammarchives, gemacht. — Zuwachs von 9 Schallplatten — Gesamtbestand 16 Stück.

Das Archiv zählte im Berichtsjahr 79 Besucher und Benützer, darunter Fachleute aus neun europäischen Ländern, aus den U.S.A. und aus Japan, die anlässlich der 13. Jahresversammlung des INTERNATIONAL FOLK MUSIC COUNCIL in Wien weilten. Weiters besuchten 2 Jahrgänge der Abteilung Musikerziehung der Akademie für Musik und darstellende Kunst das Archiv.

An der Jahresversammlung des I.F.M.C. in Wien nahmen vom Arbeitsausschuß Prof. Dr. Kotek, Prof. Klier, Prof. Dr. Szerelmes, Prof. Dr. Löschner und F. Schunko teil.

Das Bundesministerium für Unterricht, Gemeinde und Land Wien und das Land Niederösterreich haben die Arbeiten des Ausschusses in dankenswerter Weise durch Subventionen unterstützt.

Die größte Sorge des Arbeitsausschusses bleibt nach wie vor die Raumfrage, da in dem kleinen Raum für den Zuwachs des Archives und des Zentralarchives, das wegen Raummangels seinerzeit aufgenommen wurde, kein Platz ist.

Der Arbeitsausschuß für Wien und Niederösterreich dankt seinen Mitarbeitern herzlichst für ihre Mühewaltung und bittet auch für die Zukunft um weitere Unterstützung.

BESPRECHUNGEN.

Forschungen in Lauriacum, herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich, geleitet von W. A. Jenny (†), H. Vetters, A. Kloiber und L. Eckhart. Band 6/7, Linz 1960. Plangrabungen aus den Jahren 1953/1954/1956. 216 Seiten mit 35 Abbildungen und 6 Tafeln im Text, 4 Pläne und 19 Beilagen in gesonderter Mappe.

Die Ausgrabung der Reste der römischen Zivilstadt von Lauriacum (Lorch bei Enns), die seit nunmehr 10 Jahren von einem rührigen Team von Fachgelehrten des öö. Landesmuseums und des Österreichischen Archäologischen Institutes durchgeführt wurden, sind, soweit sie das heute noch unverbaute Gelände um die St. Laurentiuskirche betreffen, nunmehr abgeschlossen. Derzeit finden Grabungen noch unter dem Fußboden des genannten Gotteshauses statt, die bereits zur Aufdeckung der Grundmauern spätantiker und karolingischer Kirchenbauten geführt haben und noch wertvolle weitere Ergebnisse erwarten lassen. — Der vorliegende Doppelband bringt die eingehenden Berichte über die Plangrabungen im Gelände aus den Jahren 1953—1956. Eingeleitet wird er mit einem Nachruf für den leider viel zu früh und mitten unter seiner Arbeit verstorbenen Direktor des öö. Landesmuseums W. A. Jenny aus der Feder seines langjährigen Mitarbeiters in Lauriacum, H. Vetters. Es folgen die durch zahlreiche Pläne und Profilschnitte illustrierten eigentlichen Grabungsberichte H. Vetters', wie alle derartigen Arbeiten aus seiner Feder mit größter Akribie und Gewissenhaftigkeit erstellt. Die in Flächengrabung freigelegten Bauobjekte erschließen, schichtenmäßig in Feinarbeit durchgearbeitet, ihre durch datierende Einschlüsse festgestellten Periodisierungen. Schon in den ersten beiden Bänden der „Forschungen“ sind die zeitlichen Festlegungen der einzelnen Schichten erarbeitet worden. Sie konnten durch die Arbeiten der Berichtsjahre noch verfeinert und präzisiert werden. Von besonderer Bedeutung ist wieder der Nachweis ausgedehnter Fachwerkbauten, die zweifellos aus einheimischer Tradition erwachsen sind (Ihre Holzreste hat Elise Hofmann noch knapp vor ihrem Tod untersucht). Die letzten in „römischer“ Bauweise errichteten Gebäude fallen in die

Zeit nach Gratian und Honorius, also sicher bereits in das 5. Jahrhundert (ob aber erst in die Zeit St. Severins?). Leider fanden sich keine datierbaren Anhaltspunkte für die ganz späten Holzständerbauten über den mehr oder weniger zerstörten „römischen“ Gebäuden, sodaß wir über die Zeit ihrer Errichtung (5. oder frühes 6. Jahrhundert?) im Unklaren bleiben. Ebenso problematisch mußte die Deutung manches älteren Baubefundes bleiben. So etwa der Zweck der seltsamen, in einem von W. Jenny ausgegrabenen Bau stehenden senkrechten, großen runden Tonröhren, die, das steht einwandfrei fest, mit keinerlei Heizanlage zusammenhängen. Auch die bereits in früheren Berichten erwähnten Knochendepots haben keine eindeutige Erklärung finden können. — Den Bäderbezirk der Stadt hat L. Eckhart ergraben und im vorliegenden Band vorgelegt und gewissenhaft gedeutet. — H. Deringer behandelt Schlüssel und Schloßteile aus Lauriacum, P. Karnitsch in gewohnter souveräner und kenntnisreicher Art die Sigillatagefäße und Münzen der Grabung, wobei er vor allem auf die münzdatierten Komplexe an Rheinzaberner und Westerndorfer Ware der Grabungen eingeht. Seine Listen der Töpfer und Töpferstempel und seine Münzlisten der einzelnen Jahre bis 1956 beschließen den inhaltsreichen und historisch außerordentlich wertvollen und aufschlußreichen Band. — Wieder muß man das Land Oberösterreich zu seiner großen Fürsorge um die Erforschung und Darstellung seiner geschichtlichen Vergangenheit auf das Beste beglückwünschen.

H. Mitscha-Märheim.

Gericke, Hannelore: **Der Wiener Musikalienhandel von 1700 bis 1778.** (Wiener Musikwissenschaftliche Beiträge, Band 5, herausgegeben unter Leitung von Erich Schenk). Verlag: Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Köln. Format: Groß 8°, Seitenzahl: 150, Abbildungen: 1 Tafel, Erschienen: 1960, Einband: broschiert, Preis: S 72.—.

Das obengenannte Buch wurde als Dissertation im Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Wien geschrieben und von dessen Vorstand, Univ. Prof. Dr. Erich Schenk, als Band 5 in die von ihm geleitete Publikationsreihe „Wiener Musikwissenschaftliche Beiträge“ aufgenommen. Diese Reihe läuft parallel zu den bisherigen Veröffentlichungen der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich.

Die Drucklegung dieses Bandes haben ermöglicht: Das Bundesministerium für Unterricht, die Stadt Wien auf Antrag des Notringes der Wissenschaftlichen Verbände Österreichs (Vorschlag der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich).

Die Arbeit gibt in wissenschaftlich gut fundierten Kapiteln einen umfassenden Überblick von einem Gebiete der Musikwissenschaft, das bisher nur wenig erforscht wurde. Der Musikalienhandel entwickelte sich Hand in Hand mit dem Aufkommen des Notendruckes. Obwohl bereits in Wien mit Ende des 15. Jahrhunderts Anfänge des Notendruckes feststellbar sind, geben uns erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts Quellen über die handelsmäßige Verbreitung von Musikalien Auskunft. Die bedeutendste Quelle für diese Untersuchung fand die Verfasserin in den Inseraten des „Wiener Diarium“, der Vorgängerin der „Wiener Zeitung“, das seit dem 8. August 1703 in Wien erschienen ist und das vor allem dem gebildeten Leser zur Information diente. Von weiteren Quellen sind nur wenige Bücherkataloge einzelner Firmen erhalten, in denen fallweise auch Musikalien und Musikbücher angepriesen wurden. Wir erfahren in dieser Arbeit, daß der Musikalienhandel bis zum Jahre 1778 den Buchhändlern, Buchdruckern, Buchbindern, Notenstechern und Kopisten vorbehalten war, die diese Tätigkeit nebenbei ausübten. Mit dem wachsenden Interesse der Wiener Bevölkerung an der Musikübung vergrößerte sich auch der Kreis der Buchhändler und Buchdrucker, die Musikalien feilboten, so daß in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Insertionen von Musikalien im „Wiener Diarium“ immer reichlicher und vielfältiger wurden. Das Jahr 1778 brachte schließlich eine entscheidende Wendung in der Geschichte des Wiener Musikalienhandels. Die Firma Artaria & Co., die schon einige Jahre vorher nebenbei mit Musikalien gehandelt hatte, nahm in diesem Jahre eine endgültige Trennung des Musikalienhandels vom Buchhandel vor. Dieses Unternehmen gab in der Folgezeit viele Musikwerke der Wiener Klassiker heraus und verlegte in der Zeit von 1894 bis 1919 die „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“.

Das erste und wichtigste Kapitel dieser Arbeit ist den „Wiener Buchhändlern als Verkäufer von Musikalien“ gewidmet. Wir erfahren hier die Lebenswege der einzelnen Buchhändler, die sich mit dem Musikalienhandel beschäftigten sowie die in den Quellen angebotenen Musikwerke. Wir finden neben vielen bekannten Namen, wie Christophori, Ghelen, Trattner, Bernardi, Krüchten auch solche, die selbst dem Fachmann unbekannt sind. Nach einem kurzen Abschnitt über die Privatverkäufer folgt eine längere Abhandlung über die Kopisten, die in diesem Zeitabschnitt noch eine besondere Rolle spielten, da die Musikausübenden zu sehr an die handgeschriebenen Noten gewöhnt waren. Kurze Aufzeichnungen von Biographien einiger Kupferstecher leiten zu dem ausführlichen und umfangreichen „Verzeichnis der Wiener Musikdrucke von 1700—1778“ über, in dem neben den Titeln der Werke alle notwendigen Angaben, wie Verlagsfirma, Beschreibung des Druckes, Format, Hinweise auf den Inhalt, Fundort etc. genauestens festgelegt sind. Die Autorin weist schließlich zusammenfassend nach, daß von den diversen Händlern vor allem Kammermusik, Werke für Gesang sowie Musik für Tasteninstrumente, weniger Symphonien, Opernwerke, Kirchenmusik und Konzerte angeboten wurden, was auf die zunehmende Freude der Wiener Bürger an der Hausmusik zurückzuführen ist.

Mit dieser Arbeit hat die Verfasserin einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Wiener Musikalienhandels geliefert. Ein Buch, das sowohl für den Fachmann wie auch für den interessierten Musikliebhaber gleich wertvoll und aufschlußreich ist.

Prof. Dr. Josef J e r n e k.

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Band IX, geleitet von Karl M. Klier, Leopold Nowak und Leopold Schmidt. Wien 1960, im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht, 162 Seiten, 6 Bildtafeln.

Wie seine Vorgänger, bringt auch dieser Jahresband eine Reihe wertvoller Beiträge zur Volkslied- und Volkstanzkunde.

„Was das Volk singt“ betitelt sich ein Aufsatz von H a n s C o m m e n d a, die erweiterte Wiedergabe eines Vortrages, den der Verfasser bei der vierten Volkslied-Werkwoche 1959 (siehe Seite 133) gehalten hat. Hier spricht einer der wenigen noch lebenden Vertreter der alten Garde, der auf die Erfahrung eines halben Jahrhunderts im Dienste des Volksliedes zurückblicken kann. Zunächst handelt er von der Umschreibung des Begriffes „Volk“. Dieses ist etwas Lebendiges, das sich immer wieder erneuert. Der Begriff umfaßt daher nicht nur die jeweilig lebende Generation, sondern auch die Ahnenreihe und die Kette der Nachfahren. Es bildet eine große Gemeinschaft, die wieder aus mehreren Schichten besteht: Die kleine Ober- oder Vaterschicht, wird getragen von der Intelligenz. Sie erneuert sich immer wieder aus der breiten Unter- oder Mutterschicht; deren Angehörige handeln und denken triebhaft und gleichartig, gehen zeitlebens in Gemeinschaften auf, wo sie sich geborgen fühlen. Das dieser Mutterschicht entsprechende Lied ist das Volkslied, der Oberschicht entspricht das Kunstlied. Nun aber ist die Oberschicht schwer belastet durch eine Art Mittelschicht, welche die Schattenseiten beider Schichten ohne deren Vorzüge vereint; der Mutterschicht hat sie sich entfremdet, erreicht aber die geistige Höhe der Oberschicht nicht mehr. Ihr Lied ist der die Öde ihres Daseins betäubende Schlager.

Die beiden Schichten beeinflussen sich gegenseitig. Daraus ergeben sich vier Möglichkeiten, die auch im Volksgesang aufscheinen:

1. Ursprünglich Gemeinsamkeit der Vorstellungen (primitives Gemeinschaftsgut).
2. Entleihen der Unterschicht aus der Oberschicht (sinkendes Kulturgut).
3. Entleihen der Oberschicht aus der Unterschicht (steigendes Kulturgut).
4. Unabhängigkeit der Schichten bezüglich von Liedgruppen, die jeder derselben ausschließlich zugehören.

Die Gemeinschaften spielen im Volksleben eine große Rolle, jede derselben hat auch ihr eigenes Liedgut.

Das wichtigste Merkmal des Volksliedes ist seine Volksläufigkeit. Lieder im Volkston sind niemals wirkliche Volkslieder, sofern sie nicht vom Volke aufgenommen werden, wenn sie ihre Verfasser auch Volkslieder nennen.

Ein zweites Merkmal des Volksliedes ist dessen innige Bindung am Leben und Erleben des Volkes. Jedes Volkslied ist zunächst das Erzeugnis einer Einzelperson, die

aber nicht in Erscheinung tritt. Der Angehörige der Unterschicht ist selbst nicht genügend fähig zum Ausdruck seiner Gefühle, er ist daher auf einen Dichter angewiesen. Commenda stellt sodann die Volkslieddefinitionen von Pommer (Produktionstheorie) und von John Meier (Rezeptionstheorie) einander gegenüber und arbeitet zunächst das Gemeinsame derselben heraus, aber auch die Gegensätze. Er weist darauf hin, daß beim Volk bei der Aufnahme der Lieder das „Zersingen“ oder Umsingen derselben eintritt, wodurch sie willkürlich verändert, zurecht gesungen, durch Auslassungen oder Zusätze geändert werden. Die genannten Merkmale sind beiden Forschern gemeinsam, ohne aber, daß dies einen Beweis für die unmittelbare Schöpfung durch das Volk darstellt.

Das Volk singt nicht nur Volkslieder im strengen Sinn, sein Liedgut umfaßt ein Gemisch vom volkstümlichen Kunstlied bis zum Gegenwartslied, dem Schlager. Für die Beurteilung des Volksliedes ist aber nur sein künstlerischer Gehalt und seine Eigenart maßgebend. Commenda stellt sodann dem bekannten Soldatenlied „Schönster Schatz, du wirst erlauben“ das Laternenlied von der Lili Marlen als Schlagerlied gegenüber und zeigt daran, daß beide wohl gemeinsame Eigenschaften haben, sich aber in Wesentlichem unterscheiden. Nach einem kurzen Blick auf das Gesangsvereinswesen und die Theater- und Volkssängerlieder kommt er zu der Erwägung, daß es ein Trugschluß wäre, auf den Volksgesang zu verzichten. Unser Volkstum geht heute Wege, die mit den romantischen Vorstellungen früherer Zeiten nicht mehr übereinstimmen. Das Volkslied ist nicht tot; wir stehen in einer Übergangszeit und wollen hoffen, daß neues Leben erblühen wird.

Leider berücksichtigt Commenda die neueren Erkenntnisse auf diesem Gebiete nicht und geht auch auf die Ergebnisse der musikwissenschaftlichen Forschung nicht ein.

Leopold Schmidt handelt in gewohnt umfassender Weise über Johannes-Andachten und Nepomuklieder in Niederösterreich und dem Burgenland. Er schildert eingehend die Entwicklung des Johanneskultus als einer ausgesprochenen Erscheinung der Barockzeit; noch das 17. Jahrhundert kennt sie kaum. Die Heiligsprechung erfolgte erst 1729 und von da an setzte die intensive Verehrung ein, und zwar durch Aufstellung von zahlreichen Standbildern, durch Errichtung von Kapellen und durch Prozessionen und Andachten, bei denen Johanneslieder gesungen wurden. An der Hand von Aufzeichnungen, der einschlägigen Literatur und besonders von Flugblattliedern hat Schmidt einen Katalog der Johanneslieder zusammengestellt, der, wie er selbst sagt, wohl nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit erheben kann, der aber doch das Wesentliche auf diesem Gebiet enthält. Besonders werden auch die Ergebnisse der Überprüfung in zahlreichen Ortschaften in Niederösterreich und im Burgenland behandelt.

Hans Klein spricht von den Weisen des Oberuferer Christigeburt-Spieles. Das Spiel nimmt eine besondere Stellung ein, zunächst durch sein hohes Alter — es geht größtenteils auf das 16. Jahrhundert zurück —, seine Spielweise hat noch ältere Formen bewahrt; ferner durch seinen großen Umfang von 1741 Versen. Klein erwähnt die erste Ausgabe des Spieles durch Karl Julius Schröer (Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern, Wien 1858) und teilt mit, daß er selbst das Spiel mit allen Singweisen 1927 in Oberufer bei Preßburg nach Angabe eines alten Bauern namens Michael Wendelin aufgezeichnet und es 1928 im Bärenreiter-Verlag, Kassel herausgegeben habe. Auch Walter Hensel habe sich mit dem Spiel befaßt. 1934 hat der Preßburger Karl Benyovsky das alte Preßburger Volksschauspiel neu herausgegeben. Da sich dabei aber merkliche Veränderungen gegenüber den Aufzeichnungen von 1927 ergeben haben, will Klein die ursprüngliche Form wieder herstellen und bringt in seinem Aufsatz die einzelnen Teile des Spieles in Wort und Weise, wobei er die Niederschriften Schröers von 1858 nebst einzelnen Liedern aus älteren Gesangsbüchern seinen eigenen Aufzeichnungen von 1926, sowie denen von 1934 gegenüber stellt.

Josefine Gartner berichtet über das Dreikönigssingen in Radweg (Kärnten), wo der alte Brauch noch treu der Überlieferung erhalten geblieben ist. Im benachbarten Sittich war er bereits 10 Jahre unterbrochen, wurde aber 1918—20 wieder aufgenommen. Es ist ihr gelungen, die genauen Sprechtexte festzuhalten und die Lieder tongetreu und stimmenweise niederzuschreiben.

Rektor Adolf König, der sich über ein halbes Jahrhundert als getreuer Aufzeichner von Volksliedern und Tänzen in seiner Heimat Nordböhmen, um Reichenberg, große Verdienste erworben hat, lebt jetzt hochbetagt in Füssen am Lech. Er arbeitet aber noch immer fleißig und hat einen Aufsatz „Zimbrisches Liedgut im Veroneser Bergland“ beige-steuert, der Sprachtexte in dieser eigenartigen Mundart und auch einige kurze Liedchen bringt. Bezüglich der Herkunft dieser aussterbenden deutschen Volksteile besteht kein klares Bild, was auch König zugibt. Eingehend hat sich damit schon Johann Gottlieb Radlof in seinem „Mustersaal aller teutschen Mundarten“ (Bonn 1821) befaßt, worin er nicht nur die Sprache behandelt, sondern aus verschiedenen Almanachen und Reisebeschreibungen der Zeit vor und um 1800 bereits gedruckte Lieder wiedergibt. Ob es sich bei diesem deutschen Volksrest wirklich um Zimbern handelt, die nach der Niederlage durch Marius im Jahre 101 v. Christus in das Gebiet der 13 Gemeinden abgedrängt wurden, oder um solche von Goten oder Alemannen, oder, ob etwa Langobarden dabei beteiligt sind, steht dahin. Maßgebend dafür kann höchstens die Sprachforschung sein, zumal auch baiwarische Wendungen vorzuherrschen scheinen.

Stephan Löschner hat an der Hand von Tonbandaufnahmen aus dem Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften bei Frauen und Männern in Oberösterreich, Steiermark und Burgenland über den Volkstanz in früherer Zeit und seine jetzige Entwicklung auf dem Lande geforscht, letzterer zeigt ein starkes Zurückgehen. Er spricht über die Kleidung beim Volkstanz, dann über einzelne Formen desselben, sowie über den Brauch des Fahnenschwingens im Burgenland und in Südtirol.

Hermann Derschmidt gibt eine genaue Beschreibung des „Steinhauser Ländlers“ nebst Melodien im Gebiet von Viechtwang als Beitrag zur Ländlerforschung in Oberösterreich, Franz Schunko berichtet, daß er in der Buckligen Welt (N.Ö.) einen Tanz aufgefunden habe, der sich unter dem Namen „Scharutscha“ als der am Beginn des Jahrhunderts in der Gesellschaft beliebte Kontratanz „Sir Roger“ darstellt. Der Verfasser behandelt dann die vorhandene Literatur und die Weisen des Tanzes, die er mit denen verschiedener Lieder in Parallele stellt. Franz Kirnbauer schreibt über ein „Betrugslexikon“ der Musikanten, Kapellmeister und Orgelbauer vom Jahre 1721, worin langatmig geschildert wird, welcher Mittel und Wege sich gelegentlich diese Leute bedienten, um möglichst viel Geld herauszuschlagen. Viktor Korda bringt Volksmusik aus dem Wienerwald aus der Zeit um 1830, enthalten in einem Faszikel von etwa 500 Manuskripten in der Nationalbibliothek, die von einem Schullehrer Johann Winkler in Perchtoldsdorf stammen. Karl Horak, der in jüngeren Jahren fleißig Sammelreisen in die deutschen Sprachinseln des Ostens unternommen hat, bringt „Volksmusik aus Wilmesau“, einer Streusiedlung in Galizien, nicht weit von der ostschlesischen Tuchmacherstadt Bielitz. Sie dient vornehmlich musikalischem Brauchtum. Willi Schwaiger in Alm bei Saalfelden in Salzburg teilt mit, daß er den Versuch gemacht habe, dort wieder das Blasen der Wurzhörner einzuführen; Karl Klier erzählt dasselbe von Chiemsee, wo der Rechenmacher Franz Jell wieder Alpenhörner baut.

Tätigkeitsberichte der Arbeitsausschüsse in den Ländern, sowie ein solcher über die vierte Volksliederwoche in Kärnten 1959 sind angeschlossen. Maria Kundegraber verfaßte auch für 1959 wieder ein Verzeichnis der Neuerscheinungen. Eine Bibliographie der Schriften des Gefertigten, die Karl M. Klier anlässlich meines 70. Geburtstages zusammengestellt hat, und Buchbesprechungen bilden den Abschluß des reichhaltigen Buches.

Georg Kotek.

Berichtigung

Berichtigung zu „Waffenfund in Aspersdorf“ (Heft 10/12 von 1960, S. 214 f.): Der Autor teilt mit, daß der Buchstabe am Griff des Stoßdegens gleichfalls ein H (kein N) ist, wie jener am Schildchen des Stichblattes.

VEREINSNACHRICHTEN.

Ordentliche Vollversammlung

am Freitag, den 24. März 1961, pünktlich 17 Uhr, im Hörsaal 21 der philosophischen Fakultät der Wiener Universität.

Tagesordnung:

1. Eröffnung durch den Vorsitzenden.
2. Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1960.
3. Rechnungsabschluß für 1960 und Mitteilung des Voranschlages für 1961.
4. Genehmigung der Kassengebarung.
5. Wahl des Präsidenten und des Ausschusses (nach § 11 a der Vereinsstatuten).
6. Wahl der Rechnungsprüfer.
7. Festsetzung des Mitgliedsbeitrages (Antrag des Ausschusses auf Beibehaltung des im Vorjahr festgesetzten Mitgliedsbeitrages von S 40.—).
8. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge (diese müssen 10 Tage vor der Vollversammlung eingebracht werden).
9. Ehrung der 25-, 50- und 75-jährigen Mitglieder.
10. Allfälliges.

Anschließend Vortrag von Univ.-Professor Dr. Gustav Wendelberger: „Eine Donaufahrt von Wien bis Sulina“. (Die „Wissenschaftliche Donaubereisung 1960“.) (Mit Lichtbildern.)

PROGRAMM DER VERANSTALTUNGEN.

März bis Juni 1961.

Freitag, den 10. März: Staatskonservator Dr. Hertha Ladenbauer-Orel: „Ausgrabungen im Verkehrsstützpunkt an der Traunmündung“ (mit z. T. farbigen Lichtbildern).

Freitag, den 24. März: Univ.-Professor Dr. Gustav Wendelberger: „Eine Donaufahrt von Wien bis Sulina“. (Die „Wissenschaftliche Donaubereisung 1960“.) (Mit Lichtbildern.) Vorher, pünktlich 17 Uhr, Ordentliche Vollversammlung!

Freitag, den 7. April: Professor Dr. Rudolf Büttner: „Die Schloßfrauen von Neulengbach im 17. Jahrhundert“ (mit Lichtbildern).

Sonntag, den 16. April: Lehrfahrt „Rund um den Bisamberg und Michel-Berg“. (Wien — Bisamberg — Klein-Engersdorf — Klein-Rötz — Würnitz — Karnabrunn — Nieder-Hollabrunn (Mittagessen) — Haselbach — Michel-Berg — Korneuburg — Wien.) (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Autobusfahrt. Abfahrt: Liebenberg-Denkmal, 8 Uhr. Fahrpreis S 45.—. Änderungen vorbehalten!

Freitag, den 21. April: Dozent Dr. Floridus Röhrig: „Die Sammlungen des Stiftes Klosterneuburg“ (mit Lichtbildern).

Samstag, den 22. April: Heimatwanderung „Wildgans-Gedenkstätten in der Josefstadt“. (Zum Gedenken an den 80. Geburtstag des Dichters am 17. April.) (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Kaffee Eiles (Ecke Josefstädterstraße—Lenaugasse), 15 Uhr.

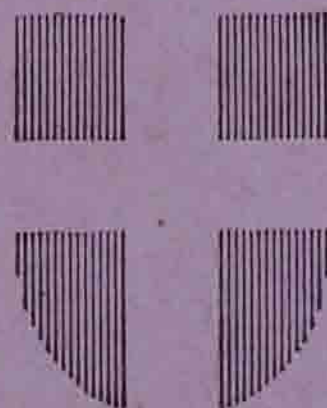
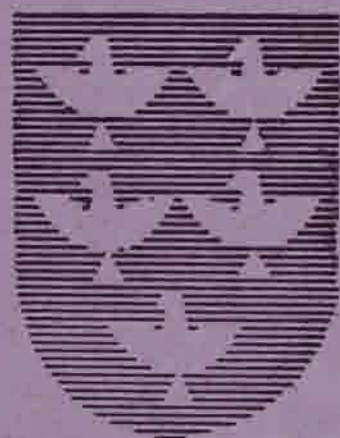
Freitag, den 5. Mai: Oberstaatsbibliothekar Direktor Dr. Kurt Vancsa: „Das Nibelungenlied. Gelöstes und Ungelöstes“.

Samstag, den 6. Mai: Stadtwanderung „Tulln“ (Stadtbesichtigung). (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Abfahrt: Wien, Franz Josef-Bahnhof, 12.30 Uhr. (Eisenbahnfahrt. Rückfahrkarte lösen!)

- Sonntag, den 14. Mai: Lehrfahrt „Der Wienerwald zwischen Triesting-, Tulln- und Wien-Tal“. (Wien — Vöslau — Berndorf — Pottenstein — Altenmarkt — Klein-Mariazell — Kaumberg — Gerichtsberg — Hainfeld (Mittagessen) — Klammhöhe — Stollberg — Inner-Manzing — (Alt-Lengbach — Neu-Lengbach — Rekawinkel — Wien.) (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Autobusfahrt. Abfahrt: Liebenberg-Denkmal, 7.30 Uhr. Fahrpreis S 50.—. Änderungen vorbehalten!
- Freitag, den 19. Mai: Univ.Professor Msgre. DDr. Josef Wodka: „Die geistlichen Mitarbeiter Klesls bei der Durchführung der Gegenreformation in Niederösterreich“.
- Samstag, den 27. Mai: Heimatwanderung „Von der Richard Wagner-Villa (Hadikgasse) zum ‚Fledermaus‘-Haus (Maxingstraße)“. (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Vor der Stadtbahnstation Hietzing, 15 Uhr.
- Freitag, den 2. Juni: Einführungsvorträge als Vorbereitung zur Exkursion am 17. und 18. Juni.
- Samstag, den 10. Juni: Heimatwanderung „Neuwaldegg — Kleiner Heuberg — Bieglerrhütte — Dornbach“. (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Neuwaldegg, Endstelle der Linie 43, 15 Uhr.
- Freitag, den 16. Juni: Univ.-Professor Dr. Anneliese Krenzlin, Frankfurt a. M.: „Probleme der deutschen Siedlungs- und Flurformenforschung mit bes. Berücksichtigung von Süddeutschland“. (Veranstaltet gemeinsam mit der Geographischen Gesellschaft und mit Unterstützung des Kulturrates der Stadt Wien und des Notringes.) Beginn: 18 Uhr.
- Samstag, den 17. und Sonntag, den 18. Juni: Lehrfahrt „Ins westliche Viertel ober dem Wienerwald“. (Wien — Pöchlarn — Ybbs — St. Martin a. Ybbsfelde — Blindenmarkt — St. Georgen — Eisenreich-Dornach — Amstetten (Übernachtung) — Neustadtler Platte — Stephanshart — Wallsee — (Strengberge) — Wallsee — Überfahrt über die Donau — Baumgartenberg — Grein — Persenbeug — Pöchlarn — Wien.) (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Autobusfahrt. Abfahrt: Liebenberg-Denkmal, 13 Uhr. Fahrpreis S 115.—. Änderungen vorbehalten!
- Die Vorträge finden jeweils Freitag, 17.30 Uhr (mit Ausnahme des Vortrages am 16. Juni), im Hörsaal 21 der philosophischen Fakultät der Wiener Universität statt. Näheres über Heimatwanderungen und Lehrfahrten bei den jeweils vorhergehenden Vortragsabenden.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN



INHALT: KARL WENTY, Eine geologische Schau vom Kahlenberg in die Weite des inneralpinen Wiener Beckens — FRANZ WICK, Gedanken und Beobachtungen über Römerstraßen um Wr. Neustadt — DR. WILHELM HAUSER, Das bayrische Kloster Asbach und sein Besitz im Viertel unter dem Manhartsberg, N.O. — FRANZ HUTTER, Der Burgstall zu Sassing-Echartslayn- und Feistritz, wo der Turm liegt — DR. RUDOLF BÜTTNER, Bevölkerungsschwund und Besitzwechsel seit der Grundentlastung in Raipoltenbach — H. LÖFFLER, Zwei neue Entomotrakten-Arten für Österreich: *IMNADIA VOITESTII* Botn. et Orgh. und *STENOCYPRIA FISCHERI* (Lilljeborg) — MARGARETE GIRARDI, Die Spitzhacke wütet in Wien — Kleine Mitteilungen — Berichte — Besprechungen — Vereinsnachrichten

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 3/4



UNSERE HEIMAT

MONATSBLETT DES VEREINES

FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 3-4

EINE GEOLOGISCHE SCHAU VOM KAHLENBERG IN DIE WEITE DES INNERALPINEN WIENER BECKENS.

Von Karl Wenty.

Ein Verweilen am Kahlenberg mit der Sicht in die Wiener Bucht und darüber hinaus in das Wiener Becken ist immer wieder ein Erlebnis. Selten wird es eine Gegend geben, die so anmutig ist und die imstande war, eine ganze Großstadt mit ihren landschaftlichen Kulissen so formschön einzubetten. Das Becken, das du vom Kahlenberg erschauen kannst, es scheint dir wie für immer in eine Form gegossen.

Wir erblicken unmittelbar vor uns die Nußberg-Terrasse, die unterhalb von uns bei dem Gasthaus zur Eisernen Hand beginnt (es ist die 360 m Kerbe, entstanden durch die Brandung des einstigen Meeres) und sich von hier aus zur Donauniederung senkt. Die Nußberg-Terrasse gehört zur dominierenden Großform im Wiener Stadtgebiet und stellt eine äußerst stilvolle geomorphologische Prägung dar. In einem Zug sind hier die drei wesentlichsten Bauelemente der Wiener Bucht vorhanden: instruktiv zeigt sie, wie der bogenförmige Bruchrand das Berggelände mit der Stromebene zur klassischen Wiener Landschaft vereinigt.

Im Widerschein der Sonne führt uns das glitzernde Donauband von der Wiener Pforte quer durch das Wiener Becken zur Ungarischen Pforte und trennt das Becken in einen südlichen und nördlichen Teil; eine Girlande zwischen den beiden Pforten und bestrebt, nach Süden sich weiter durchzuhängen. Nun sehen wir am Osthorizont den Thebener Kogel und nordwärts anschließend die Kleinen Karpaten. Eben ist die Sicht bis dorthin und das Gefüge dieses Bodens sind die Sedimente der ehemaligen drei Meeresbedeckungen (Torton, Sarmat und Pannon); im Burdigal vor ungefähr 25 Millionen Jahren war an Stelle des Inneralpinen Wiener Beckens der noch ununterbrochen zusammenhängende Alpen-Karpatenbogen, während das Außeralpine Wiener Becken vom burdigalen Meer überflutet war. Nur in solch einer unvorstellbar zurückliegenden Zeit konnten Berge samt Tälern in die Tiefe absacken, wo man derzeit bei der Suche nach dem Erdöl ihre Horizonte erbohrt; bei Aderklaa z. B. stößt man drei Kilometer tief auf das Kalkmassiv. Nicht immer zog die Donau ihr Silberband zwischen der Wiener- und Ungarischen Pforte. Voreiszeitlich, noch im Pliozän, überquerte sie von Krems weg über die Mistelbacher Gegend das ganze Viertel unter dem Manhartsberg, um dann im heutigen slowakischen Grenzgebiet in das allmählich zurückweichende pannonische Gewässer zu münden; unverkennbar die Meilensteine ihres Laufes: die Donauquarzsotter.

Beyor noch die Bohrungen nach Erdöl im nördlichen Teil des Wiener Beckens einsetzten, hielt im geologischen Fachkreis ein überwiegender Teil noch immer an der Vorstellung fest, daß die innere Struktur des Beckens, ihre Schichten,

vergleichsweise wie eine Hängematte durchhängen. Die Zweifler dieser Vorstellung verfestigten jedoch zunehmend ihre Ansicht, je mehr Bohrergergebnisse vorlagen, daß das Werden des Beckens von der Seite her gegen die Mitte zu sich in gestaffelten Brüchen vollzog¹⁾. Das Bruchsystem ist nicht nur in den viel jüngeren Meeresschichten, ja sogar noch in den Quartärschichten vorhanden. Die Erdölgeologie erarbeitete somit in einigen Jahrzehnten ein klares Bild vom inneren Aufbau des Inneralpinen Wiener Beckens. Doch dem Steinberg-Dom bei Zistersdorf, dieser Queraufwölbung am großen Längsbruch des Wiener Beckens, wird in der heimatischen Erdgeschichte stets ein Ehrenplatz eingeräumt sein²⁾.

In der Ungarischen Pforte flankieren die Hundsheimer Berge das rechtsseitige Donaugelände; es sind Horste, nicht zur Gänze abgesunkene Gebirgsstöcke. Die Gliederung ihrer Kalksteine und Granite erfolgt in derselben Reihung, von West nach Ost, wie in den Kleinen Karpaten. Der große Kalksteinbruch des Pfaffenberges, Kalke des Erdmittellalters, blinkt bis zu uns am Kahlenberg. Erwähnenswert sind die Höhlen von Hundsheim, die aufschlußreiche Funde einer zwischeneiszeitlichen Fauna lieferten; es waren durchwegs wärmeliebende Tiere. Nicht uninteressant ist das Hundsheimer Gelände, das mit dem Schicksalsweg der Donau eng verknüpft ist. So entpuppt sich der Braunsberg zu einem Inselberg, an dessen Gestaltung die Donau keinen geringen Anteil hatte. Begeht man aber das ebene Gelände südlich des Spitzer Berges, wird man staunen, wie der Boden dort mit gerundetem Quarz aufgeschottert ist. Von Prellenkirchen bis Parndorf, immer wieder der Quarzschotter. Es ist die Parndorfer Platte mit einer Breite von über 10 km, wo einst die Donau zwischen den Leitha- und Hundsheimer Bergen ihren Durchgang hatte: die Brucker Pforte. Und nun steht man unwillkürlich vor der Frage: warum verlegte die Donau ihren Lauf nördlicher, bei Hainburg vorbei?

Der Quarzschotter Horizont der Parndorfer Platte liegt durchschnittlich in 180 m Meereshöhe, doch weiter westlich, im Ellender Wald, liegen die Schotter höher und am Schüttenberg sogar in einer Höhe von 280 m. Solche Schotterrückstände sind noch am Goldberg bei Reisenberg, bei Rauchenwarth, am Andreasberg, Johannesberg sowie am Laaerberg anzutreffen, doch diese liegen immer nur zwischen 200 und 230 m über dem Meer; eine Ausnahme bildet der Laaerberg, wo der Schotterhorizont die 250 m Höhenlinie erreicht. Eine ehemals einheitliche Stromebene in einer heute so verschiedenen Höhenlage kann nur auf nachträgliche Bodenbewegungen zurückzuführen sein. So kommt auch Stiny in seinen Studien zu der Auffassung³⁾, „daß nach der Tertiärwende eine Aufbiegungswelle quer durch das Wiener Becken verlief und die vom Ellender Wald bis zum Wiener Berg reichte“. Diese Aufbiegungswelle drängte die Donau nach Norden in das Marchfeld und verlegte ihr auch das Rinnen durch das Parndorfer Gelände. Bei der Jahrtausende andauernden Schollenbewegung gelang es wohl der Fische, sich durch die Aufbiegung des Bodens durchzusägen, nicht aber mehr der Leitha. Im Ellender Gelände erreicht eben die Hebung ihr Höchstausmaß und man sieht, wie die Leitha bei Götzendorf förmlich zwingend, fast rechtwinkelig, ihren Lauf nach Osten nehmen mußte. Doch bei der Parndorfer Barre konnte sie sich im Gelände durchsägen, weil hier ihre Reliefenergie mit der hier schwächeren Schollenhebung Schritt halten konnte. Und so entstand bei Potzneusiedl und Deutsch-Haslau ein Leithadurchbruch, der gegenüber der durch-

¹⁾ Friedl, K., Zur Frage der im Wiener Becken vorhandenen großen Verwerfungen. Mitt. Geol. Ges., 22. Bd., 1929.

²⁾ Friedl, K., Der Steinberg-Dom bei Zistersdorf und sein Ölfeld. Mitt. Geol. Ges., 29. Bd., 1936.

³⁾ Stiny, J., Zur Kenntnis jugendlicher Krustenbewegungen im Wiener Becken. Jb. G. B. A., 82. Bd., 1932, S. 97.

schnittlich 180 m hohen Barre um 40 m tiefer angelegt ist. Wer nun mit dieser Sprache und diesen Schriftzeichen vertraut ist, wird ergriffen im Buch der Erde bei der Parndorfer Barre in die geologische Vergangenheit zurückblättern. In die ehemals einheitliche eiszeitliche Donaustromebene gehört auch das heutige Becken des Neusiedler Sees, wo jedoch die Donausande und -schotter mit der Scholle bis auf 116 m Meereshöhe absanken; die Höhendifferenz zwischen der Parndorfer Platte und dem Seebecken beträgt 60 m. Bei Jois und Neusiedl am See ist das Absinken der Scholle gut ersichtlich. Es ist auch nicht verwunderlich, daß es in der Neusiedler Depression zu einer Grundwasseransammlung, zu solch einer Riesenpfütze kommen mußte, liegt doch der Donauspiegel bei Wildungsmauer in 142 m Seehöhe; 26 m höher als der Wasserspiegel des Neusiedler Beckens. Die Donau rückt bei Regelsbrunn dem Leithaknie bedenklich nahe (7 km) und die Erosionsfurchen bei Neusiedl am See greifen rückwärts einschneidend in Richtung Bruck an der Leitha in die Parndorfer Barre. Der von den Ungarn zur Entwässerung des Neusiedler Sees und des Hansag Sumpfgebietes gebaute Einser Kanal bringt dem See oft mehr Wasser zu, als ab. So kommt an der Schwelle des südlichen Wiener Beckens auf engem Raum ein Zusammentreffen von Umständen, die im geologischen Zeittempo den Weg der Donau hier wieder einmal ändern werden.

An die Brucker Pforte anschließend die Silhouette des Leithagebirges, oder „Leithaberg“, wie ihn die Einheimischen nennen. Es ist ein schmaler, ungefähr 35 km langer, nach Süden zu gerichteter Bergrücken, der an seinem Südende unter das Beckensediment absinkt; in der zonalen Gliederung der Alpen gehört er zur Zentralzone; es ist ein inselartiges Vorkommen der östlichen Zentralzone. Der Grundstock besteht hauptsächlich aus Glimmerschiefer, auch Quarzite und Gneise, dazwischen in geringer Verbreitung mesozoische Gesteine. Diese Gesteine wurden an der Wende Devon-Karbon stark verfaltet und metamorphisiert, im Perm erodiert und im Mesozoikum bei der Alpenauf-faltung noch einmal verfaltet. Im Helvet. vor ungefähr 20 Millionen Jahren, begann dieser Teil abzusinken. Die Helvettransgression erfaßte in ihrem Ausmaß den ganzen nördlichen Teil des Inneralpinen Wiener Beckens und reichte mit einem Lappen bis annähernd Schwadorf in den südlichen Teil des Beckens⁴⁾. Der Leithaberg ist allseits von Brüchen flankiert, die auf die Entstehung dieses Horstes schließen lassen. In dieser Beziehung ist der Kirchturm von Loretto ein Kuriosum, denn er kommt über einen Bruch zu stehen, was einen klaffenden Riß vom Dachgeschoß des Turmes bis zu seinem Fundament zur Folge hatte. Wie eine Insel taucht der Bergrücken am Horizont der Ebene empor und diese Vorstellung ist auch Wirklichkeit gewesen. Es war vor ungefähr 15 Millionen Jahren, als die Salzflut des Tortonmeeres das Inneralpine Wiener Becken füllte und das Leithagebirge zur Insel wurde. Es wird selten einen Landschaftsabschnitt geben, aus dem so viel aus der Tiefe des Geschehens, aus der Vergangenheit so klar und umfassend durch die Forschung hervorgeholt wurde wie im Wiener Becken. Der kristalline Kern des Bergrückens ist fast von einem bis zu 40 m mächtigen Kranz eines Lithothamnien Kalkes umgürtet, der die Fülle der hier einst abgestorbenen Tiere und Pflanzen aus dieser Zeit aufzeigt. Das Wahrzeichen von Müllendorf, der weithin sichtbare weiße Kalk des dortigen Steinbruches, ist der Rückstand eines Riffes, an dessen Stelle damals die sauerstoffreiche Gischt die Korallenbänke umbrandete. Im ruhigen Küstensaum grasteten die Sirenen am Meeresgrunde die Algen ab; nur im Küstengebiet eines warmen Meeres können diese Säugetiere leben. Das Müllendorfer Riff lag an einer Meeresstraße, die heute geographisch genannte Ödenburger Pforte (Zillingtaler Platte). Die torto-

⁴⁾ P a p p, A., Probleme der Grenzziehung zwischen der helvetischen und tortonischen Stufe im Wiener Becken. Mitt. Geol. Ges., 49. Bd., 1956, Abb. 3.

nische Transgression erreichte am Leithaberg nachweisbar die heutige Höhenlinie von 450 m. Erwähnenswerte die quartären Terrassenschotter zwischen Hornstein und Wimpassing, wo ein ganzer Rücken bei einer durchschnittlichen Höhe von 240 m von einer schützenden, teils konglomeratischen Schotterplatte bedeckt ist. Dieser Quarzschotter könnte vielleicht aus dem Kristallin der Buckligen Welt und dem Hochwechsellmassiv stammen, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Arm der Donau im großen Bogen den Leithaberg umfloß; die Donauschotter bei Reisenberg sind ja nur 11 km von Wimpassing entfernt.

Nun sieht man in der Ferne die 12 km breite Zillingtaler Platte zwischen Leitha- und Rosaliengebirge; sie ist eine mäßig hohe Wasserscheide, die das Wiener- vom Eisenstädter Becken trennt. Bei einer Bohrung in der Mitte der Platte wurden die drei Formationen Torton, Sarmat und Pannon durchstoßen und in einer Tiefe von 1450 m das Grundgebirge, das Kristallin, erreicht. Die Sedimente sind durchwegs tegelig ausgebildet und sie können daher für Erdöl nicht speicherfähig sein. Die Platte senkt sich in Brüchen gegen West und Ost und ist von Brüchen gegen Leitha- und Rosaliengebirge begrenzt. Die Lignite von Zillingdorf, Zillingtal und Neufeld gehören in das Oberpannon. Der Leithaberg und die Rosalia sind aus ähnlichen Gesteinen aufgebaut. Während der drei Überflutungen ist die Rosalia immer eine Halbinsel gewesen. An den Rosalienrücken schließt die Bucklige Welt, die das Becken im Süden abgrenzt; sie war eine wellige Hochebene, die im Lauf der Zeit durch die Erosionsrinnen in eine tief eingeschnittene Grabenlandschaft verwandelt wurde; ihre Gesteine sind hauptsächlich Gneise, Glimmerschiefer und Quarzite, bei Seebenstein und Scheiblingkirchen auch Triaskalke. Eine Sicht in den auskeilenden Winkel des südlichen Wiener Beckens bei Gloggnitz, sowie die westliche Begrenzung bis zum Anninger, ist vom Kahlenberg aus durch das Anninger Massiv verwehrt.

Im 19. Jahrhundert wurde für die Großstadt Wien die Trinkwasserversorgung immer kritischer und es war der Meister der österreichischen Geologen, Prof. Dr. Eduard Sueß, der dieses Problem löste. Im 20. Jahrhundert ist jedoch für Wien und Umgebung dieses Problem wieder bedenklich kritisch geworden. Und wieder sind es Geologen⁵⁾, die den Weg aufzeigen, wo das Trinkwasser zu holen ist: „Die geologisch bedingte Grundwasserrinne im südlichen inneralpinen Wiener Becken, ein schier unerschöpfliches Trinkwasser-Sammelbecken.“ Es ist für eine Großstadt einmalig, infolge zusammentreffender Umstände in solch eine günstige Lage zu kommen: die in unregelmäßigen Zeitabständen immer wieder durchziehenden Tiefdrucke, welche die feuchtgeschwängerte ozeanische Luft heranbringt; die Kalkhochalpen, in deren Klüften der Niederschlag in die Tiefe zum Quellhorizont des Werfener Schiefers gelenkt wird; unmittelbar anschließend die aufgeschotterte Riesenzisterne, der südlichste Teil des Wiener Beckens, deren schotterige Struktur einen Großteil des Niederschlages der angrenzenden Kalkberge ansaugt.

Ein Spinnennetz von Verwerfungen und Brüchen (Skizze 2) umschließen den südlichsten Teil des Beckens. Zwei Hauptbrüche formen den zentralen Teil zu einer tiefen Rinne; ihre Sohle ist tegelig und wasserundurchlässig und bis zum Oberflächenboden durchwegs mit Kalkschotter aufgefüllt. Der Neunkirchner Schotterkegel ist bis zu 200 m mächtig; anschließend der Wöllersdorfer Schotterkegel; nach Norden zu nimmt die Mächtigkeit des Schotters ab. In der Tiefenrinne ist der Wasserträger durchschnittlich 75 m mächtig. Die oberen Schichten des Neunkirchner Schotters sind vollkommen trocken und jeder Niederschlag wird von der Schottertiefe angesaugt. Je schmaler die Rinne nach Norden zu

⁵⁾ Küpper, H., Geologie und Grundwasservorkommen im südlichen Wiener Becken, Jb. G. B. A., 97, 1954.

wird, desto häufiger kommt es zum Quellen des Wasserhorizontes. Man muß nur die Quellen bei Haschendorf, Ursprung der Fische, gesehen haben, wie das kühle, kristallklare und trinkbare Wasser durch den Schotter im Rhythmus an der Oberfläche sich wölbt und in vielen Rinnen seinen Hauptweg findet; jeder Wüstenbeduine würde bei solch einem Anblick zu Boden stürzen und ihn küssen. Bis zu den ersten Fabriken bei Weigelsdorf erfreuen sich Forellen in diesem tiefen Bach ihres Lebens; ab Weigelsdorf wird dieses rinnende köstliche Trinkwasser nur noch zum Treiben der Fabriksturbinen verwendet. Das sogenannte Steinfeld birgt in sich den in seinen Ausmaßen unvorstellbaren Wasserträger, zu dessen Bau schon im Miozän, bei Anfang des niederbrechenden Alpen-Karpatenbogens, der Grundstein gelegt und der durch die eiszeitlichen Aufschotterungen beendet wurde.

Bei einer umfassenden Sicht in das südliche Wiener Becken ist es der Anninger mit seinem vorgelagerten Eichkogel, der das Becken randlich außerordentlich profiliert; er schiebt sich gegenüber allen anderen Bergen weit in das Becken hinaus und es scheint, als würde dort ein Teil des Anningers in die Tiefe absinken. Im Sattel zwischen dem Kalkmassiv und dem Kogel ist nachweisbar das Unterpannon an einem Bruch um 190 m abgesunken; östlich des Sübahneinschnittes der nächste Bruch; gestaffelte Bruchtektonik. Das Gesamtprofil zeigt von unten nach oben: Werfener Schiefer, Muschelkalk, Lunzer Sandstein, Hauptdolomit, Dachsteinkalk, Jura- und Kössener Schichten; nächst dem Eichkogel Pannonkonglomerate und Süßwasserkalke; der Gupf am Eichkogel ist ebenfalls Süßwasserkalk, sonst Pannon.

Wir blicken nun in die Landschaft des Klippenraumes, in dem es so zahlreiche Rückstände einstiger vulkanischer Tätigkeit gibt; besonders aufschlußreich beim Bau des Lainzer Wasserbehälters, wo an der Sohle des Baugrundes unter anderem ein gewaltiger Tuffitblock von 50 t Gewicht bloßgelegt wurde⁶⁾. Unbedingt erwähnenswert die umfangreichen Aufschlüsse beim Bau des Gästehauses im Hörndlwald, worunter die festgestellte Tuffspalte mit ihren Pikriten, Tuffen, Tuffiten und Vulkanbomben auch im zuständigen Fachkreis außerordentliches Interesse und Studium erweckte⁷⁾. Im Süden dieses Raumes der überragende Höllensteinzug, die Stirn der kalkalpinen Decke, welche die nördlich von ihr liegende Flyschdecke in einem beträchtlichen Ausmaß überschiebt. Eine einzigartige Prägung des Beckens stellen die Ober-St. Veiter Klippen dar, dessen Tektonik Trauth⁸⁾ erschöpfend erforschte. Für die jungsteinzeitlichen Menschen waren diese Klippen ein bevorzugter Lebensraum, denn ihr Jurakalkgestein birgt den Hornstein, das Rohmaterial, das zur Herstellung ihrer Werkzeuge und Waffen verwendet wurde.

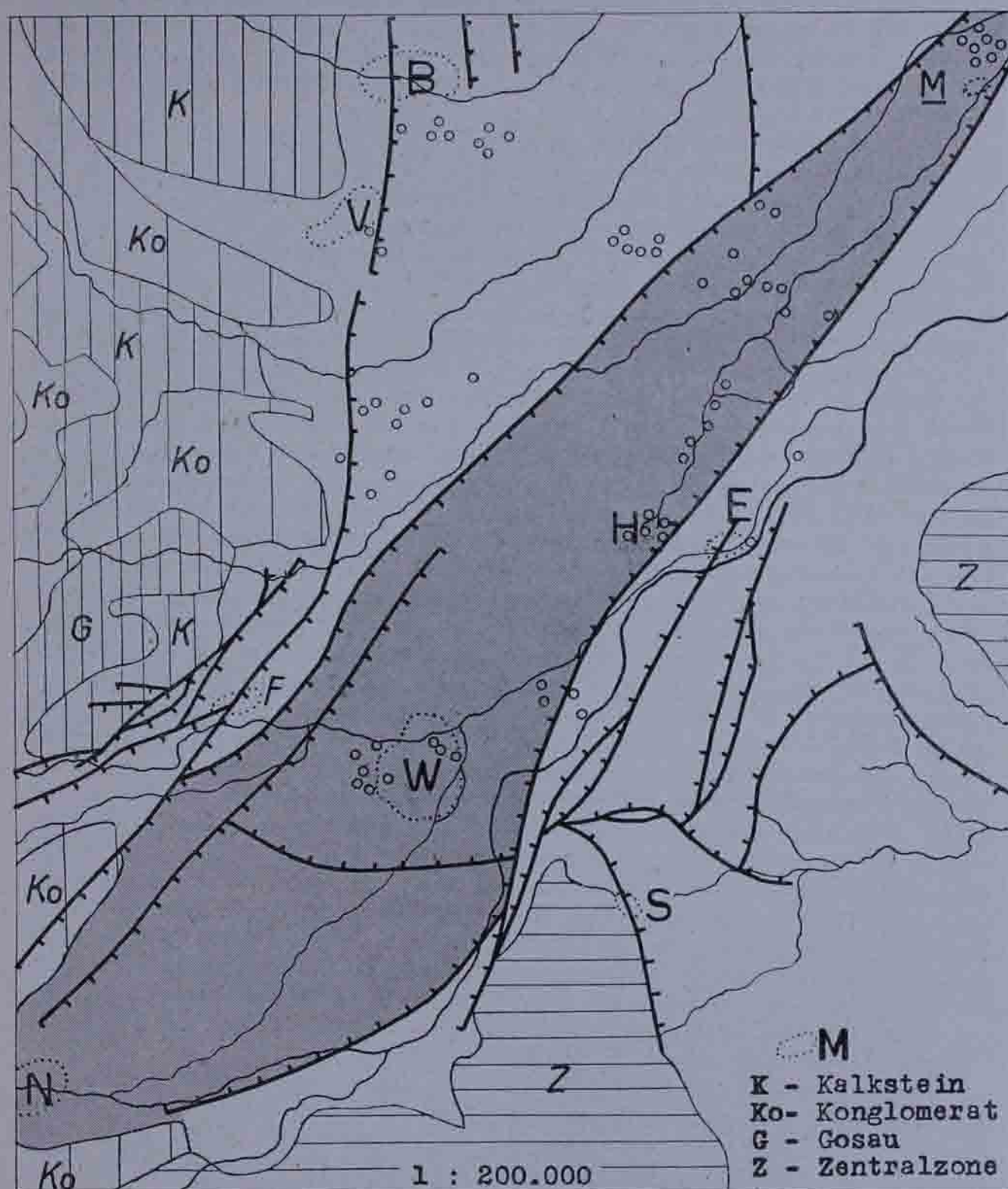
Wenn man das Ober-St. Veiter Klippengebiet den irregulären Bruchrand der Wiener Bucht nennen kann, so ist dann das Randgelände nördlich der Wien der reguläre Bruchrand, denn hier reihen sich die absinkenden bogenförmigen Berge wie aus einer Form gegossen: besonders Wilhelminenberg, Schaffberg, Schenkenberg, Reisenberg und Nußberg; es ist, wie schon eingangs erwähnt, das Vorherrschende im Baustil; dazwischen die tief eingeschnittenen Täler der Wienerwaldbäche. Bei der Entwicklung dieser Landschaft am Rande des Beckens ist jedoch an der Vorstellung festzuhalten, daß nach endgültigem Abzug der stehenden Gewässer dieses Gelände bis zur heutigen 360 m Meereshöhe mit Sanden

⁶⁾ Stiny, J., Der Baugrund des neuen Wasserbehälters im Lainzer Tiergarten. Jb. G. B. A., 88. Bd., 1938.

⁷⁾ Janoschek, R., Küpper, H., Zirkl, E. J., Beiträge zur Geologie des Klippenbereiches bei Wien. Mitt. Geol. Ges., 47. Bd., 1954.

⁸⁾ Trauth, J., Geologie der Klippenregion von Ober-St.-Veit und d. Lainzer Tiergartens. Mitt. Geol. Ges., 21. Bd., 1928.

DIE GRUNDWASSERRINNE IM SÜDLICHEN WIENER BECKEN



Grundwasserrinne Bruchlinien Quellen

W-Wr. Neustadt, N-Neunkirchen, B-Baden, V-Vöslau, H-Haschendorf
S-Sauerbrunn, M-Mattersburg, E-Ebenfurt, F-Fischau, M-Mitterndorf.

SKIZZE 2

Brüche, nach Küpper und Brix.

und Tonen aufgefüllt gewesen ist. Und von dieser Wende an begannen dann die rinnenden Gewässer die Wiener Bucht bis zum heutigen Donauspiegel (156.076) auszuräumen. Eine markante 360 m-Höhenmarke befindet sich in der Hütteldorfer Pforte am Satzberg, wo noch der Ansatz des pliozänen Talbodens anschaulich erhalten ist. Schon Büdel kam in seinen Studien zu der Auffassung, daß aus dem Wiener Becken ein Schichtpaket von mindestens 200 m entfernt wurde⁹⁾.

Noch einmal haftet der Blick an einer Skulptur im südlichen Wiener Randgebiet: dem Höhenzug im Süden, Laaerberg—Küniglberg, man könnte ihn den „Wiener Boden“ nennen¹⁰⁾. Umsäumt wird diese Bodenschwelle von den Wasserläufen der Wien und Liesing, des Lainzerbaches und des Donauströmes; im westlichen Drittel ein Sattel zum Rosenhügel. Eng verknüpft sind die angeführten Wasserläufe mit dem Werden dieses Höhenrückens, der noch eiszeitlich mit dem Roten Berg Verbindung hatte und wo ungefähr bei Anbruch der „Arsenalzeit“ der Lainzerbach infolge Anzapfung vom Wiental her, den einstigen Zusammenhang trennte. Wo der Lainzerbach vorher seine Rinne hatte, zeigt uns der Erosionseinschnitt der Sarmatformation zwischen Küniglberg und Rosenhügel. Die Bodenschwelle vom Küniglberg mit 256 m bis zum Laaerberg mit 255 m, senkt sich bis ungefähr zur Mitte, gut sichtbar durch den neuen 105 m hohen Gasbehälter, bis auf 218 m Höhe. Es ist eine weit ausladende Mulde, die zur Spinnerin am Kreuz etwas steiler ansteigt und mit ihren Quarz- und Flyschschotter-Rückständen genau anzeigt, wie und wo einst die Donau und der Wienfluß am Wienerberg ihren Weg nehmen mußten. Schon Hassinger erwähnte in seinen Ausführungen¹¹⁾ jene lößbedeckte ebene Fläche, welche sich im 12. Bezirk östlich des Einschnittes der Pottendorfer Bahnlinie bis zum Gaswerk ausdehnt, das noch die Arsenalterrasse überragt und aus dem Stadtgebiet von Wien nahezu verschwunden ist. Nun gab es tatsächlich eine Zeit zwischen Wienerberg- und Arsenalterrasse, wo sich der Wienfluß durch diese Landschaft schlängelte und wo bei Hochwasser die schmutzigbraune Flut in der Wienerberger Mulde dominierte. Der Schotterdurchzug dieser „Muldenwien“¹²⁾ beginnt am Nordende des Meidlinger Friedhofes mit einer durchschnittlichen Breite von 250 m und endet nach einer Länge von 1400 m bei der Ziegelgrube östlich der Triesterstraße; die Mächtigkeit des Schotters schwankt von 1 m bis zu 3 m. Und als die Queraufwölbung am großen Leopoldsdorfer Bruch mit seiner maximalen Sprunghöhe von 540 m¹³⁾, Laaerberg samt Wienerberg, nach und nach gehoben wurde, konnte auch die Wien ihren Lauf in der Vortiefe (Wienerberger Mulde) nicht mehr nehmen. Es vollzog sich nun für den Wienfluß die einschneidendste Veränderung seit seinem Fließen auf dem Wiener Boden: die Mündungsverkürzung zur Donau nördlich des Wienerberges, nach der Pleistozänabfolge von Küpper¹⁴⁾ vor ungefähr 450.000 Jahren zu Beginn der „Arsenalzeit“.

In einer ehemaligen Sandgrube zwischen der unteren Triesterstraße und der Matzleinsdorfer Geleiseanlage wurde bei einer Probe aus dem dortigen Arsenalschotter 20 Prozent Flyschschotter festgestellt¹⁴⁾; es ist das Mündungsgebiet der Arsenalwien¹²⁾. Dieses Sandsteingeschiebe der Arsenalwien läßt sich

⁹⁾ Büdel, J., Die morphologische Entwicklung des südlichen Wiener Beckens und seine Umrandung. Berliner geogr. Arb. 1933.

¹⁰⁾ Hassinger, H., Boden und Lage Wiens. M. G. G. Wien, 1941.

¹¹⁾ Hassinger, H., Geomorphologische Studien aus dem inneralpinen Wiener Becken und seinen Randgebirgen. Pencks G. Abh., Bd. 8, 1905.

¹²⁾ Wentz, K., Darstellung der eiszeitlichen Flußrinnen auf Grund der Schotterrückstände in der Wienerberger Mulde. Meidlinger Heimat-Museum 1958.

¹³⁾ Küpper, H., Beiträge zur Pleistozänforschung in Österreich, Abschnitt Wien—Neusiedler See. G.B.A. 1955.

¹⁴⁾ Schaffer, F. X., Geologie von Wien, 2. Teil 1906.

dann auf der durchschnittlichen Höhe von 205 m bis zur Kreuzung Schwenkgasse-Ratschkygasse verfolgen. Es ist nicht uninteressant, daß am Nordende des Meidlinger Friedhofes der Schotter der Arsenalwien 8 m tiefer liegt als der der Muldenwien unmittelbar daneben im Friedhofsgelände (Skizze 1). Die Mulde war für das Geschick des Wienflusses Jahrzehntausende hindurch richtunggebend, vordem auch für die Donau, die doch bei der Spinnerin am Kreuz ihr Stromnetz teilen und den Komplex der Aufwölbung inselartig umfließen mußte. Die Art, wie noch heute die Wien und die Liesing der Mulde zustreben und wie sie von dort ab, fast rechtwinkelig, abgedrängt werden, verrät das nachhaltige Wirken dieses Bodens, an dem noch immer die Schwefeltherme haftet¹⁵⁾. Die so eng aneinanderliegenden Gefällslinien der Wien in der Meidlinger Kurve, ergeben einen untrüglichen Hinweis, daß die einstige Mündungsverkürzung zur Arsenaldonau bis auf heute noch nicht zur Gänze ausgeglichen ist. Im jüngsten Quartär war die Donau bereits nach Nordosten abgedrängt und die Umrahmung des inneren Stadtkernes, der amphitheatralische Aufbau des Wiener Bodens, durch die Laaerberger Aufwölbung vollendet.

GEDANKEN UND BEOBACHTUNGEN ÜBER RÖMERSTRASSEN UM WR. NEUSTADT.

Von Franz Wick, Wr. Neustadt.

Rings um Wr. Neustadt gibt es Orte, in denen sich Spuren von römischen Siedlungen nachweisen lassen. Sicher sind diese ehemals durch Straßen oder Wege untereinander verbunden gewesen. Es ist mir aber noch nie gelungen, im Verwaltungsbezirke Wr. Neustadt auch nur an einer Stelle Reste einer Römerstraße oder wenigstens eines römerzeitlichen Fahrweges (Wege der unterworfenen Illyrer und Kelten) zu sehen oder zu finden. Es gibt jedoch Anhaltspunkte, die dafür sprechen, daß solche vorhanden waren und durch manche Orte geführt haben. Vielleicht lassen sich mit der Zeit auch Spuren von ihnen nachweisen. Zweck dieser Zeilen ist, festzuhalten, was mir im Laufe der Jahre im Gelände aufgefallen ist und was ich im Schrifttum für besonders erwähnenswert fand.

1. Man kann annehmen, daß von Carnuntum neben der am Ostabhange der Alpen nach dem Süden führenden Hauptstraße noch eine zweite in geschützterer Lage am Westabhange des Leitha- und Rosaliengebirges und durch die Bucklige Welt nach Steiermark verlief¹⁾. Durch den Wr. Neustädter Verwaltungsbezirk denke ich sie mir z. T. von Zillingdorf über Lichtenwörth (Galgenbühel und Hutbühel)²⁾ zum Weißen Kreuz bei Neudörfl und von dort an dem Kloster Sonnleithen vorbei weiter nach Süden. Auf dem Galgenbühel fand man einen römischen Reliefstein und auf dem Hutbühel mehrere Brandgräber und einen Steinsarg²⁾. Beim Weißen Kreuz liegen auf dem Boden der Gemeinde Katzelsdorf drei Grabhügelgruppen³⁾. Außerdem stammen aus der nächsten Umgebung vier oder mehr Grabsteine⁴⁾. Noch heute führt in gleicher Richtung ein alter Feldweg, der die kürzeste Verbindung zwischen Zillingdorf und dem Pittentale herstellt. Er spielte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine solche Rolle, daß für ihn beim Bau des Wr. Neustädter Kanals zur Unterquerung ein Durchlaß (die „schwarze Brücke“) ausgespart wurde.

2. Von dieser Straße zweigte bei Neudörfl⁵⁾ ein Weg über Mattersburg nach Scar(a)bantia (Ödenburg) ab. Eine Grabhügelgruppe bei Neudörfl sowie die

¹⁵⁾ Beichl, Carl, Die Thermen im Untergrunde Wiens. Allgemeine österr. Chemiker- u. Techniker-Ztg., 1. 5. 1927.

Römerfunde von Sauerbrunn kennzeichnen seinen Verlauf. Von dieser Abzweigung soll nach Dr. Hautmann vor Jahren bei der Eisenbahnstation Wiesen-Sigleß ein Stück freigelegt worden sein. Dazu ist südöstlich von Neudörfl auf freiem Felde ein Stück des Weges gepflastert. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde den Kindern in der Neudörfler Schule diese Pflasterung als römisch bezeichnet.

3. Außerdem führte während der Römerzeit ein Saum- oder Fahrweg aus dem Halltal bei Mariazell über den Lahnsattel, das Preintaler Gscheidl (nördlich der Rax), die Vois²¹⁾, die Mamauwiese bei Puchberg und Willendorf (oder Gerasdorf ...) auf das Wr. Neustädter Steinfeld⁸⁾. Über Weikersdorf, Wr. Neustadt (Fischelkolonie, Stadtpark und Ungarfeld)²³⁾ und Lichtenwörth (Hutbühel, Heutal, Untere Heidäcker und Neubruch) hatte er sehr wahrscheinlich seine Fortsetzung nach Pötsching, von wo in gerader Richtung über Zemendorf eine Verbindung mit Scar(a)bantia möglich war. Der Silberdenar von Schwarza u. i. Geb. (Preintal)⁷⁾, Münzen von der Fischelkolonie, eine Silbermünze vom Zeh-nervierviertel²³⁾, der Herculesaltar vom Stadtpark und eine Kupfermünze von der Jahngasse (Wr. Neustadt) sowie die römischen Brandgräber vom Hutbühel²⁾ und die acht Grabsteine (darunter der Tudrusstein und ein großer Reliefstein — Herakles auf dem Scheiterhaufen —)²⁾ von den Unteren Heidäckern (Lichtenwörth) sprechen für die Richtung des Weges. Ja, ich nehme sogar an, daß er schon in der Urzeit ein wichtiger Handelsweg war. Er stellte den kürzesten Weg von Hallstatt nach Ungarn dar, was gewiß in der älteren Eisenzeit sehr viel bedeutete. Der Name Halltal erinnert uns an diese Zeit. Auch die bronzezeitlichen Abfallgruben beim Triangel²⁴⁾ in Wr. Neustadt⁸⁾, die einzigen vorgeschichtlichen Siedlungsfunde innerhalb des Stadtgebietes, und die Fundplätze vom Hutbühel²⁾ in Lichtenwörth liegen an dieser Linie. Der Flurname Neubruch verrät uns, daß auf dieser Strecke die letzten Spuren des ehemaligen Fahrweges (Wr. Neustadt—Pötsching) vielleicht erst in der jüngsten Zeit (nach 1878) verwischt oder vernichtet wurden. Bei einer Besichtigung des Geländes suchte und fand ich die bequemste Verbindung zwischen den Unteren Heidäckern und Pötsching. Wenige Minuten später bestätigte mir ein alter Burgenländer, der über 50 Jahre lang auf dem Fondshofe bei Lichtenwörth angestellt war, daß die alte Straße nach Pötsching „über die Scheiben“²²⁾ angelegt war. Die heutige Straße, die, aus Lichtenwörth und Neudörfl kommend, über den Pötschinger Berg führt, wird gegenwärtig noch manchmal „neue Straße“ genannt. Welchen Weg die Römer von den Unteren Heidäckern aus gegen Scar(a)bantia wählten, ist mir noch nicht klar. Die geringste Steigung hat allerdings der Weg über die „Scheiben“. In Pötsching gibt es aber eine Flur, die Hackstraße (Spezialkarte 1 : 50.000) bezeichnet wird. Die Leute sprechen Hockstraße. Möglicherweise soll der Name richtig Hochstraße heißen, was sagen würde, daß die Römerstraße über diesen Rücken verlief. Straßen aus der Römerzeit haben ja oft den Namen Hochstraße.

Die Magyaren benützten auf ihren Raubzügen nach Deutschland sicher auch die alten Römerstraßen, soweit sie noch vorhanden waren. Auffallend ist, daß das verschollene Dorf Alrams in nächster Nähe dieses angenommenen Straßen-zuges lag. Zwar ist es uns noch nicht möglich, die genaue Lage des Ortes anzugeben, aber wir wissen, daß bei der Gründung von Wr. Neustadt die Stadtgrenze von der Fischa zur Leitha nicht in gerader Richtung gezogen werden konnte, weil man neben der Leitha dem Gebiete von Alrams ausweichen mußte⁹⁾. Auch über die Volkszugehörigkeit seiner Einwohner ist uns nichts bekannt. Da aber nach Dr. Mayer Alrams damals den ungarischen Grafen von Oeslie¹⁰⁾ gehörte, ist es nicht ausgeschlossen, daß es eine magyarische Siedlung auf niederösterreichischem Boden war.

Dazu befindet sich in der gleichen Gegend eine nach Lichtenwörth gehörige Furt der Leitha, die jedenfalls früher eine größere Bedeutung als heute hatte.

In alten Urkunden von Wr. Neustadt lesen wir wiederholt von einer Straße, die von Wr. Neustadt über Alrams nach Ungarn führte und auf der sich im späten Mittelalter ein bedeutender Verkehr (Weinfuhrwerk) abwickelte¹¹⁾. Sie ist derzeit spurlos verschwunden. Möglicherweise läßt sich einmal beweisen, daß dieser mittelalterliche Verkehrsweg auf die vermutete noch ältere Römerstraße zurückzuführen ist. Nur bevorzugte man im Mittelalter sicher den Weg über die „Scheiben“ direkt hinab in den Ort Pötsching. Die Römer sind wahrscheinlich bis zur „Scheiben“ die gleiche Strecke gefahren, aber von dort weg mehr nach Süden abgebogen, um auf der Höhe (Hackstraße) zu bleiben. Damit würde sich der Name „Scheiben“ von selbst erklären. Die Straße hatte dann von Wr. Neustadt bis Ödenburg nur eine größere Krümmung, und zwar gerade an dieser Stelle. Noch immer sagen die Landleute von einer Biegung des Weges: „Da schiebt sich der Weg.“ Gegenwärtig verdient dieser Weg ins Burgenland, der den Zillingdorfer Wald beinahe im NO streift, gar nicht mehr den Namen „über die Scheiben“, weil er nicht mehr im Winkel Wr. Neustadt und Ödenburg, sondern in gerader Richtung Lichtenwörth (Parz. Nr. auf n.ö. Boden 3401/1) und Pötsching verbindet.

Das Bedürfnis, von Wr. Neustadt nach Ungarn eine geeignete Verbindung herzustellen, führte auch zum Bau des Wr. Neustädter Kanals¹²⁾. Er wurde aber nur bis zur damaligen ungarischen Grenze fertiggestellt. So konnte er die alte Straße nie ersetzen und mußte später die ihm zugedachte Aufgabe der Eisenbahn Wr. Neustadt—Ödenburg abtreten. Weil er aber von Wr. Neustadt bis gegen Pötsching fast in gleicher Richtung angelegt wurde, trug sein Bau ganz bedeutend zur Zerstörung dieser Strecke unserer alten Ost—Weststraße bei.

4. Wertvoll war die Mitteilung, die das im Jahre 1888 erschienene heimatkundliche Geschichtswerk „Hernstein in N.Ö.“ von M. A. Becker¹³⁾ über die Blätterstraße, die die Sage zur Römerstraße machte, enthielt. Dort heißt es: „Sie zieht noch jetzt in schnurgerader Richtung, und ohne ganz nahe Ortschaften zu berühren, von Neunkirchen aufwärts östlich St. Aegyden und Saubersdorf bis Weikersdorf, und verliert sich auf der Strecke von da bis Fischau. Es gibt Anzeichen, daß zu oder nächst Weikersdorf ein Straßenkastell gestanden habe, und mag es auch kaum auf Irrthum beruhen, wenn man den Ort Steinabrückl durch seine einstige Steinbrücke mit dieser Straße in Verbindung bringt.“ Auch die Funde von Hölles¹⁴⁾ (Ziegel und Münzen) gehören noch zum Bereich der Blätterstraße.

5. Im Jahre 1808 wurden bei der Erbauung der Gutensteiner Straße in Wöllersdorf und in Pernitz¹⁵⁾ Römerfunde gemacht, ebenso Jahre später beim Ausheben der Grundmauern für die Wasserkaserne in Wöllersdorf gegen Steinabrückl zu. So kamen in Wöllersdorf ein Steinsarg samt Deckel, ein männlicher Torso, ein weibliches Basrelief und verschiedene Kleingegenstände ans Tageslicht. Der Sargdeckel war mit einer Inschrift und Tierfiguren (darunter ein Wolf oder Bär — eine Jagd darstellend —) versehen. In Pernitz waren es wieder Münzen, Grabreste und Bruchstücke von Denkmälern. Leider sind all diese Dinge bis auf zwei Beigaben eines einfachen Grabs (ein eisernes Messer und eine bronzene Fibel)¹⁶⁾, das viel später vor der Wasserkaserne geöffnet wurde, wieder in Verlust geraten. Dennoch sprechen die vermißten Funde für einen römischen Straßenzug durch das Piestingtal.

6. Auch die Orte der Neuen Welt, die ja alle Spuren der Römerzeit aufweisen, besaßen ihre Straßen und Wege. Besonders Muthmannsdorf dürfte eine bedeutendere Siedlung gewesen sein. Wir kennen von dort einige größere Bildhauer- und Steinmetzarbeiten und zahlreiche Kleinfunde¹⁷⁾. Es läßt sich nur schwer

nachweisen, von welcher Seite her die Zufahrt in die Neue Welt erfolgte. Möglich war sie von Norden, von Osten und von Süden her. Vielleicht hatte das abgeschiedene, landschaftlich schöne und dabei fruchtbare Tal nach allen drei Richtungen eine Verbindung. In den Felsen eingeschliffene Radspuren sind mir nur an zwei Stellen zwischen Bad Fischau und der Zweierwiese bekannt. Sie sind aber meines Wissens nie näher untersucht worden und können möglicherweise auch jünger sein. Im Mittelalter gab es auf den Fischauer Vorbergen noch viele Weingärten. Nur bei Netting hat man die Spuren eines Vicinalweges, einer röm. Straße 2. oder 3. Ordnung¹⁸⁾, gefunden. Die Orte in der Neuen Welt hatten vor allem eine geschütztere Lage und wurden von den heranrückenden Feinden nie schon aus weiter Ferne erspäht. Außerdem war der Boden infolge seines Untergrundes ungleich ertragreicher als auf dem öden Steinfeld.

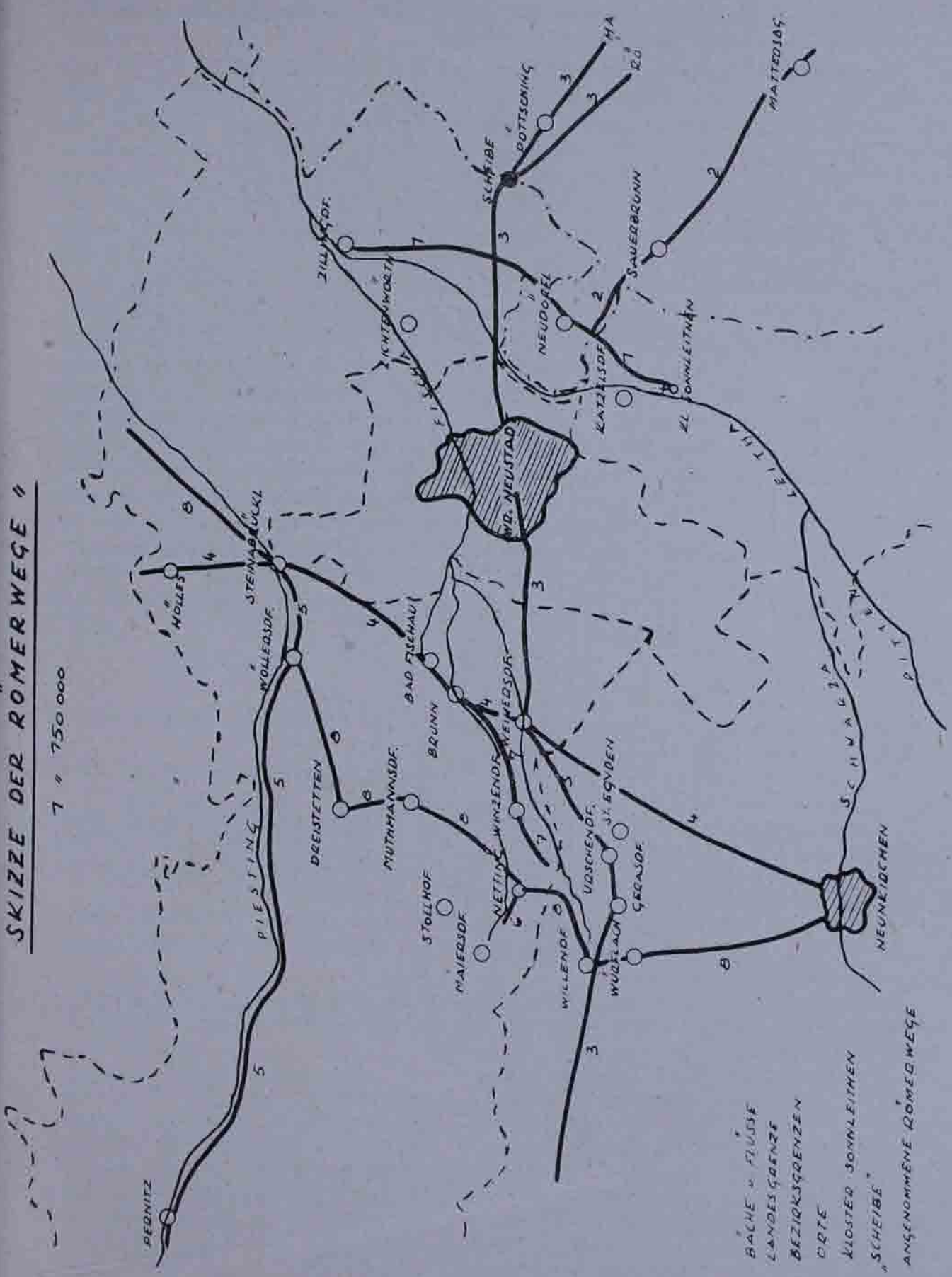
7. Es bleibt uns nur eine kurze Verbindungsstraße von Brunn a. d. Sch.B.B. gegen Willendorf. In Winzendorf gibt es heute noch einen „Römerweg“. Dieser Name bestätigt uns, daß seine Nachbarschaft reich an Römerfunden ist. Nur darf man den Römerweg nicht mit der Blätterstraße verwechseln. Jener zieht am Fuße der Fischauer Vorberge durch Winzendorf und diese läuft 2 km östlich und ungefähr parallel zu ihm durch Weikersdorf. Winzendorf war sicher einmal ein in der ganzen Umgebung angesehener Ort, weil er wahrscheinlich sogar über ein eigenes Mithräum¹⁹⁾, einen unterirdischen Kultraum, verfügte. Ein großes Bruchstück eines Mithrasreliefs aus diesem gehört zu den wertvollsten Schau- stücken des Wr. Neustädter Museums. Der Fundplatz des seltenen Bruchstückes schließt die Möglichkeit nicht aus, daß sich dort auch einmal eine Höhle befand. Er müßte nur genau untersucht werden. Zumindest erinnert er stark an einen verfallenen (eingestürzten) Höhleneingang. Zwei Altäre von der gleichen Fundstelle sind leider verschollen. Einer von beiden wies eine Militärinschrift auf. Aber auch andere Reste römischen Ursprungs kamen in Winzendorf schon an die Oberfläche, so zwei Skelettgräber mit Beigaben. Einige Grabsteine wurden vom Finder wieder in einem Weingarten vergraben, weil die neugierigen Besucher zu großen Schaden verursachten.

8. Ein Bericht aus dem Jahre 1827²⁰⁾ sagt uns, daß damals im Westen von Wr. Neustadt eine Abzweigung von der Römerstraße Wien—Ödenburg angenommen wurde. Sie soll von Vösendorf gegen Sollenau und über Dreistetten, Muthmannsdorf und Würflach nach Neunkirchen geführt haben. Es ist schon möglich, daß die genannten Orte durch Straßen verbunden waren. Aber als Durchzugsstraße, als kurze Nord—Südverbindung von Wien nach Neunkirchen und darüber hinaus, darf man sie nicht auffassen. Es war bloß eine Zusammensetzung von kleineren Teilstrecken, die einzeln anderen Zwecken dienten. So war die Strecke Steinabrückl—Dreistetten nur eine Zufahrtsstraße in die Neue Welt und die Strecke Neunkirchen—Würflach ein Anschluß an die große Ost—Weststrecke (Punkt 3). Da nach meiner Meinung ohnehin zwei Straßen von Wien nach Süden verliefen (Punkt 1 und Punkt 4), halte ich es für selbstverständlich, daß der Hauptverkehr auf diesen beiden Linien herrschte. Man hatte es also nicht notwendig, einen solchen Umweg durch die Neue Welt zu machen.

9. Wenn man nun den Verlauf der einzelnen Straßen näher verfolgt, wird man bald erkennen, daß in der Gegend von Gerasdorf a. St., Urschendorf mit St. Egyden a. St., Willendorf und Würflach ein Straßenknotenpunkt gewesen sein muß. Dazu häufen sich besonders in Gerasdorf Funde aus der Römerzeit. Hier drang die alte West—Oststraße aus dem Gebirge in die Ebene vor, wo sie nach verschiedenen Richtungen ausstrahlte, um vor allem die großen Städte Vindobona, Carnuntum und Scar(a)bantia zu erreichen und über Neunkirchen eine oder mehrere Verbindungen mit dem Süden zu gewinnen. Da aber alle

SKIZZE DER ROMERWEGE

1 : 750 000



- BÄCHE u. FLÜSSE
- LANDESGRENZE
- BEZIRKSGRENZEN
- ORTE
- KLOSTER SONNLEITHEN
- "SCHEIBE"
- ANGEKUNNENE ROMERWEGE

genannten Orte schon im Nachbarbezirke Neunkirchen liegen und ich dort nicht recht bewandert bin, will ich mich auf müßige Vermutungen nicht einlassen. Es wäre daher eine dankbare Aufgabe für einen Herrn dieses Bezirkes, die Verhältnisse um Gerasdorf genauer zu untersuchen.

10. Schließlich möchte ich noch auf eine Tatsache hinweisen. Es ist kein Zufall, daß viele aus der Umgebung nach Wr. Neustadt führende Straßen heute noch außerhalb der Stadt einem gemeinsamen Punkte in der Stadt zustreben, der in der Nähe des ehemaligen Neunkirchner Tores liegt, so die Wiener-, die Badener-, die aus Bad Fischau kommende Brunner-, die Weikersdorfer-, die Neunkirchner-, die Günser- und die Frohsdorfer Straße. Die Wiener Straße schlägt beim städt. Friedhof eine andere Richtung ein, die Badener Straße weicht knapp vor der Stadt nach links ab und die Frohsdorfer Straße dürfte erst nach der Anlegung des Akademieparks zur Günser Straße umgeleitet worden sein. Auch hier hat man es mit einer alten Straßenkreuzung zu tun, die schon vor der Stadtgründung vorhanden war. Ob es sich aber bei diesen Straßen um einstige Römerwege handelt, kann ich nicht ermessen, weil ich von den meisten keine Römerfunde kenne. Lediglich die alte aus Weikersdorf kommende West—Oststraße (Punkt 3) hat im Stadtgebiete mehrere Fundorte (Fischelkolonie, Stadtpark, Jahngasse und Triangel), die alle quer durch die Stadt fast in einer Linie liegen.

Damit habe ich zusammengefaßt, was ich über alte Fahrwege um Wr. Neustadt erfahren konnte. Von ehemaligen Römerstraßen ist allerdings nur mehr herzlich wenig bekannt. Ich möchte daher mit dieser Arbeit vor allem das erreichen, daß man besonders im Bezirke solchen Verkehrswegen mehr Interesse entgegenbringt. Ergeben sich dazu noch entsprechende Funde, die neue Spuren erkennen lassen und so das Wissen von unseren Römerwegen erweitern, ist der Zweck der Zusammenstellung erfüllt.

Schrifttum.

1) F. Bodo, Burgenland-Atlas, Blatt 57 a, 58 a. — G. Pascher, Der römische Limes in Österreich, Heft XIX, 1949, Spalte 216.

2) F. Wick, Verzeichnis der Funde von Lichtenwörth, Urzeit und Römerzeit. (Nicht im Druck erschienen.)

3) Max Freiherr von Baillou, Die römischen Tumuli b. Wr. Neustadt. MAG XXXIV, 1904, S. 30. Grabhügelgruppe II und III. — Es gelang mir auch, die 1922 von Dr. Hautmann und Oberst Mühlhofer entdeckte 4. Gruppe (3 Grabhügel) am Westhange der Höhe 353 zu finden. FÖ I, Heft 1 und 2.

4) F. Wick, Berichtigung von alten Fundmeldungen. Unsere Heimat, Jg. XXX, 1959, Nr. 8/10, S. 171. — W. Kubitschek, Römischer Grabstein von Neudörfl, Römerfunde von Eisenstadt, S. 92.

5) G. Pascher, D. r. L. i. Ö., Karte neben Sp. 202 und Sp. 216. — Max Freiherr von Baillou, Die römischen Tumuli b. Wr. Neustadt. MAG XXXIV, 1904, S. 30. Grabhügelgruppe I.

6) G. Pascher, D. r. L. i. Ö., Sp. 244.

7) F. Wick, Eine römische Silbermünze aus Schwarza i. G. Unsere Heimat, Jg. XXX, 1959, Nr. 5/7, S. 124. — Die vielfach von der Terz an der Salza (Halltal) über das Kernhofer Gscheidl nach St. Ägyd a. N. und von hier über den Gaisrücken und den Trauch²¹⁾ nach Schwarza i. Geb. angenommene Route halte ich für unwahrscheinlich, weil sie ein gewaltiger und dazu überflüssiger Umweg gewesen wäre. Wege mögen auch dort bestanden haben, aber als Durchzugsstraße waren sie nicht geeignet.

8) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit, S. 171, 173, 213, 214, 215, Tafel 11.

9) J. Mayer, Geschichte von Wr. Neustadt, I. Bd., S. 69.

10) J. Mayer, G. v. Wr. N., I. Bd., S. 67.

11) J. Mayer, G. v. Wr. N., I. Bd., S. 227.

12) V. E. Riebe, Der Wr. Neustädter Schiffskanal.

13) M. A. Becker, Hernstein in Niederösterreich, S. 16.

- 14) E. Beninger, Germanen in Niederösterreich, S. 44.
 15) Archiv für G.St.L. u. Kunst, 1826, 19. Heft, S. 100 u. 1827, 5. u. 6. Heft, S. 27.
 F. C. Böheim, Chronik von Wr. Neustadt, 1830, S. 11.
 16) Katalog des Wr. Neustädter Museums, Nr. 1193 eine bronzene Fibel, Nr. 1194 ein eisernes Messer.
 17) M. A. Becker, Hernstein in N.Ö., S. 11 und S. 18. — E. Polaschek, Aus n.ö. Museen. Jahreshefte des ö. arch. Inst. XXVI, 1930. Beiblatt Sp. 210. — Katalog des Wr. Neustädter Museums, viele Nummern.
 18) M. A. Becker, Hernstein in N.Ö., S. 19.
 19) G. Pascher, D. r. L. i. Ö., Sp. 180.
 20) Archiv für G.St.L. u. Kunst, 1827, 5. u. 6. Heft, S. 27.

Erklärungen.

- 21) Der Trauch, die Vois und das Preintal = Rotten der Marktgemeinde Schwarza u. Geb.
 22) Galgenbühel, Hutbühel, Heutal, Untere Heidäcker und Neubruch = Flurnamen von Lichtenwörth. — Der Name „Scheibe“ ist kein Flurname. Er bezeichnet nur den höchstgelegenen Teil eines Feldweges und seine Umgebung nächst der Landesgrenze (Pärz.-Nr. auf n.ö. Boden 3401/1), der von Lichtenwörth über einen sanften Bergrücken nach Pötsching führt.
 23) Fischelkolonie = eine Häusergruppe im Südwesten von Wr. Neustadt. — Zehnerviertel = ein Stadtteil im Westen von Wiener Neustadt. — Ungarfeld = eine Flur im Nordosten von Wr. Neustadt.
 24) Triangel = die Abzweigung einer geplanten Strecke vom Kanal Wr. Neustadt — Wien, die über Ungarn Triest erreichen sollte. Sie wurde aber nur bis zum Fondshof, einem Lichtenwörther Gutshof nahe der Landesgrenze gegen Pötsching, ausgebaut.

DAS BAYRISCHE KLOSTER ASBACH UND SEIN BESITZ IM VIERTEL UNTER DEM MANHARTSBERG N.Ö.

Von Dr. Wilhelm Hauser.

Wer sich mit der Geschichte der Stadt (Ober-)Hollabrunn beschäftigt, dem begegnet in den einschlägigen Quellen öfters der Name „Willolfesdorf“. Dieser Ort, der verschollen ist und an den heute nur mehr der Flurname „In den Wullersdorfern“ erinnert, lag westlich des Stadtbereiches in Richtung Oberfellabrunn¹⁾.

1) Durch die H. Weigl-Kartei (Verzettelung n.ö. Ortsnamen), die mir dankenswerterweise Hr. Hofrat Dr. K. Lechner vom n.ö. LA. zur Verfügung stellte, aufmerksam gemacht, muß man streng unterscheiden unser Willolfesdorf von dem gleichfalls verschollenen Wilantsdorf, das sich einst im Gebietsdreieck: Aspersdorf—Hetzmannsdorf—Wieselsfeld befand: zwischen 1114—20 übergab der Vohburger Diepold III. dem Kloster Göttweig einen Acker „in Wielantsdorf“ (A. Fuchs, Göttweiger TB, FRA₂ 69 (1931), S. 180, nr. 38, gab in dem dazugehörigen Kommentar den Ort als nicht mehr existierend an, da er ihn in den Urbaren von 1302 bzw. 1322 nicht mehr habe finden können. W. Karlin, Göttweiger TB, FRA₂ 8 (1855), nr. 135 gab ihn im genannten Dreieck an). Ein weiteres Wilantsdorf ist in der Umgebung von Niederhollabrunn zu finden, wo das Stift Klosterneuburg Besitz hatte. Vgl.: Jb. Klosterneuburg 5 (1913), S. 241 f. (Urbar v. J. 1258); u. a. heißt es: In Wilantsdorf quondam erat curia villicacionis, quam Nicolaus prepositus 4 beneficia redegit ... In Fischer, Klosterneuburger TB, FRA₂ 4 (1851) werden genannt: S. 19, nr. 189 als Zeuge ein Udalricus de Wilantesdorf; S. 37, nr. 183, ca. 1115: Einer Spitalstiftung Eberhards v. Stallaren wurde ein Benefizium gegeben „ad Wilantesdorf situm“; S. 87, nr. 402, ca. 1190: An Klosterneuburg schenkte Margarete v. Wolfstal Güter in silva Holebrvn et prato

Da Hollabrunn und seine Umgebung besitzgeschichtlich gesehen im 11./12. Jh. vohburgisch war²⁾, so können wir verhältnismäßig früh Rechtsgeschäfte in Form von Tausch, Schenkungen oder Verzichtserklärungen auf Gütern oder Gülden zwischen den Markgrafen von Cham-Vohburg und deren Ministerialen, den Sonnbergern, einerseits und den in diesem Gebiete begüterten Klöstern aus Niederösterreich und Bayern andererseits feststellen.

So schenkte bereits 1135 Markgraf Diepold III. von Vohburg († 1146) seinem Hauskloster Mariä Himmelfahrt zu Reichenbach/Oberpfalz³⁾ „in Austria Holerbrunen et Wilvolvisdorf mansos VII et vineas III“^{4, 5)}.

Wilandesdorf. H. Zeibig, Klosterneuburger UB, FRA₂ 28 (1868), S. 126 meinte, daß 1512 das ganze Dorf bereits öde gewesen sei. Vgl. F. Zeißl, Wielandesdorf im Rohrwald und sein Burgstall (U. H. 23, 1952, S. 158 ff.) und E. Nischer-Falkenhof in: Jahrb. f. Lkde. v. NÖ., 1928, S. 195.

Das Hollabrunner Willolfesdorf hingegen wird noch im Grundbuch der Pfarre von Oberhollabrunn v. J. 1588 als ein Weingarten „zu Willerstorff“ gelegen, erwähnt. Dieser Weingarten lag zwischen den Rieden: im Feld zu Dittersdorff, in den Satzen und Mitterpergen (Wr. Diözesanarchiv, fasc. Oberhollabrunn Nr. 318/3). Im Frühjahr, nach der Schneeschmelze, kann man noch heute in der Nähe des an der Straße nach Oberfellabrunn liegenden Ziegelofens die sog. Kulturflecke, die sich durch dunklere Färbung vom anderen Ackergrund abheben, sehen.

²⁾ K. Lechner, Raabs, in: Jb. Ldskde. NÖ. 1928/II, S. 109 und Weyerburg, in: ebda. 32 (1955/56), S. 119.

³⁾ 1118 auf Bitten seiner Gattin Adelheid und seiner Mutter Liutgard als Benediktinerkloster gegründet. Die Anlage des Traditionsbuches erfolgte zwischen 1135–76. Vgl. M. Buchberger, Lexikon f. Theologie u. Kirche 8 (1936, 2. Aufl.), S. 730 und die dortige Lit. Zur Frage der bayrischen Klostergründungen siehe die vorzügliche Arbeit: Otto Meyer, Die Klostergründung in Bayern und ihre Quellen vornehmlich im Hochmittelalter, in: ZRG (Savigny) KA. 20 (1931), S. 123–201.

⁴⁾ MB 14 (1784), S. 409, nr. 5; vgl. auch K. Lechner, a. a. O. (1928), S. 109. Die Narratio der Gründung von Reichenbach auch in: MG, SS XV, p. 1079 sq. Dazu auch E. Klebel, Eigenklosterrechte und Vogteien in Bayern und Deutschösterreich, in: MÖG Ergzbd. 14 (1939), S. 175 f.

⁵⁾ Bei verschiedenen Rechtsgeschäften, die die Sonnberger bzw. deren Verwandte abschlossen, trat in den Jahren 1255 bis 1269/70 ein Klientel von ihnen als Zeuge auf: Ortolf von Willolfesdorf.

Anläßlich eines Verkaufes von Gütern zu Schwarzenbach bei Zwettl durch Hadmar von Werde (= Seitenlinie der Sonnberger!) an die Mailberger Johanniter im Jahre 1255, wofür die Johanniterkommende ihm Güter zu Hausleiten überließen, war Ortolf gemeinsam mit Friedr. v. Praitenwida (Breitenwaida), Alber von Neslendorf (abgek., bei Grund) u. Sigiloch von Vldinstorf (Wullersdorf) Zeuge [n.ö. LA, Mailberger Urkde. nr. 27 (30) als Mikrofilm dort erliegend].

Das Stift Zwettl kaufte von Gottfried v. Hollabrunn 2 Joch Grund zu Kammern. Als Zeugen fungierten u. a.: Rapoto von Falkenberg, Heinrich Pfarrer von Oberhollabrunn, Liutwin u. Hadmar v. Sonnberg, Hermann von Lintza (? Nd.-Leis), Ortolf von Willestorf und sein Bruder Friedrich sowie Ulrich von Willestorf. [FRA₂ 3 (1851), S. 173 zum Jahre 1263.]

1269 kauften Hadmar von Sonnberg und seine Gattin Katharina von Otto von Rußbach und dessen Gemahlin Kunigunde Güter zu Oberhollabrunn unter der Bürgschaft der Erben des Rußbachers für den Fall der Ansprache ... *propria bona ipsorum in Holbrunne sita iuxta piscinam, quoque pertinet ius patronatus ecclesie ibidem, hac conditione* ... Zeugen u. a.: Dietmar von Liza (Nd.-Leis), Ortolf von Wilosdorf, Liutwin d. Jg. und Hadmar der Ä. von Sonnberg. [FRA₂ 51 (1901), S. 154, nr. 153.]

Im Zwettler Traditionskodex [FRA₂ 3 (1851), S. 526] wird zum Jahre 1311 noch ein Otto Willestorfer de Pvlka, qui fuit cognatus nobilium de Pvrkdorf ... erwähnt, der einst dem Stifte Lehen in Gr. Stelzendorf gegeben hatte. Ob dieser zu dem Hollabrunner W. gehört, wage ich nicht zu entscheiden.

Um 1160/61 vereinbarten die Vögte von Göttweig und Reichenbach mit Zustimmung der Äbte und der Konvente einen Tausch: Göttweig gab ein Eigengut namens Schultheitzingen/Bayern an Reichenbach, das seinerseits dafür dem österreichischen Kloster ein „predium, quod dicitur Willofstorf et Parovvi“ überließ⁶⁾. Als reichenbachischer Vogt fungierte Rapoto von Ortenburg-Vohburg und für die altmannische Gründung der österreichische Herzog Heinrich II.

Aber nicht nur Reichenbach, auch das bayrische Kloster Asbach, westlich von Schärding, an der Rott gelegen, hatte in Willolfesdorf Besitz⁷⁾. Daher konnte es um 1180 dem hochfreien vohburgischen Ministerialen Liutwin von Sonnberg ein Eigengut „ad Willolfesdorf“ auf Lebenszeit übergeben. Der Sonnberger hingegen schenkte durch den Edlen Otto von Rehberg ein Eigengut zu „Phvnnendorf“ an das S. Matthäuskloster zu Asbach⁸⁾. Die Sonnberger⁹⁾ hatten wahrscheinlich schon seit ihrem Auftreten in unserer Gegend im 11./12. Jh. als Vögte, wie nachstehende Urkunden von 1288 beweisen, Machtbefugnisse gehabt¹⁰⁾:

⁶⁾ MB 14 (1784), S. 418, nr. 21, bzw. Adalbert Fuchs, Göttweiger UB, FRA₂ 51 (1901), nr. 49, vgl. auch Lechner, a. a. O., S. 109. Hinsichtlich des Göttweiger Besitzes im Rottal gibt eine Traditionsnotiz von ca. 1108—20 aufschlußreiche Auskunft: ... quod quidam nobilis Pilgrimus de Grie delegavit ecclesiam iuxta Rotam fluvium sitam in loco, qui dicitur Scultheizingin, quam sui parentes in propria hereditate construxerunt, cum dote et omnibus appendiciis suis super altare s. Marie manu propria ex uxoris sue Willibirge fratribus ... [A. Fuchs, FRA₂ 69 (1931), nr. 127.]

Über das Geschlecht derer von Grie vgl. W. Karlins Vorbemerkungen FRA₂ 8 (1855), S. 165 ad nr. 187, bzw. K. Lechner, in: Das Waldviertel 7 (1937), S. 62—64.

⁷⁾ M. Buchberger, Lexikon f. Theologie u. Kirche I (1930), 2. Aufl., S. 712; das Kloster wurde 1127 vom Bamberger Bischof Otto I. (1103—39) gegründet und von s. Emmeram/Regensburg aus besetzt. Es blieb bambergisches Eigenkloster (Gerd Tellenbach, Die bischöfl. passauischen Eigenklöster u. ihre Vogteien, in: E. Eberings, Historische Studien, Heft 173, Berlin 1928, S. 6). Das Stiftungsgut stammte aus dem Nachlaß eines Grafen Gerold u. seiner Gattin Christine [MB 5 (1765), S. 158, nr. 3]. Das Vogteirecht übten die Vohburger (Linie Osterhofen) aus. [E. Klebel, Eigenklosterrechte und Vogteien in Bayern und Deutschösterreich, in: MIOG Ergzbd. 14 (1939), S. 195; Tellenbach, a. a. O., S. 55, Anm. 12.] Ein Salbuch des Klosters aus dem Jahre 1472, angelegt unter Abt Johannes, soll im Münchener Hauptstaatsarchiv aufliegen (L. Oblinger, in: Archivalische Zs., NF 11, 1904, S. 83).

⁸⁾ MB 5 (1765), S. 137, nr. 44; vgl. Lechner, a. a. O., S. 109 bzw. ders., Ein Schottenurbar von 1322, in: MIOG 68 (1960), S. 418, Anm. 13, für Phunnendorf-Viendorf bei Göllersdorf. Auch die Johanniter zu Mailberg besaßen Gut in Phunnendorf: Herzog Albrecht I. bestätigte die Schenkung eines Lehens zu Fvenndorf durch Heinrich von Chrotendorf zu Vevstriez und seiner Gattin Mathilde an die Johanniterkommende. [N.ö. LA, Johanniterkommende zu Mailberg, Urkunde nr. 68 (71) zum Jahre 1289 Wien]. Asbach und Reichenbach hatten in Platt bei Zellerndorf seit 1190 bzw. 1195 durch Schenkungen von Elisabeth, Witwe nach Rapoto von Ortenburg, † ca. 1180, Besitz. [MB 5 (1765), S. 140, nr. 49 bzw. S. 143, nr. 52; vgl. auch Ludwig Koller, Heimatbuch des Bezirkes Hollabrunn I (1949/50), S. 147].

⁹⁾ Vom Vf. wird eine Arbeit über dieses Geschlecht vorbereitet. Vgl. Lorenz Pröll, Die Herren von Sunnberg, 2. Programm des Gymnasiums Oberhollabrunn 1884/85 sowie L. Koller, a. a. O., S. 177 und Besitzkundliche Neuspuren in NÖ., in: Volkspresse (VUMB) ab 9. 4. 1949 ff., ferner derselbe, in: Kulturberichte aus NÖ., Jg. 1958, S. 27 ff. Kollers Thesen vom Passauer Urgut sind allerdings unhaltbar. Vgl. dazu K. Lechner, in: Unsere Heimat, Jg. 23, 1952, S. 205 f.

¹⁰⁾ Hauptstaatsarchiv München, Klosterurkunden Asbach, Nr. 9—11; als Mikrofilm im n.ö. LA erliegend und mir durch die Güte Dr. F. Eheims, dem ich hier dafür herzlich danke, zur Verfügung gestellt. Teilweise ed.: MB 5 (1765), S. 175, nr. 14; S. 176, nr. 15; vgl. auch Lechner, a. a. O., S. 109.

Wien 1288 II 25

Nr. 9

Wulfing von Svnnberch, der mit seinen Brüdern das Vogteirecht über den Hof in Willolfisdorf, der dem s. Matthäuskloster zu Asbach gehörte, geteilt hatte und der es derzeit ausübte, verzichtete freiwillig auf das „votrecht“ zu Gunsten des österreichischen Herzogs Albrecht I. Das Kloster hingegen zahlte jährlich 60 Pfennig in Form von zwei Paar Filzschuhen.

Wien 1288 II 26

Nr. 10

Hadmar, Leutwin und Hermann von Svnnberch verzichteten freiwillig auf sämtliche Vogteirechte über den Hof in Willolfstorf „site in Holobrun superiori“. Ferner verzichtete freiwillig Wulfing von Svnnberch auf seine Vogtgewalt zu Gunsten des österreichischen Herzogs.

... 1288 III 15

Nr. 11

Leutwin und Hermann von Svnnberch hatten die väterliche Erbschaft mit Wulfing geteilt und dabei erhielten sie u. a. auch die Vogtei über den Hof in Willolfstorf, der dem Kloster zu Asbach gehörte. Leutwin und Hermann leisteten freiwilligen Verzicht auf alle Vogtansprüche¹¹⁾.

Die Zeugen zu Nr. 11: Hadmar d. Ae. von Sunnberg, Hadmar sein Sohn, Friedrich Pfarrer von Niederhollabrunn, Leopold Pfarrer von Oberhollabrunn, Johann Pfarrer von Klein-Rusbach, Priester Pilgrim.

1232 können wir einen weiteren Verzicht auf die Vogtgewalt über Göttweiger Stiftsbesitz in Thern (westlich von Sonnberg mit Martinpatrozinium!) durch Hadmar von Sunnberg aufzeigen: ... *advocatiam in villa, que dicitur Tern habebam, resignavi, ut ususfructus, quem ratione advocati ibidem habui, cedet ecclesie* ... A. Fuchs, *FRA.*, 51 (1901), S. 113, nr. 104. Hadmar verzichtete in Gegenwart seines Verwandten Heinrich von Kuenring.

Übrigens hatte auch das ottokarische/steyr. Hauskloster Garsten ca. 1129–37 in Thern Besitz. [O.ö. UB I (1852), S. 159, nr. 116; S. 190, nr. 215–16. Vgl. auch Joseph Lenzenweger, Berthold Abt von Garsten († 1142) in: *Forschungen zur Geschichte O.ö.*, hsg. vom o.ö. LA, Linz 1958, S. 5 und besonders S. 218 ff.]

Die Innenpolitik Albrechts I. zielte dahin, die Landeshoheit auszubauen. Er versuchte dies dadurch, daß er sowohl die Rechte des einheimischen Adels, der seine Abneigung gegen den „Schwaben“ offen zeigte, als auch die finanzielle Sonderstellung der Kirche einengte. Daher war er auch bemüht, über die Vogteigewalt, Machtpositionen des Adels — wie hier z. B. gegenüber den Sonnbergern — zu schmälern.

Neben Asbach hatten auch die Johanniter zu Mailberg in Willolfisdorf Besitzansprüche und Lehensbesitz. So vertauschte Kraft von Sonnberg ein halbes Lehen zu Weillesdorf bei Oberhollabrunn gegen ein anderes Lehen in Weillesdorf mit den Johannitern¹²⁾. Dies war 1309. 1311 beurkundete Hadmar der Sonnberger auf Raschala, daß in seinem Gebiet zu Oberhollabrunn der Holde seines Bruders Hadmar von Asparn mit Namen Gerung, Sohn des Hiez, einen Gütertausch mit einem Untertan der Johanniter zu Mailberg durchgeführt habe: Gerung habe ein Joch Acker beim Heiligenbrunnen an der Zeil (= Grenze!) gegeben und dafür von den Johannitern einen Acker zu Willeinsdorf erhalten¹³⁾. Zwei Jahre später (1313 IV 24) tauschten Hadmar der Sonnberger von Raschala und seine Gattin Reichardis sowie deren Kinder Alber, Hadmar, Ulrich und

¹¹⁾ A. a. O. Zeugen zu Nr. 9 und Nr. 10: Heinrich Dechant von Brixen, Magister Gottfried Protonotar von Oesterreich, Friedrich Pfarrer von Niederhollabrunn, Ulrich von Taufers, Konrad von Pillichsdorf, die Brüder Reimbert und Chalhoch von Ebersdorf, Alber Stuchs (v. Trautmannsdorf), Hadmar von Sunnberg sein Onkel und Leutwin von Sunnberg sein Bruder.

¹²⁾ L. Pröll, a. a. O., S. 55, Anm. 5.

¹³⁾ Nö. LA, Johanniter zu Meilbg., Urkde. nr. 105 (279).

Margarete mit den Johannitern eine Hofmark zu Willonstorf bei Holebrunn gegen eine andere Hofmark ebenda ¹⁴⁾).

Nachdem die Sonnberger im 14. Jh. ausgestorben waren und deren Erb- und Gütermasse über ihre Haupterben, die Tursen und Eckartsauer, an die Rohrer gekommen war ¹⁵⁾, ist es auf Grund der Quellen möglich, über den Besitz des Klosters Asbach weitere Nachrichten zu bringen. Der Ort Willolfesdorf wird allerdings von nun an nicht mehr erwähnt ^{15a)}. Somit dürften die Höfe im späten 14. bzw. 15. Jh. (Hussiteneinfall?) verfallen sein.

Anlässlich der Hochzeit Christophs von Rohr mit der Tochter des 1492 verstorbenen Georgs von Eckartsau verschrieb 1496 sein Vater Albrecht von Rohr seiner Schwiegertochter für deren Heimsteuer jährliche Gülte und Einkünfte, und zwar ¹⁶⁾:

Feste und Herrschaft Raschala, Einkünfte zu Dietersdorf, Magersdorf und Oberhollabrunn (von dessen Jahrmarkt, von Zoll und Maut 10 Pfd. Pfg.), Vogtgeld von den Holden der Klöster Imbach, Asbach und s. Nicola zu Wien in Oberhollabrunn ¹⁷⁾, Einkünfte von Burgrechten und Überländen zu Raschala und Oberhollabrunn, den Meierhof zu Oberhollabrunn, den Zehent zu Raschala, eine Anzahl Weingärten zu Raschala und Oberhollabrunn, Waldungen zu Raschala sowie das Landgericht, Wildbann und Fischweide zu Raschala.

Demnach war die Sonnberger-Raschalaer Herrschaft gut fundiert. Von den Röhren ging der Sonnberger Güterkomplex über Ladislaus von Lobkowitz an die Ludmannsdorfer über, die im Jahre 1523 die Herrschaft dem Wolfgang Hans Matseber von Judenau verkauften ¹⁸⁾. Matseber mußte für

Schloß und Herrschaft Sonnberg-Raschala, mit dem Markt Oberhollabrunn, den Kirchenlehen zu Sonnberg und Breitenwaida, Einkünfte von den Ämtern: Oberhollabrunn, Sonnberg, Dietersdorf, Raschala, Breitenwaida und Suttensbrunn, das Landgericht und Maut zu Oberhollabrunn

4953 Pfd 6 S 18 Pfg bezahlen. Obwohl hier von keinem Vogtgeld und diversen Klosteruntertanen die Rede ist, so müssen solche Einkünfte doch vorhanden gewesen sein, da laut Beratungsbuch von 1590 ¹⁹⁾ sich in Oberhollabrunn Häuser bzw. Holden befanden, von denen u. a. dienten:

- 163 Georg Gilleis zu Sonnberg
- 4 Ferdinand Volkra zu Steinabrunn
- 1 Pfarre Wullersdorf zu Melk
- 1 Pfarre Oberhollabrunn
- 2 Johanniter zu Mailberg
- 1 Dietrich von Puchheim zu Horn
- 3 Kloster Asbach.

¹⁴⁾ Ebda. Urkde. nr. 111 (98), Zeugen: ad 13) Georg Pfarrer von Oberhollabr., Gunther, Heinrich Weinperger, Otto Gmaechel, Heinrich Neuchcom, Otto Eysenhuert, Gerung, Sohn des Hiez; ad 14) Friedrich Pfarrer von Oberhollabr., Heinrich von Suttensbrunn, Stefan, Gunther, Jans der Richter.

¹⁵⁾ Top. NÖ. IV (1895), S. 363 ff.

^{15a)} Anlässlich eines Gültensverkaufes durch Martin, Sohn des Günther und der Anna von Holabrunn, an das Stift Altenburg am Kamp im Jahre 1347 werden ein Baumgarten u. Weingärten an dem „Wildestorferberge bei Holabrunn“, die Lehen des Hadmar Sonnberger von Raschala waren, genannt. [H. Burger, Altenburger UB, FRA, 21 (1865), S. 219, nr. 223.]

¹⁶⁾ Nö. LA, Urkde, nr. 4960, Orig. Perg. 4 Siegel, Maissau, 1496 II 29.

¹⁷⁾ Betr. Klostereinkünfte: von Imbach 58 pfg. Vogtgeld
Asbach 60 pfg. Vogtgeld
s. Nicola 47 pfg. Vogtgeld

¹⁸⁾ Nö. LA, Landrechtsurkunden nr. 106 von 1523 III 2 und nr. 107 von 1523 III 17.

¹⁹⁾ Nö. LA, Hs 64, S. 31.

Wir können demnach annehmen, daß nach dem Untergang von Willolfesdorf dessen Bewohner nach dem Markte Oberhollabrunn verzogen sind²⁰⁾, wo sie es zu wirtschaftlichem Wohlstande brachten, wie Nachstehendes zeigt²¹⁾: Im Jahre 1669 beklagte sich nämlich der damalige Abt von Asbach, Innozenz, in einem Schreiben an den Passauer Bischof, Grafen Thun, daß infolge der wirtschaftlichen Notlage nach dem Kriege und der großen Entfernung seine drei Holden im Markte Oberhollabrunn dem Konvent keine Steuern eingebracht hätten. Der derzeitige Herrschaftsbesitzer von Sonnberg, Graf Dietrichstein, habe ihm 600.— fl für den Verkauf seiner drei Untertanen geboten. Der Graf besäße dann in Oberhollabrunn die gesamte Grundobrigkeit. Der Bischof möge ihm (den Abt) daher gestatten, den Verkauf zu tätigen. Daraufhin beauftragte Passau seinen Wiener Offizial, Dr. Jodok Höpfner, die nötigen Informationen einzuholen. Dr. Höpfner wies nun seinerseits den Stockerauer Pfarrer Agricola an, sich persönlich in Hollabrunn umzusehen und sich mit seinem dortigen Amtskollegen zu besprechen. Agricola begab sich am 26. Juni nach Hollabrunn. Über das Ergebnis seines Besuches fertigte er eine Denkschrift (Stockerau, 13. August) an, die an Dr. Höpfner weitergeleitet wurde. Darin bemerkt er nun,

„daß alle Drey ziemlich wohl bestehen, weit besser als die helffte der Grundtherrvnterthanen selbst: negst ein 9 Joch ackher, $\frac{3}{4}$ wißmath, $\frac{1}{4}$ weingarten, wohlerbauter häussern sambt städl vnd gärten ... Sie halten sich auch friedsam vnd ohne clag, hat mir auch nemand sagen können, daß sie einmal in schwedischen kriegsläufften von ihren heysern vber 14 tag entwichen, geschweige dieselben öedt liegen lassen. Die alten ausstendt der löblichen Landtschafft, so theils von Schweden einfahl, theils in schwebenden feindts verruhr entstandten, haben sie mit 100 fl paaren gelts entrichtet.“

Das übrige Geld sei ihnen laut eines Schreibens, das er selbst gesehen habe, vom Kloster Aspach erlassen worden. Ferner hätten sie alljährlich die Landsteuer laut Quittung richtig abgeführt, die ihm der dortige Grundrichter, Michael Kayser, eigenhändig gezeigt habe. Weiters reichen sie jährlich dem Kloster 10 fl 30 Kreuzer durch den Hofmeister zu Krems ein und das schon das 96. Jahr. (Also ab 1573.) Aber in Oberhollabrunn befänden sich noch

„mehrere auswendige herrschafftliche vnderthanen, als da sind von der Herrschaft Stainabrun 3, Maillbergische 2, Ernstbrunnerische 2, Melkherische 1, Schottische nach Wienn 1.“

Freilich gehe es diesen nicht gut, da sie durch Einquartierungen in Not gesetzt seien. Obiger Richter habe ihm auch klar zu verstehen gegeben,

„wan sie der grundtobrigkeit zue mehrgemelten Oberhollabrun sollten verkhaufft werden, so wolle er (der Grundrichter) seine maiste fahrnuß zu gelt machen vnd von hauß gehen, daß gleichen die zween auch thuen. Denn robothheußer hetten sie lengst haben khönnen, wan sie gewollt hetten. Zum gottshauß aber oder zum Pfarrhoff alda gewidmet zu werden, haben sie khain bedenken, sondern hertzliches verlangen. Wie sie dan ein zeithero in tröstlicher hoffnung gestanden, dem Pfarrhoff vnderthanig zu werden, weil Herr Pfarrer selbst, Johannes Teisch, sie schriftlich bey Herrn Benedicto Abbtten khäufflich an sich zu bringen sollocitirt, aber khaine antworth erhalten, vermuttlich et non sine probabili suspicione seine brieff seyen verhalten worden; ist auch noch daß erbietens 600 fl khauffschilling zu erlegen, sowoll als ain anderer weltlicher Herr, wan mit einwilligung des Herrn Abbtten, daß Herr ordinarii er sie haben

²⁰⁾ Pfarrer K. Keck meint, daß Willolfesdorf nicht verödet, sondern im heutigen Stadtgebiet aufgegangen sei [vgl. Heimatbuch des politischen Bezirkes Korneuburg I (1957), S. 381 unter Ort: Füllersdorf].

Wiederholt wurde vom Markt Oberhollabrunn gesprochen: unter Albrecht III. zwischen 1365—95 zum Markt erhoben, wie aus einer Urkunde von 1396, die im Hollabrunner Stadtmuseum erliegt, zu erschließen ist.

²¹⁾ Wiener Diözesanarchiv, fasc. Oberhollabrunn Nr. 318/18 = Besitzungen des Klosters Asbach/Bayern in Oberhollabrunn.

kundthen, dan er gedachte ein beneficium darauff zu styfften, quod ad meliorationem parrochiae et commodum successorum cedirte, vnd durch solchen verkhauff geschähe den vnderthanen auch leidentliche massen sie bey ihren alten herkhomen vnd gerechtighaiten verbliben, vnd alleinig de Domino ecclesiastico ad Dominum ecclesiasticum transmigrirten.“

Der Wiener Official leitete den Bericht des Stockerauer Pfarrers mit einem Schreiben (Wien, 31. 8. 1669) nach Passau mit der gleichzeitigen Empfehlung weiter, man möge von einem Kauf von seiten des Oberhollabrunner Pfarrers absehen, da dieser dann durch seinen Grundherren, Grafen Dietrichstein²²⁾, Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden könnte, da ja der Graf die drei Klosteruntertanen selbst erwerben wolle. Der Pfarrer hätte dann „harte Zeiten vor sich“.

Das Kloster Asbach hatte, wie sich in der Folge zeigte, seine drei Holden doch an Sonnberg verkauft. Diese werden nämlich 1751 in der Maria Theresianischen Fassion als Asbacher (dort als Aggsbacher! bezeichnet) geführt, die an die Herrschaft Sonnberg gemeinsam mit den Oberhollabrunnern ein Drittel Robotgelder in Höhe von fl. 18.940 abzuführen hatten²³⁾.

Über das weitere Schicksal der asbachischen, nunmehr sonnbergischen Untertanen ist hier nicht mehr zu sprechen.

DER BURGSTALL ZU SASSING-ECHARTSTAYN- UND FEISTRITZ, WO DER TURM LIEGT.

Von Franz H u t t e r, Melk.

Stephan Neill gibt in seiner umsichtigen Arbeit über die verschollenen Orte in Niederösterreich in den „Blättern XVII/1883“ Nachricht über den „Echartstayn“.

Reinpert von Hohenstein gab der Abtei Göttweig um 1180 zwei Lehen „Ekkehardestein“, berichtet Neill, und beschreibt die Grenze 1302 aus dem „Officium in Rauna et Chotans“ des Klosters Göttweig. Gemäß dieses Dienstbuches des Rentamtes Ranna-Kottes, besaß die Abtei zwei Lehen und eine Mühle zu Echartstayn und läßt sich durch diese Grenzbeschreibung der Raum, in dem der Echartstayn zu suchen ist, näher umreißen. Wie Neill ferner berichtet, kauft Herzog Friedrich 1314 von Conrad Eisenbeutel zwei Teile des Burgstalles zu Echartstayn und die dazugehörigen Teile zu „Sezing“ (Sassing), Stainbach, Chlebinge (Klebing, neben Steinbach) und Tolan (Dölla), um 1318, das dritte Drittel des Burgstalles, von Friedrich von Leiden zu kaufen.

²²⁾ Gundacker Graf Dietrichstein hatte die Herrschaft Sonnberg 1662 von Isabella von Gilleis erworben. 1664 gab er das in der Reformationszeit entfremdete Kirchengut an die Oberhollabrunner Pfarre zurück. Im Jahre 1668 stiftete er im Markt Oberhollabrunn ein Kapuzinerkloster, das er mit Grundstücken des Oberhollabrunner Pfarrhofes dotierte. [Wiener Diöz.Archiv (Kapuzinerkloster) Nr. 319 mit 5 Mappen. Näheres über das Kloster wäre dem Aktenmaterial zu entnehmen, das sich im Archiv der Kapuziner in Wien I, Neuer Markt, befindet. Pater Guardian Dr. E. Kusin war so liebenswürdig, mich gesprächsweise darauf aufmerksam zu machen.] Heute ist das unter Josef II. aufgehobene Kloster Sitz der Hollabrunner Bezirkshauptmannschaft und nur mehr die Klostergasse erinnert an die damalige Gründung.

²³⁾ Nö. LA, M.Thér.Fassion 1751 (VUMB) nr. 779/780. Hiebei sind 8 Untertanen zur Oberhollabrunner Pfarrkirche und 4 zur Filialkirche Sonnberg gehörige Häuser inbegriffen. Übrigens ist auch hier unter den Äckern, die der Herrschaft Sonnberg dienten, eine sog. „Capuzinerbreitten“ genannt.

Neill zog den richtigen Schluß, daß der Burgstall Eckartstein im Steinbachtal nächst Feistritz liegen muß.

Der Name Eckartstein ist den Bewohnern dieses Tales völlig unbekannt, jedoch kennt man ein „Sassenschlüssel auf dem Burgstall“.

Halben Wegs von Feistritz (Ortsgem. Mannorsdorf, Ger. Bez. Pöggstall, BH. Melk) nach dem nordöstlich gelegenen Elsenreith, liegen am rechten Ufer des Steinbaches, die beiden Einzelhöfe „Sassing“ (KG. Pölla, OG. Neudorf, BG. Pöggstall, BH. Melk). Die beiden Höfe befinden sich am Fuße eines steil nach Osten, Westen und Süden abfallenden Bergkegels, welcher in halber Höhe durch einen breiten Bergsattel Anschluß an den nördlichen Höhenzug findet. Dieser, gegen Norden ebenfalls steil abfallende Bergkegelteil, ist durch einen ostwest verlaufenden drei Meter tiefen und breiten künstlichen Wehrgraben gegen den anschließenden Bergsattel gesichert, zumal das Grabenaushubmaterial bergwärts aufgeworfen und solcherart einen Wall bildet, der die Zweckmäßigkeit des Grabens bedeutend erhöht.

Der „Burgstall“, wie der Riedname noch heute lautet, trägt die Parz. Nr. 350 des Grundbuches Neudorf und ist im Besitze des Landwirtes Hermann Gruber, Pölla-Sassing Nr. 1.

Die Burg selbst ist vollkommen verfallen und dürfte nach den noch feststellbaren Begrenzungsmauern ein Ausmaß von rund 15×15 Meter gehabt haben. Am besten erhalten ist noch ein turmartiges Gemäuer an der südöstlichen Ecke der Anlage. Die rund 2 m starke Grundmauer ist mit einer unglaublichen Sorgfalt innen und außen mit Steinplatten aufgebaut und mit Bruchsteinen ausgefüllt. Die Innenlichte dieses turmartigen tür- und fensterlosen Bauwerkes ist rund 4×4 Meter im Geviert und war, nach den Balkenlöchern zu schließen, mindestens 2 Stockwerke hoch. Die restlichen Mauerteile sind urwaldartig mit Strauchwerk verwachsen und lassen keine bindenden Schlüsse über weitere Räume zu, doch muß die Anlage beachtlich gewesen sein, da das Bruchsteinmaterial von der zerstörten Burg beträchtlich ist.

Der Burgstall Eckartstein ist derartig abseits und verborgen, sodaß man berechtigt annehmen kann, daß es sich hier um ein wehrhaftes Versteck handelt. Diese Annahme findet durch eine Sage eine gewisse Nahrung und es wäre meiner Meinung nach nicht abwegig, nachzuforschen, ob nicht irgend ein Zusammenhang zwischen Eckartstein und der „fürstlichen Begnadung der Erbaren im Freigericht zu Raxendorf“ (Winter, Weistümer NÖ. II/1043) besteht — man soll nicht alles glauben, was die Leute sagen, man soll aber nicht glauben, daß sie es grundlos sagen! Die Überlieferung sagt, daß die Bauern der Gemeinde Raxendorf, einem „Kaiser“, der eine Schlacht beim Ried „Toter Mann“, zwischen Zeining und Lehsdorf verloren hat, nach Afterbach flüchtete, um von einem Bauern auf einem Düngerwagen versteckt, nach einer nördlich von Raxendorf liegenden Höhle gebracht zu werden und solcherart der Verfolgung entzogen und gerettet worden ist. (Die alten Rechte im Freigericht von Raxendorf bestätigt Friedrich III. 1459, und werden diese Rechte ausführlich bei Winter — N.Ö. Weistümer II/1043 — lfd. Nr. 152 behandelt.)

Die heutigen Raxendorfer erzählen einmütig von der „Kaiserwand“, in welcher sich das Versteck befunden haben soll, ohne daß irgend jemand in der Lage wäre, mir diese Höhle zu zeigen, so waren auch sämtliche Versuche, die Höhle zu finden, vergeblich. Wohl wird auch erklärt, über dem Felsenhöhleneingang befindet sich ein eingemeißeltes Hufeisen, welches weiß gefärbelt ist, andere jedoch wollen wieder von drei roten Hufeisen wissen! Eigenartigerweise führt der Markt Raxendorf ein Wappen mit Helmzier und Decken! Im Schrägrechtsbalken ein aufwärtsgerichteter befiederter Pfeil, links oben drei übereinanderliegende nicht näher erkennbare Gegenstände (Geweihstangen?), rechts

unten ein Hufeisen. Auf geschlossenem Helm ein nach links abgewinkelter Arm, dessen Hand einen mit der Spitze nach links unten zeigenden Pfeil hält. Die Herkunft des Wappens ist unbekannt.

Interessant ist allerdings, daß diese sagenhafte Kaiserwand mit Höhle auf der Nordseite des Höhenrückens nächst Raxendorf-Afterbach liegt, bzw. liegen muß, denn nur dort kommen Felswände vor. Diese Felswände sind aber genau gegenüber dem Burgstall Eckartstein, den Herzog Friedrich besaß! War nun dieses Eckartstein im Steinbachtale das Fluchtziel des sagenhaften „Kaisers“, das dieser mit Hilfe der Bauern erreichte und diese als Dank die obenerwähnte „fürstliche Begnadung“ erhielten?! Hierzu kommt noch, daß der Eingang zum Steinbachtale beim Ort Feistritz durch einen Turm bewehrt war. Plessner berichtet in seiner „Heimatkunde von Pöggstall“ (Seite 169) von — „Feistritz, wo der



„Feistritz, wo der Turm liegt“ (Feistritz 8) (Aufnahme Sommer 1959).

Turm liegt“ — 1395) und sind tatsächlich noch Reste dieses Turmes vorhanden gewesen, sie wurden erst im Herbst 1960 abgetragen. Auf dem rechten Ufer des Steinbaches, oberhalb einer aufgelassenen Mühle liegt ein Bauernhof, welcher von einem halbkreisförmigen, nunmehr eingeebneten Graben umgeben war, er ist talseitig durch die Reste eines turmartigen Gemäuers begrenzt. Die Turmruine bestand aus rund 2 Meter starkem U-förmigen 7 Meter hohem Mauerwerk und ist eben der gegen das Tal liegende Teil des Gemäuers abgebrochen. Auch hier kann aus den vorhandenen Balkenlöchern geschlossen werden, daß zwei Fußböden eingezogen waren. Das Gebäude kann als Turm angesprochen werden und als Talsperre gedient haben, obwohl auf der gegenüberliegenden Seite des Steinbachtals keine wie immer gearteten Anhaltspunkte einer Talsperre zu beobachten sind.

Der Bauernhof mit den Ruinenresten ist im Besitze des Landwirtes Johann Kammerer, Feistritz Nr. 8 (OG. Mannersdorf, GB. Pöggstall, BH. Melk) und im Grundbuch Feistritz unter EZ/20—21 eingetragen.

Eigenartigerweise befinden sich in Feistritz und in Raxendorf je ein Erdstall. Im Keller des Hauses Nr. 2 in Feistritz (Eigentümer Ferdinand Brandstetter) ist der Einstieg in einen Gang, der anfänglich gegen Osten geht, dann aber nach Süden abbiegt und in einen rondellartigen Raum endet, ein anderer Gang gegen den Steinbach ist verfallen. Eine genaue Erforschung ist noch nicht erfolgt.

In Raxendorf befindet sich der Erdstall genau unter der Dorfstraße, in mürben Gestein gehauen und wurde anlässlich des Wasserleitungsbaues angefahren. Der Einstieg befindet sich im Hause Raxendorf Nr. 14 (Eigentümer Johann Führer) und war bekannt, doch konnte wegen der schlechten Luftverhältnisse der 1 Meter hohe und 60 cm breite Gang nicht begangen werden. Der rund 4 Meter lange, schön ausgearbeitete Gang endet im Norden in eine 1,8 Meter breite, 1,6 Meter hohe und 2,50 Meter lange Höhle, welche gegen Norden halbrund abgeschlossen ist und eine Griffnische hatte. Rund 1 m vor diesem Raum zweigte gegen Osten ein ganz kurzer Gang ab, der in eine ca. 1 Meter im Durchmesser große, schlecht ausgearbeitete Höhle endete. Der Wasserleitungsbau hat den Zugang zur großen Höhle und die kleine Höhle zerstört. In der Höhle selbst wurde ein mittelalterlicher Teller und Scherbenmaterial, so auch ein Stirnzapfen eines Rindes, nebst Holzkohlenresten gefunden, welche Fundgegenstände sich im Besitze des Herrn Edmund Adam, Raxendorf Nr. 21, befinden, dem ich auch die Angaben über den Erdstall verdanke.

In der Böschung hinter dem Kaufhaus des Herrn Ed. Adam, zeichnet sich ebenfalls ein Schluffeinstieg ab, welcher aber mit Schuttmaterial ausgefüllt ist, jedoch den Schluß zuläßt, daß sich auch dort der Zugang eines Erdstalles befindet!

Schließlich sei noch erwähnt, daß auf der Ried „Toter Mann“ nächst Lehsdorf, dem Vernehmen nach, Skelettfunde mit Beigaben gemacht wurden, welche nach dem Stift Göttweig gebracht worden sind.

BEVÖLKERUNGSSCHWUND UND BESITZWECHSEL SEIT DER GRUNDENTLASTUNG IN RAIPOLTENBACH.

Von Dr. Rudolf B ü t t n e r, St. Pölten.

Die Ortsgemeinde Raipoltenbach liegt wenige Kilometer nordwestlich des Marktes Neulengbach, zu dessen Gerichtsbezirk sie gehört. Es handelt sich um eine Bauerngemeinde am Südosthang des Haspelwaldes in fruchtbarer Umgebung. Die Bevölkerungsentwicklung dieser Gemeinde verdient deshalb besondere Beachtung, weil sie so recht im Zentrum des Bundeslandes Niederösterreich liegt.

Raipoltenbach war bis ins 17. Jahrhundert eine selbständige Herrschaft im Besitze von Angehörigen des Ritterstandes. Daran erinnern die Ruinen des Wasserschlosses. Spätestens 1654 wurde Raipoltenbach endgültig mit der Herrschaft Neulengbach vereinigt.

Die Bauern waren vor 1848 nicht Eigentümer, sondern nur Besitzer ihrer Höfe und Gründe (Erbleihe). Sie hatten Geld-, Natural-, Hand- und Spanndienste zu leisten. Darüber hinaus waren sie noch in vieler Hinsicht von den Schloßbesitzern in Neulengbach abhängig. Diese Herrschaft übte die polizeiliche und richterliche Gewalt aus und erledigte die Verwaltungsaufgaben eines Finanzamtes und einer militärischen Einberufungsstelle.

1848 sollte den Bauern durch die sogenannte Grundentlastung entscheidend geholfen werden. Die Bauern wurden Eigentümer des von ihnen bewohnten Hofes, des von ihnen bebauten Bodens. Die erwähnten Dienstleistungen wurden auf

gehoben. Als Zwischeninstanz zwischen den Untertanen und den Bezirksbehörden sollten die Gemeindeverwaltungen wirken. Zur politischen Ortsgemeinde wurde damals das Dorf Raipoltenbach mit den Weilern Berging, Herbstgraben, Mosletzberg, Obereichen, Schwertfegen, Troodhof und Weiden, und der Rotte Anzing vereinigt. Nach etlichen Jahren erhielt auch die neugeschaffene Ortsgemeinde Raipoltenbach die Selbstverwaltung, die sie mit den anderen österreichischen Ortsgemeinden noch heute genießt.

Innerhalb dieser Gemeinde herrschten überall bäuerliche Verhältnisse; nirgends gab es Fabriken. Alle Ortschaften lagen abseits der alten Reichsstraße Wien—Sieghartskirchen—St. Pölten und abseits der neuen Westbahnstrecke Wien—Neulengbach—St. Pölten. Gerade deshalb, weil die Verhältnisse so einfach und einheitlich waren, interessiert es uns, was die seit 1848 gewonnene Besitz- und Wirtschaftsfreiheit mit sich brachte. Denn nach der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts vorherrschenden politischen Meinung, dem Liberalismus, mußte ja die weitgehende Freiheit des Einzelnen einen dauernden wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge haben.

Sehen wir uns zunächst die Häuserzahlen an.

1835 69 H.; 1855 73 H.; 1890 79 H.; 1910 81 H.; 1930 81 H.; 1934 84 H.; 1950 82 H.; 1953 78 H.; 1960 80 H.

Einen anfänglichen Aufschwung erlebte vor allem der Weiler Berging. Im Dorf Raipoltenbach wurde 1884 das Schulhaus erbaut. Die höchste Häuserzahl wurde um 1934 mit 84 Häusern erreicht. Derzeit gibt es nur etwa soviel Häuser wie 1890.

Noch wesentlich ungünstiger sieht die Entwicklung aus, wenn wir die Einwohnerzahlen vergleichen (nach den amtlichen Verzeichnissen):

1855 455 E.; 1890 457; 1910 463; 1930 431; 1934 405; 1946 397; 1950 356; 1953 354; 1960 332.

Hier kann von einem anfänglichen Aufschwung nicht mehr die Rede sein. Seit 1910 nahm die Bevölkerung sogar ständig ab. Der Verlust an Wohnbevölkerung beträgt seither 28,2%! Nach den Karten des Atlases von Niederösterreich zieht sich ein Streifen von Bauernsiedlungen, die rund ein Drittel ihrer Bevölkerung verloren haben, in einem gewissen Abstand von der Westbahn, vom Riederberg bis gegen Böheimkirchen. Die Bahnorte haben an Bevölkerung gewonnen, die bahnfernen wurden stark entvölkert.

Dabei ist festzustellen, daß auch von der Restbevölkerung in Raipoltenbach nicht mehr alle Kräfte der Landwirtschaft zur Verfügung stehen. 1934 fanden von 405 Einwohnern nur 325 durch Land- und Forstwirtschaft ihren Unterhalt, 38 aber durch Industrie und Gewerbe, 21 im Handel und Verkehr, 2 in freien Berufen und 17 ohne Beruf. Die gewerblichen Arbeitskräfte und die im Handel und Verkehr Tätigen sind ganz vorwiegend auswärts beschäftigt, sie pendeln täglich zum Arbeitsplatz.

Beim Grundbuch in Neulengbach wird das kurzlebige Erbhofbuch der Ortsgemeinde Raipoltenbach aus den Jahren 1938—1945 aufbewahrt. Darin sind fast 40 Höfe verzeichnet. Eine Überprüfung dieser großen Bauernhöfe hat die traurige Feststellung gebracht, daß keiner dieser Höfe im Besitze jener Familie geblieben war, die ihn vor 1848 bewirtschaftete! Hier wird besonders deutlich, daß der Liberalismus, der auch der Bodenspekulation freie Bahn ließ, dem Bauernum verderblich war.

Auch heute kann nicht die ungezügeltere freie Wirtschaft, sondern nur eine geregelte Marktwirtschaft, kann nicht das eigenwillige Sonderstreben, sondern nur ein Zusammenwirken in der Gemeinschaft die Zukunft des Dorfes sichern.

ZWEI NEUE ENTOMOSTRAKTEN-ARTEN FÜR ÖSTERREICH: *IMNADIA VOITESTII* BOTN. ET ORGH. UND *STENOCYPRIA FISCHERI* (LILLJEBORG).

Von H. Löffler,

II. Zool. Inst., Universität Wien.

Im folgenden wird über das erstmalige Auftreten einer Blattfußkrebs- und Muschelkrebsart in Österreich und zwar im Marchfeld berichtet, das — für die Blattfußkrebsart wenigstens — mit klimatischen Faktoren in Zusammenhang stehen dürfte:

Die östliche Randzone Österreichs in Niederösterreich und Burgenland schließt nicht nur die tiefst gelegenen Gebiete des Landes, sondern auch einen im Gegensatz zum übrigen Bundesgebiet durchaus eigentümlichen Klimaraum ein. Neben geringen jährlichen Niederschlagsmengen und höchsten langjährigen Temperaturmittelwerten (bis zu 10,0° C) des Landes ist es vor allem die lange, hochsommerliche Wärmeperiode, die kurzfristig auftretenden Tierarten, wie einigen Insekten, vor allem aber auch Entomostraken einen für polytherme Formen begünstigten Lebensraum liefert. Wie ich bereits für das Seewinkelgebiet zeigen konnte (Löffler 1959), treten dort neben weit verbreiteten polythermen Arten auch solche auf, deren Verbreitungsareal als zirkummediterrän (z. B. *Metacyclops planus*) beschrieben werden kann oder gar noch weiter östlich bis Zentralasien reicht (z. B. *Hungarocypris madaraszii*). Wie nun für das nördliche Burgenland, vor allem den Seewinkel durch zahlreiche Erstfunde von Arten für Österreich die klimatische Sonderstellung dieses Gebietes immer wieder zum Ausdruck kam, so war auch für die nördlich anschließenden Gebiete ein weitgehend ähnlicher Formenschatz zu erwarten. Tatsächlich konnte so im Mai 1960 die aus dem Burgenland bereits bekannte Grille *Tridactylus variegatus* im Marchfeld¹⁾ gefunden werden und ebenso erfolgten nun im Sommer 1959 knapp hintereinander die Funde einer Conchostracen-Art¹⁾ im Seewinkel (Umgebung Lange Lacke) und bei Baumgarten (Marchfeld)²⁾. Ganz offensichtlich gehörten die im Marchfeld mit *Heterocypris incongruens* vergesellschafteten Individuen einer Art zu, die durch die an den Augen stark vorgewölbte Stirn den Limnadiiden, durch den deutlichen Fornix aber wiederum den Caenestheriiden und Leptestheriiden ähnelt. 1935 stellte Hertzog für eine durch diese Merkmalskombination gekennzeichnete Art die Gattung *Imnadia* auf, 1941 wurde durch Botnariuc und Orghidan die Familie der Imnadiidae eingerichtet. Unsere Form (Abb. 1—5) zeigt gute Übereinstimmung mit der Art *voitestii*³⁾, die u. a. auch bereits aus der Tschechoslowakei bekannt ist (mündl. Mitt. Dr. Straskraba, Prag). In diesem Zusammenhang sei auf eine frühe Arbeit von Brehm (1910) verwiesen, wo für den Raum von Pöchlarn „Estheriden“ angeführt werden, die mit keiner der Arten in zugänglichen Beschreibungen zu identifizieren war, wie Brehm betont: es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß auch dort *Imnadia* vorlag. Allerdings stand damals die Monographie von Daday (1914—1927) noch nicht zur Verfügung und überdies sind aus dem benachbarten tschechoslowakischen Raum inzwischen zahlreiche andere, in der Tierwelt Mitteleuropas nicht beschriebene Arten (Wagler 1937) bekannt geworden (*Eoleptestheria ticinensis*, *E. variabilis*, *Leptestheria dives*, *L. intermedia*, *Caenestheriella variabilis*, mündl. Mitt. Dr. Straskraba, Prag), sodaß mit weiteren für Öster-

¹⁾ leg. Doz. F. Schremmer.

²⁾ leg. Dr. E. Gotz.

³⁾ Diese Art steht *I. yeyetta* Hertzog nahe, unterscheidet sich aber von dieser u. a. durch die Kopfform.

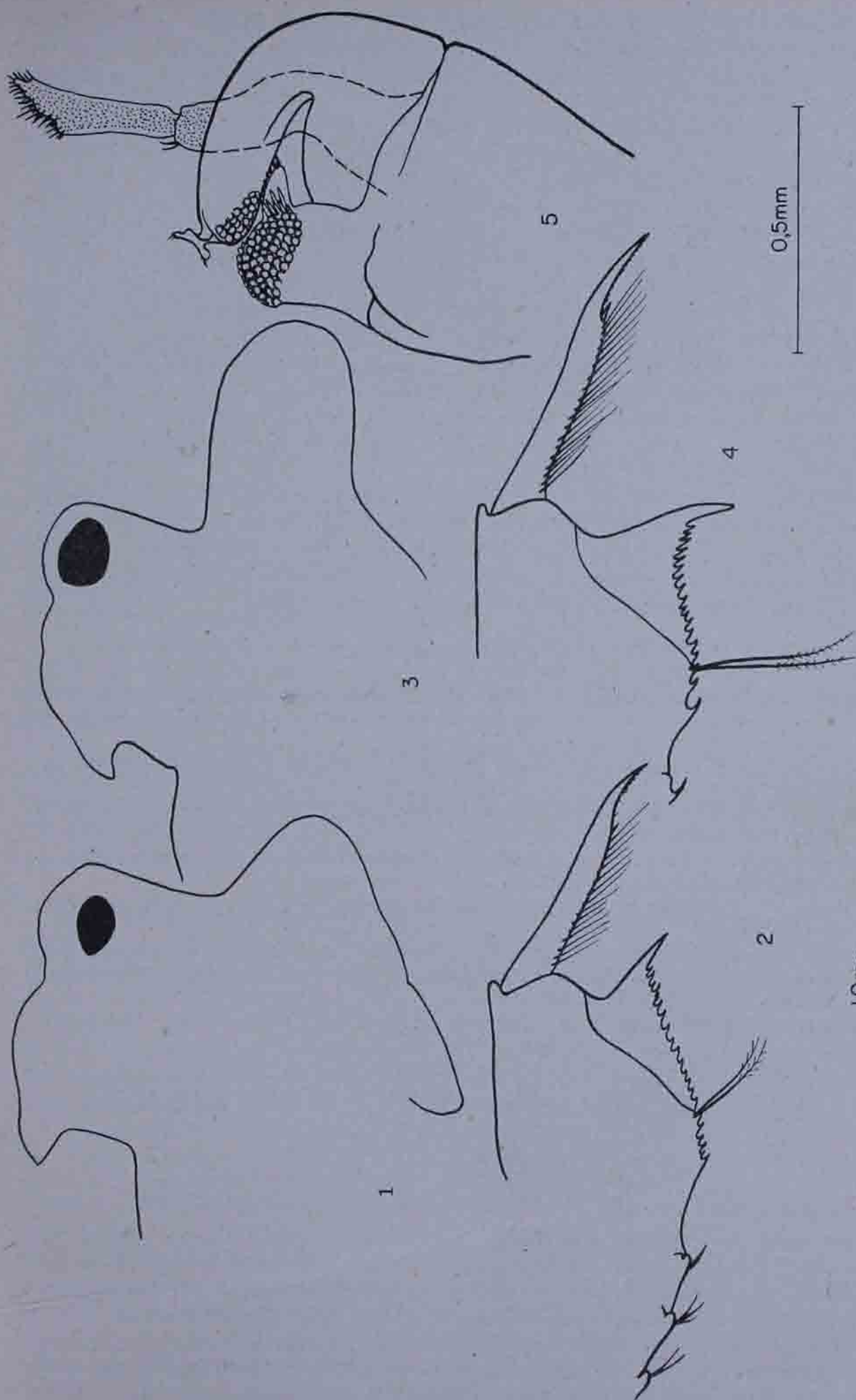


Abb. 1—5. *Imnadia voitestii*. Abb. 1, Kopf des ♂; Abb. 2, Postabdomen des ♂;
Abb. 3, Kopf des ♀; Abb. 4, Postabdomen des ♀; Abb. 5, P 1 des ♂.

reich neuen Arten gerechnet werden muß. Offensichtlich gehört nach den bisherigen Funden *Imnadia voitestii* zu jenem polythermen Formenschatz, der durch die erwähnte hochsommerliche Wärmeperiode der genannten Gebiete begünstigt wird.

Nicht in Zusammenhang mit den klimatischen Eigenschaften des Marchfeldes steht der Fund einer eher kalt stenothermen, für Österreich ebenfalls neuen Ostrakodenart, die Anfang Mai 1960 bei Baumgarten in kleinen Wasseransammlungen auftrat. Schon an der langgestreckten Schale sind die Tiere als *Stenocypris fischeri* zu erkennen. Zusammen mit den Ostrakoden *Cypris pubera* und *Cyclocypris ovum*, den Copepoden *Cyclops serrulatus* und *Cyclops viridis* kam diese eher in Nord- und Osteuropa verbreitete, in Mitteleuropa aber seltene Art (u. a. in Norddeutschland zwei Funde, aber auch Nordafrika, Asien: u. a. Türkei und Iran) in geringen Volksdichten vor. Ein Individuum konnte 2 Monate hindurch in Kultur gehalten werden, doch kam keine Nachkommenschaft zustande. Alle übrigen Gewässer des eigentlichen Marchauen-Gebietes enthielten zum Untersuchungszeitpunkt an Ostrakoden bloß *Cypricercus affinis* (Fischer) in außerordentlich großen Mengen, eine Art die bei uns vor allem von den Alpen bekannt ist (Graf 1938).

Da bisher die Gewässer des östlichen Niederösterreichs kaum untersucht worden sind, kann schon auf Grund der wenigen Stichproben für diesen Landesteil wahrscheinlich eine ebenso wie für den Seewinkel eigentümliche Entomostrakenfauna erwartet werden, deren Kenntnis die ökologische Situation der östlichen Randgebiete Österreichs besser sichtbar machen müßte.

Literatur.

- Botnariuc, N., Orghidan, T., 1941: Sur une nouvelle espèce du genre *Imnadia* trouvée en Roumanie et sur les Imnadiidae n. fam. — Bull. Sc. Ac. Roum. 24, 239—246.
- — 1953: Phyllopoda, in: Fauna republicii populare române. Crustacea IV., 1—98.
- Brehm, V., 1910: Seltene Phyllopoden von Pöchlarn in Niederösterreich. — Arch. Hydrobiol. 6, 206—208.
- Graf, H., 1938: Beitrag zur Kenntnis der Muschelkrebse des Ostalpengebietes. — Arch. Hydrobiol. 33, 401—502.
- Hertzog, L., 1935: Notes faunistiques de Camargue. Crustacés. — Bull. Soc. Zool. France 60, 265.
- Löffler, H., 1959: Zur Limnologie, Entomostraken- und Rotatorienfauna des Seewinkelgebietes (Burgenland, Österreich). — Sitz. Ber. Öst. Akad. Wiss. math. nat. Kl., Abt. I, 168, 315—362.
- Wagler, E., 1937: Crustacea, in: Tierwelt Mitteleuropas.

DIE SPITZHACKE WÜTET IN WIEN.

Von Margarete Girardi.

V. Das Maria Theresienschlössel in der Erdbergstraße 33.

Ich weiß ganz genau, daß Maria Theresia gar nicht so lange regiert hat, als es nötig gewesen wäre, um in allen jenen stimmungsvollen Barockvillen oder Schlösschen übernachten zu können, die als Maria-Theresienschlössel in der Bannmeile von Wien mit diesem Namen bedacht waren. Aber trotzdem erfüllt es uns mit Wehmut, wenn wir diese romantischen Bauten, die da noch wie einzelne, das Auge erfreuende Perlen in der Kette der prosaischen Zinsburgen eingeschaltet waren, aus unserem Gesichtskreis verschwinden sehen. Und einer dieser

Bauten ist das bereits in den letzten Monaten demolierte Haus in der Erdbergstraße 33. Gewiß, es gibt eine ganze Reihe solcher Häuser in Wien, aber es war ein anheimelnder Anblick, wenn man an dem einstöckigen Bau vorüberging, mit seinem doppelt abgetreppten Walmdach, den bescheidenen Festons um die Fensterparapetten, den Platten unter den Fenstersimsen oder den altmodischen Prellsteinen an dem klobigen Haustor.

Die streng symmetrische Hausfassade war allerdings in der letzten Zeit willkürlich dadurch zerstört worden, daß das im Parterre untergebrachte Lebensmittelgeschäft willkürlich Eingangstür und Schaufenster verlegt und diese eigenmächtig und stilwidrig in die Maueranlage eingeschnitten hatte.

Betrat man den Hof, so zogen sich zwei Seitentrakte mit den üblichen offenen Gängen längs des Hofraumes hin, an deren Ende, wie damals allgemein üblich, sich die sanitären Anlagen befanden. Auch diese Seitentrakte waren mansardengedeckt und fast bis zur Dachgleiche rankten sich die Schößlinge des wilden Weines hinauf, im Herbst blutrot leuchtend und die Mauerschäden barmherzig verdeckend.

Bekanntlich liegt ja ganz Erdberg auf den Abhängen der Praterterrasse und so senkte sich auch der Hofraum hinab zu einem bescheidenen Hausgärtchen, in dem die Hausbewohner ihre Fuchsien- und Pelargonienstöcke den Sommer über frische Luft und Sonnenlicht trinken ließen, die es ihnen mit bunter Blütenpracht reichlich lohnten. Kamen die ersten kalten Herbsttage, dann holten sich die Eigentümer ihre bunten Schützlinge hinauf hinter die schützenden Fensterscheiben ihrer Wohnungen, wo sie den Winter überdauerten, um dann im Frühjahr wieder zu neuem Leben zu erwachen.

In den Ranken des wilden Weines aber hausten die Spatzen und hielten am Abend und am Morgen ihre lärmenden Parlamentsversammlungen ab und heischten besonders im Winter ihr tägliches Futter mit der frechen Selbstverständlichkeit der naiven Kreatur.

All das ist verschwunden, eine mit grellen Plakaten überklebte Holzwand schließt heute den leeren Bauplatz gegen die Straße ab und dahinter lagern Pfosten und Bretter und Berge von Schutt, aus denen der Wind ganze Wolken von Staub emporwirbelt.

VI. Die Rasumofsky'sche Orangerie.

Dem Untergang geweiht ist auch der große Komplex Ecke Wassergasse und Erdbergstraße 29 und 29 a. Von der Straßenseite aus wirkt er wie ein gewöhnliches großes Zinshaus, das sich in nichts von seinen banalen Nachbarn unterscheidet. Aber er steht noch so, wie er zur Zeit des Wiener Kongresses errichtet worden ist, steht unverändert in der eigenartigen Form mit den drei in den Garten vorspringenden Hintertrakten, die in drei fast einen Turm gleichenden Abschlüssen auslaufen, die außen einer Apsis, innen einem Drei-Sechstelschluß eines Altarschiffes gleichen: es ist die ehemalige Rasumofsky'sche Orangerie.

Zu Lebzeiten des russischen Fürsten reichten die Parkanlagen seines Besitzes bis hinab zu dem vorbeifließenden Donauarm (heute Donaukanal), wo sie sich mit den Hagenmüller'schen Gründen, welche den Nachbarbesitz bildeten und welche Rasumofsky dann im Laufe der Zeit ebenfalls für sich erstanden hatte, vereinigten. Als sich nach dem Tode des Fürsten die finanzielle Lage des Nachlasses infolge der Unredlichkeit der Verwalter seiner Güter in Rußland als sehr deprimierend erwiesen, versuchte die Fürstin den Besitz in Wien zu verkaufen. Als sämtliche diesbezüglichen Versuche scheiterten, nahm man schließlich Zuflucht zu einer Lotterie, in welcher das Palais (bei einer eventuellen Bargeldablöse von 200.000 Gulden Wiener Währung) ausgespielt werden sollte. Die Ankündigung erfolgte im Allgemeinen Intelligenzblatt der Oesterreichischen Kaiserlichen

privilegierten Wiener Zeitung vom Samstag, den 12. Julius 1845. Im allerletzten Augenblick konnte dieser Gefahr dadurch entgangen werden, daß Fürst Liechtenstein das Palais erstand, von dem es dann der Staat zuerst in Miete und dann durch Kauf übernahm, um darin die 1849 neu gegründete Geologische Reichsanstalt zu installieren, die sich heute noch darin befindet. Allerdings handelte es sich dabei nur um das Palais selbst und die daran unmittelbar anschließenden bescheidenen Gartengründe. Das übrige Areal wurde parzelliert und an verschiedene Interessenten verkauft.

Die Orangerie mit den Parkanlagen und den dazugehörigen Glashäusern wurde von einem reichen Viehhändler namens Brandler erstanden. Aber auch er sollte einmal in eine unangenehme finanzielle Lage geraten, als er eine größere Schuld für gekaufte Ochsen an ihrem Fälligkeitstermine nicht einlösen konnte. Nun erhob der jüdische Schlachtviehlieferant als Entgelt für die Außenstände Anspruch auf den Erdberger Besitz. Es kam zum Prozeß, dessen Ende aber Brandler nicht mehr erlebte. Seine Erben gingen aber siegreich aus dem Handel hervor und blieben bis zum Jahre 1868 im Besitz des Hauses. Um dieser Zeit erwarb Joseph von Baechlé den Komplex. Kunstsinnig und verständnisvoll renovierte er die ramponierte Fassade, die im Laufe des Prozesses sehr vernachlässigt worden war, durch stilvolle Umbauten. Im Erdgeschoß wird auch heute noch ein langer Gang, dessen Fenster in den Garten hinausgehen, durch eine hohe holzgeschnitzte Tür abgeschlossen, die in überlebensgroßen Ausmaßen einen hl. Michael zeigt, wie er den Satan in die Tiefe stürzt. Was sich hinter dieser Tür verbirgt und ob dieselbe schon zu Rasumofskys Zeiten bestanden hat oder erst später hinzugekommen ist, ist nicht festzustellen.

Der spärliche Gartenrest ist verwildert, in dem ehemaligen Glashaus hatte sich eine Schlosserwerkstatt installiert, versiegt ist der Springbrunnen, nur einige alte Bäume träumten noch von vergangener Zeit. Aber auch diese kleine Oase der Ruhe ist in letzter Zeit verschwunden, die Bäume wurden gefällt und auf dem Gartengrund erheben sich Zweckbauten der angrenzenden Persilwerke.

Dieses Industrieunternehmen ist es auch, das die Häuser Erdbergstraße 29, 29 a, 31 und 33 käuflich erworben hat, welche jetzt alle abgetragen werden, um einem jener häßlichen Industriegiganten Platz zu machen, die eigentlich hinausgehören an die Ost-Peripherie unserer Stadt und nicht die friedlichen Menschen aus ihren Wohnungen verdrängen sollten.

Die in Frage stehenden Häuser sind nicht einsturzgefährdet oder baufällig, sondern sie müssen nur der Gewinn- und Expansionssucht eines Industrieunternehmens weichen, ohne Rücksicht darauf, daß Hunderte von Menschen dadurch schuldlos auf die Straße gesetzt und obdachlos geworden sind. Auch diese schmachvollen Erscheinungen gehören zu den Auswüchsen unseres „österreichischen Wirtschaftswunders“!

KLEINE MITTEILUNGEN.

Gedenken an 7 n.ö. Musikerpersönlichkeiten

(April, Mai und Juni 1961).

Aus der Reihe der bedeutenden, zuweilen schon vergessenen Persönlichkeiten des n.ö. Musiklebens sei heute eine Anzahl jener erwähnt, denen wir schulden, in Dankbarkeit zu gedenken.

Die ersten zwei Erinnerungstage sind am 21. April 1886 bzw. 26. April 1846: der 75. Geburtstag von Otto Krischhof bzw. die 115. Wiederkehr des Geburtstages von Markus Wagner.

Ersterer wurde in Wilfersdorf geboren und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung im Elternhaus, der die weitere Ausbildung in Wien folgte. Hier wandte sich Krischhof der Musik, seinem Lieblingsfach, zu und studierte bei 3 berühmten Lehrern dieser Jahre: Hermann Graedener (Lektor für Harmonie und Kontrapunkt an der Wiener Universität), Robert Fuchs (Schüler, später Professor am Wiener Konservatorium) und Rudolf Kaiser (war bekanntlich der Sohn der berühmten „Kaiser Musikschulen“). Krischhof widmete sich nach Abschluß seiner umfangreichen Musikstudien dem Lehrfach und zog sich in späteren Jahren nach Knittelfeld zurück. — Aus Waidendorf gebürtig war Markus Wagner, der die Realschule und Lehrerpriparandie zu St. Anna in Wien besuchte und eine der angesehensten Lehrerpersönlichkeiten des Marchfeldes wurde; an allen seinen Dienstorten hinterließ er ein dankbares Erinnern an seine Tätigkeit und es ist nur Wenigen bekannt, daß der in unserem Kreise bekannte † Hofrat Dr. Friedrich Baumhackl, einst in Orth a. d. Donau, sein Schüler war. Andere Dientsorte Wagners waren: Spannberg, Raggendorf, Groß-Schweinbarth, Aspern, Schönkirchen (wo sein Sohn Hans geboren wurde); die Zeit seines Ruhestandes nach 40jähriger Dienstzeit verbrachte er in Korneuburg, Krems und zuletzt in Dürnkrut, wo er i. J. 1928 die Augen für immer schloß. Die große Freude am selbstgewählten Beruf verband sich mit der Begabung: Markus Wagner beherrschte das Klavier, Geige und Orgel. Seine Kompositionen sind zum überwiegenden Teile für den Kirchengebrauch: Messen, Tantum ergo, Ave Maria, Te Deum und Choräle.

Robert Pensch und Johann Wilhelm Gangelberger: viele lebhaftere Erinnerungen erwecken diese beiden Namen in Wiener Musikkreisen, obwohl die Wiege der beiden Künstler in Niederösterreich stand.

Pensch wurde am 25. Mai 1881 in Laa a. d. Thaya geboren — es wäre sein 80. Geburtstag in diesem Gedenkjahr — verbrachte den größten Teil seines Lebens in Wien: hier fand er im Wirken für Franz Schubert die ideale Erfüllung seines Zieles. Er wohnte nicht nur in unmittelbarer Nähe von Schuberts Wohnhaus (Wien-Alsergrund), sondern war an der Lichtenthalerkirche als Organist (wo Schubert getauft wurde und selbst die Orgel spielte) und beim „Lichtenthaler Männergesangsverein“ tätig, um immer wieder auf Schubert hinzuweisen. Er selbst trat nur selten mit eigenen Werken hervor; seine Kompositionen für Männer-, Frauen- und Gemischten Chorsatz, Lieder und Klavierstücke sind bei den Kennern und Schätzern seiner Muse nicht vergessen.

In den ersten Jahren der Österreichischen Radio Verkehrs A.G. (RAVAG) wurde immer wieder das Charakterstück: „Mein Teddybär“ von Gangelberger gespielt. Er gehörte zu den Lieblingen des „unsichtbaren Publikums“, aber auch als Dirigent des Balles der Stadt Wien während 25 Jahren (als Nachfolger von Carl Michael Ziehrer) zu den bedeutendsten Persönlichkeiten dieser Zeit. Gangelberger wurde am 20. Mai 1876 in Preßbaum geboren und zählte sich stolz zu den Schülern von Richard Heuberger. Viele melodiöse und gefällige Werke stammen aus seiner Feder, wie er sich auch als Wohltäter für seine Berufskollegen im Rahmen der KUOe (Kapellmeister-Union Österreichs) stets einsetzte. Mögen die Abschiedsworte des Vertreters der Stadt Wien bei seinem Heimgange am 20. Jänner 1937 auch hier die Erinnerung an Gangelberger beschließen: „Mit Dir ist der fleischgewordene Rathausmann dahingegangen!“

Krems, Ruppersthal und Hollabrunn sind die Geburtsorte der 3 Musikerscheinungen, denen die folgenden Zeilen gewidmet sind. Am 20. Juni 1896 erblickte in Klammschmerling ein der neueren Musikrichtung zugewandter Künstler das Licht der Welt: Rudolf Kolisch. Früh erkannte man sein Talent und auch seine Meister bestätigten dies, denn er absolvierte seine Studien bei Franz Schrecker (der sich nicht nur als Kompositionslehrer, sondern auch als Komponist phantastischer Klangwirkungen bekanntgemacht hatte) und Arnold Schönberg, dem hochgeachteten Neuromantiker, der in den 20er Jahren in Mödling seinen Wohnsitz hatte. Kolisch war der Gründer eines „Kammermusik-Quartetts“ mit dem er ausgedehnte, von Erfolgen begleitete, Reisen unternahm (Italien, Frankreich, Spanien, Niederlande, Dänemark und Rußland). Er mag mit Recht eine eigenartige Musikerpersönlichkeit der ersten Hälfte des 20. Jhdts. genannt werden; schillert und sprüht doch seine Musik in ungewöhnlichen Tonfolgen, die dennoch interessant sind.

In ruhigeren Bahnen vollzog sich der Lebensweg von Adolf Schwarz (gebürtig aus Mittergrabern: 3. Juni 1861). Seine große Vorliebe für den vieltimmigen Chorgesang zog ihn in den Bannkreis der Wiener Meister, seine Zeitgenossen, und deren Vereinigungen. Schwarz hatte das nötige Rüstzeug zum Selbstkomponieren erworben und gründete einen eigenen Verlag, der seine Werke auswies. Es sind Vertonungen für Männerstimmen wie Frauenchöre, die auch wiederholt bei heimischen und auswärtigen Vereinen aufgeführt wurden. Allgemein wird ihnen die innige Schlichtheit, die echte Musizierfreudigkeit nachgerühmt — doch leider sind die meisten schon vergessen. Der Schöpfer selbst überlebte noch die Wirren des 2. Weltkrieges und dann wurde es still um ihn und seine Lebensarbeit...

Vor fünf Jahren wurde der 200. Geburtstag von Ignaz Pleyel festlich begangen: er stammte aus Ruppertssthal, war das 24. Kind eines Schulmeisters und einer adeligen Dame. Vermögende Verwandte verhalfen ihm zu einer Reise nach Italien, die von nachhaltigem Eindruck für den lernbegierigen jungen Menschen wurde. Nach vier Jahren Abwesenheit von der Heimat zog er nach Straßburg und wurde am dortigen Münster zum Kapellmeister berufen. Beim Ausbruch der französischen Revolution verlor er diese Stellung und übersiedelte nach Paris. Als die Zeiten ruhiger geworden, gründete unser Landsmann dort eine Klavierfabrik mit einer damit in Verbindung stehenden Musikalienhandlung, die sich bald größter Beliebtheit erfreute. Es ist an dieser Stelle interessant zu vermerken, daß Ignaz Pleyel über Befürwortung des Grafen Erdödy von Joseph Haydn in Wien in Kost, Quartier und Unterricht genommen wurde. Er sollte in späteren Jahren nochmals mit seinem Lehrer zusammentreffen: er trat mit seinen symphonischen Werken in einem Konkurrenzspiel gegen ihn auf und errang große Beachtung. — Seine letzten Lebensjahre verbrachte er auf seinem Landgute bei Paris und fand an der Natur die Erquickung nach einem aufregenden Leben. Für alle Sparten der Orchester- und Kammermusik hatte er Vertonungen verbreitet, wie auch seine „Klavierschule“ damals viel benützt wurde. Er starb am 14. November 1831 inmitten politischer Unruhen, die ihm arg zugesetzt hatten. — So leidenschaftlich er sich zu seiner n.ö. Heimat bekannte, hatte er sie doch nicht mehr wieder gesehen. Sein Sohn Camille wurde ganz im französischen Geist erzogen, komponierte und betrieb die Fabrik weiter bis zu seinem 1855 erfolgten Ableben. — Marie Felicie Denise, die Schwiegertochter von Pleyel, war selbst eine berühmte Klaviervirtuosin, die in ihrer ersten Jugend mit Hector Berlioz verlobt war. Sie selbst genoß später die Förderung eines noch Größeren: Franz Liszt. Nach dem Tode ihres Gatten wurde sie am Brüsseler Konservatorium angestellt (bis 1872); drei Jahre später starb sie in St. Josset en Noode bei Brüssel. Maria S o n n e w e n d.

Ein städtebauliches Kuriosum vernichtet.

Wenn in Wien irgendwo ein mehr oder weniger gutes Kunstwerk aufgestellt oder eines der jetzt allzu beliebten Sgraffitis oder Mosaiks enthüllt wird, dann heißt es gewöhnlich in den Presseberichten, daß die Stadt um eine Sehenswürdigkeit „bereichert“ wurde. Leider halten es die Annalen meist nicht fest, wie viele Kunstwerke — von Verlusten an historischen Gebäuden abgesehen — und liebenswerte Zeugen der Vergangenheit zur gleichen Zeit aus dem Stadtbilde verschwanden. Die neue Welle der „Demolierungswut“, die wir in den letzten Jahren erleben müssen, hat zahlreiche Hauszeichen, Heiligenstatuen und andere Skulpturen, Gedenktafeln u. a. zum Verschwinden gebracht oder man hat sie auf Materiallagerplätze oder in die Provinz verbannt. Es sei hier an die Gasser'schen Figuren des Albertinabrunnens, die Figuren von der Fassade des Carlstheaters, die Löwen der Aspernbrücke, den Fassadenschmuck des „Sühnhauses“ u. a. erinnert. Man könnte über diese moderne „Bilderstürmerei“ eine ganze Abhandlung schreiben. Traditionslosigkeit, Unverständnis oder gar Ressentiments sind die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung.

Kürzlich fiel das sogenannte „Postsparkassenfenster“ im Hofe des alten Universitätsgebäudes der „Glättomanie“, ein Wort, das der verdienstvolle Kämpfer für Wiens Schönheit Fred Hennings geprägt hat, zum Opfer. Dieses Fenster wurde von Otto Wagner vor Erbauung des Gebäudes der Postsparkasse als „Musterstück“ gestaltet¹⁾.

¹⁾ Siehe den Artikel „Ein städtebauliches Kuriosum“ in „Unsere Heimat“ 1953, Heft 3/4 (mit Abbildung).

Im Zuge der Restaurierung des Innenhofes der alten Universität wurde dieses Fenster und dessen Umrahmung entfernt und den übrigen Öffnungen in der Form angeglichen. Es ist unverständlich, daß dies an einem dem Bunde gehörenden Gebäude geschehen konnte. Hier ist wohl der allmächtigen Bundesgebäudeverwaltung ein nicht mehr gut zu machender Fehler unterlaufen. Wien ist aber dadurch um eine Sehenswürdigkeit ärmer geworden.

Leo Schreiner.

BERICHTE.

Zur Restaurierung der Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberg.

Zur Besichtigung der eminent gefährlichen Schäden an den westlichen und südlichen Substruktionen der Wallfahrtskirche Sonntagberg, veranstaltete die n.ö. Landesregierung unlängst eine Pressefahrt. Ihre Teilnehmer sahen — falls nicht ohnehin schon bekannt — in der Kirche ein 1729 geweihtes Hauptwerk des Prandtauer, geschmückt mit sehr bedeutenden Deckenfresken des Daniel Gran (1736—1754) und dem bereits frühestklassizistischen Hochaltar des Melchior Hefele (1755). Im Grund- und Aufriß der Melker Stiftskirche sehr ähnlich, wirkt die Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberg monumentaler und vor allem ruhiger, weil die Innenausstattung zurückhaltender ist.

Die für den Bau selbst geplanten Restaurierungen sind herkömmlicher und noch nicht lebenswichtiger Art (neuer Außenputz, gründliche Überholung des Inneren einschl. der Fresken); weit wichtiger ist hingegen die dringendst nötige Beseitigung der äußerst gefährlichen Schäden in den riesigen Substruktionen der westlichen und südlichen Terrasse. Wenn hier nicht bald eingegriffen wird, treten sicher Senkungen der Terrassen ein und damit vorerst Verziehung der Außenmauer der Kirche, was bis zu deren Einsturz führen könnte. Nicht bald erscheint eine Restaurierung derart lebenswichtig, wie hier. Darum bewilligte die n.ö. Landesregierung dem Stift Seitenstetten, als dem Eigentümer der Wallfahrtskirche, eine Sammlung, für die das Postscheckkonto 133.133 eröffnet wurde. —

Die Fernsicht vom Sonntagberg ist mit Recht berühmt, sie reicht nördlich weit in das Mühl- und Waldviertel hinein und umfaßt südlich die nördlichen Kalkalpen vom Toten Gebirge bis zum Ötcher, mit den Gesäusebergen als Mittelpunkt. Interessant ist ferner für den Siedlungshistoriker der Blick auf eine, in einem relativ engen Raum gelegene Reihe von Höhenorten wie (außer Sonntagberg) Windhag, Konradsheim, St. Georgen, St. Michael, Kürnberg und Behamberg. Derartige Höhenorte kommen in Niederösterreich südlich der Donau nicht mehr vor. Bemerkenswert sind hiebei die Weißen auf St. Michael und St. Martin (Behamberg), zwei Heilige, die von den Franken und Baiern gern übernommen wurden. Solche Höhenorte haben meist vorchristliche Vorläufer, also römische und (oder) keltische. In Sonntagberg ist wenigstens legendär eine keltische Besiedlung möglich, von den anderen Orten fehlt eine solche Kunde, weil weder Grabungen, noch einschlägige Forschungen dazu unternommen wurden. Diese Zeilen mögen dazu anregen.

Prof. E. Schaffran

BESPRECHUNGEN.

Helene Grönn: *Die Pecher*. Volkskunde aus dem Lebenskreis des Waldes. 156 Seiten mit 24 Bildern, 2 Karten und 2 Notenblättern. Wien 1959, Manutiuspresse, Wulf Stratowa Verlag. S 85.—.

Aus dem Titel geht eigentlich nicht hervor, daß es sich hier um ein so gut wie rein niederösterreichisches Buch handelt. Wirtschaft und Volksleben der Pecher im südost-niederösterreichischen Schwarzföhrenggebiet haben hier ihre lang gewünschte Darstellung gefunden. Bisher konnte man sich darüber kaum orientieren, auch der Atlas von Niederösterreich brachte keine diesbezügliche Karte. Nun hat Frau Dr. Grönn, die sich vor allem mit der Volkskunde des Südbahngebietes beschäftigt und erst heuer maßgebend an der Neuaufstellung des Heimatmuseums von Neunkirchen mitgewirkt hat, die Lebensumstände der Pecher erkundet. Zunächst wird die Wirtschaftsgeschichte



des Schwarzkieferharzes im allgemeinen erörtert, mit einem Exkurs über die Bedeutung des Harzes im Kult, in der Volksmedizin usw. Dann wendet sich die Verfasserin den Pechern selbst zu, der Siedlungsgeschichte ihrer Orte, den Pechern als berufsgebundenen Menschen. Da zeigen sich die persönlich gesammelten und richtig geordneten Ergebnisse: Ein Kapitel beschäftigt sich mit der Pecherarbeit im Jahreslauf, ein weiteres mit den Arbeitsgeräten der Pecher. Hier erfreuen übrigens die strichkräftigen Zeichnungen von Liesl Freisinger-Wohlfahrt. Dann kommen die Abschnitte über Pechsiederei und Pechhandel, schließlich die über das Pecher-Brauchtum, wovon bisher so gut wie gar nichts bekannt war. Neu sind auch die Aufzeichnungen von Volkserzählungen und von Volksliedern der Pecher. Auch die Singweisen der Vierzeiler und neuen Standeslieder sind mitgeteilt. Interessant die Mitteilungen über den Maschinenschlosser Johann Goldbacher aus Lindabrunn, dessen Lieder und Märsche heute von den Musikkapellen der Pecherorte mit Eifer gespielt werden. So direkt wird unser Volksleben sehr selten erfaßt.

Das schön ausgestattete Buch stellt also mit seiner umsichtigen und vielseitigen Behandlung des speziellen Themas eine beachtliche Bereicherung der Literatur der niederösterreichischen Volkskunde dar.

Leopold Schmidt.

Arthur Fischer-Colbrie: **Johannes Kepler**. Dramat. Gedicht in einem Vorspiel und acht Bildern. Linz. Oberöstr. Landesverlag. 1960. 150 Seiten. OLn. S 38.—.

Das Werk kam am 22. 11. 1950 im Linzer Landestheater zur österreichischen Uraufführung, im Linzer Jahrbuch „Stillere Heimat“ 1952 wurde sein „erstes Bild“ abgedruckt und nun liegt es erweitert und verändert in graphisch schöner und drucktechnisch sauberer Buchfassung vor.

Fischer-Colbrie ist ein Vollblutlyriker, der in allen lyrischen Tonarten meisterhaft zu spielen weiß. Ist ihm auch der Hymnus, die Ode, die wesensgemäß liebste, das farbenprächtige Furioso und das hauchzarte Largo seiner Lieder und Naturstimmungsbilder möchten wir um kaum einen Grad minder werten. Echte Lyrik, in was immer für Spielarten, hat Musik in sich, so auch die seine —, wer sie in segensvoller Stille liest, hört sie mit und glücklich der „Rhapsode“, der sie mitzusprechen vermag. Manches ruft immer wieder den congenialen Komponisten an und erreicht in so geschwisterlicher Harmonie ein Nochmehr an Wirkung. Fischer-Colbries Sternengesänge im strenggeschulten Chor, dies und jenes Lied und Stimmungsbild sologesungen sind ein hoher Genuß für den mitdenkenden und mitschauenden Hörer. Seine Lyrik will nämlich geschaut und gehört werden und sehr oft auch bedacht in ihren reflexiven Momenten.

Wenn Fischer-Colbrie Prosa schreibt, glückt ihm ein episches Gedicht. Wenn er wie diesmal ein Drama versucht, wird eben ein „dramatisches“ Gedicht.

Keplers Leben war bewegt, zuweilen sogar sehr bewegt. Und unser Dichter hat sich zweifellos die „effektsichersten“ Stationen dieses Lebens herausgeholt, manches mit dichterischer Freiheit vielleicht bewegter gemacht als es war. Er hätte also die elementarste Bühnenforderung erfüllt. Nach einem „Vorspiel“ zeigt das erste Bild Kepler in der Linzer Landschaftsschule unterrichtend, das zweite daheim in seinem freilich nicht ungetrübten Familienglück, das dritte mit Stephan Lansius in der Studierstube, das vierte führt ihn als Befreier seiner unschuldig gepeinigten Mutter in die Folterkammer nach Güglingen, das fünfte findet ihn wieder in der Linzer Studierstube an der Arbeit, das sechste vor Kaiser Ferdinand II. in Prag, das siebente im Wallensteinschen Schloß Sagan und im achten und letzten Bild liegt Kepler sterbenskrank in der Dachstube eines befreundeten Regensburger Hauses.

Das vierte Bild hätte so etwas wie filmische Bewegung. Doch rollt im allgemeinen das Geschehen unverzahlt, wie auf den mittelalterlichen Wagenbühnen in Einzelbildern, an uns vorbei, es funktioniert der dramatische Blutkreislauf nicht. Weil Kepler keinen Gegenspieler hat! Denn dieser „Widersacher“, der in jedem Bild nicht in anderer Rolle, bloß in neuem Kostüm auftritt, scheint eher die erbsündige, die dunkle der zwei Seelen zu sein, die nun einmal in dem seit eh und je gespaltenen Menschen wohnen. Gewiß, je größer der Mensch, desto klaffender dieser ewige Riß. Gewiß, das ergäbe genug Spannung, doch aber nur im Menschen selbst. So reiht sich Monolog an Monolog, und was sonst noch spricht — kaum handelt! — konturiert dieses

Keplerbild schärfer. Und zweifellos, es ist unserem Dichter schön gelungen, denn seit je gehört ihm seine immer brennende Liebe. Sie durchblutet das Gesamt wie das Detail dieser makellos gebauten Dichtung. Schön etwa, wie das fünfte Bild, das Herzstück des Gedichts, auch in die Herzmitte dieser neun (8 + Vorspiel) Bilder gestellt ist. Streng komponiert, exakt der Rhythmus, rein der Reim, und diese Fülle und Gefülltheit des Wortes! Es ist immer wieder bewundernswert und beglückend, wie ehrfürchtig dieser Dichter dem Gesetz des Dichterischen gehorsamt, das Wundergefäß der Sprache zu handhaben weiß.

Aber dennoch und trotzdem! Wir freuen uns an dem Hochflug der Phantasie, an den tieflotenden Gedanken —, für die Bühne reicht dieses durch und durch dichterische Pneuma nicht. Doch könnte es wohl einen Carl Orff oder J. N. David inspirieren!

Dr. K. V.

Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs.

Wien I., Judenplatz 11.

* Verlagsverzeichnis.

- Festschrift für Heinrich Benedikt, o. Prof. f. Neuere Geschichte a. d. Univ. Wien, herausgegeben von o. Prof. Dr. Hugo Hantsch und Univ.-Doz. Dr. Alexander Novotny, 244 Seiten, S 120.—.
- Festschrift für Eduard Castle zum 80. Geburtstag. Herausgeber: Gesellschaft für Wiener Theaterforschung und Goethe-Verein. 233 Seiten, 21 Abb. S 85.—.
- Univ.-Prof. Dr. Herbert Hunger: Supplementum Graecum, Katalog der griechischen Handschriften in der ÖNB. 164 Seiten, S 120.—.
- Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1953/54. 191 Seiten. S 88.—.
- Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1954/55. 132 Seiten. S 88.—.
- Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung, Bd. XI, 1959. 184 Seiten. S 88.—.
- Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung, Bd. XII, 1960. 186 Seiten. S 88.—.
- Univ.-Doz. Dr. Franz Zagiba: Johann L. Bella (1843—1936) und das Wiener Musikleben. 80 Seiten. S 40.—.
- General a. d. Hofrat Dr. Oskar Regele: Beiträge zur Geschichte der staatlichen Landesaufnahme und Kartographie in Österreich bis zum Jahre 1918. 86 Seiten. S 50.—.
- Dipl.-Kfm. Dr. Karl Frohner: Der Rhein—Main—Donau-Kanal und die Auswirkungen seiner Fertigstellung auf die Wirtschaft Österreichs. 136 Seiten, 8 Skizzen. S 60.—.
- o. Prof. Dr. jur. et rer. pol. Richard Kerschagl: John Law, die Erfindung der modernen Banknote. 143 Seiten. S 50.—.
- Dipl.-Ing. Dr. techn. Erich Kurzel-Runtscheiner: Meister der Technik von der Antike bis zum Beginn des industriellen Zeitalters. 183 Seiten, 16 Bilder. S 120.—.
- Österreicher als Erforscher der Erde (1956). 160 Seiten, 38 Beiträge mit ganzseitigen Bildern, dreisprachig, in Leinen S 60.—, broschiert S 40.—.
- Österreichische Ärzte als Helfer der Menschheit (1957). 163 Seiten, 51 Beiträge mit ganzseitigen Bildern, dreisprachig. In Leinen S 60.—, broschiert S 40.—.
- 1000 Wunder aus Österreich. 204 Seiten, 100 Beiträge, 100 Bilder. S 60.—.
- Österreichische Ordensstifte, dreisprachig, 250 Seiten, davon 72 ganzseitige Bilder, in Leinen gebunden S 80.—, broschiert S 60.—.
- Dipl.-Kfm. Dr. Matthias Sailer: Der Hafen Wien. 48 Seiten. 5 Karten. S 25.—.
- Dr. Gustav Holzmann: Die Verstädterung des Marchfeldes. Eine siedlungs- und sozialgeographische Untersuchung. 168 Seiten, 3 Pläne. S 80.—.
- Hofrat Prof. Dr. Franz Heilsberg: Wesenszüge der europäischen Geschichte. 288 Seiten. S 68.—.
- Katalog der venezianischen Fachbibliothek Donin. Im Besitze von Hofrat Dr. Dr. Richard Kurt Donin. 96 Seiten. S 40.—.
- Dr. Gerhardt Kapner: Erwachsenenbildung um die Jahrhundertwende — dargestellt am Beispiel Wiens. 60 Seiten. S 40.—.

VEREINSNACHRICHTEN.

Ordentliche Vollversammlung 1961.

Der Präsident des Vereines, Hochschulprofessor Dipl.-Ing. Dr. techn. Adalbert Klaar, begrüßte die in großer Zahl zur Vollversammlung am Freitag, den 24. März d. J., erschienenen Mitglieder sehr herzlich, stellte die Beschlußfähigkeit der Versammlung fest und bat den Generalsekretär, den Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1960 zu verlesen.

Archivdirektor Univ.-Professor Hofrat Dr. Karl Lechner konnte berichten: „Wie üblich wurden die Vorträge regelmäßig alle 14 Tage gehalten. Eine Reihe von Lehrwanderungen wurde in den äußeren Bezirken der Stadt Wien durchgeführt (Professor Greiner). Die Lehrfahrten gingen in die 4 Viertel, darunter eine zweitägige in das nordwestliche Waldviertel. Die Zeitschrift „Unsere Heimat“ erschien in 5 Nummern in einem Umfang von 230 Seiten und versuchte, sowohl räumlich wie sachlich dem Arbeitsgebiet „Landeskunde“ gerecht zu werden. Das „Jahrbuch“, Bd. 34/1958—60, erschien als Festschrift zum 60. Geburtstag unseres Präsidenten und umfaßte 353 Seiten mit vielen Bildtafeln, Textfiguren und Plänen. Als Band 11 der „Forschungen zur Landeskunde von N.Ö.“ erschien die umfangreiche Arbeit „Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen“ von † Gerhard Straßberger.

Subventionen hat der Verein im abgelaufenen Jahre wieder vom Amt der n.ö. Landesregierung (L.A. III/2 und III/3), von der Österreichischen Länderbank und vom Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs erhalten, von der n.ö. Landesregierung außerdem die 3. Rate (S 60.000.—) zur Durchführung und Drucklegung von Arbeiten, die zum 100jährigen Jubiläum geplant sind.

Im abgelaufenen Jahre sind 51 Mitglieder dem Vereine beigetreten (darunter auch einige Schulen); dazu kommt ein neuer Tauschverein. Ausgetreten sind 23 Mitglieder, gestorben 18. Es ergibt sich mit dem Jahresende 1960 ein Gesamtstand von 1281 zahlenden Mitgliedern; (die genaue Verteilung dabei sieht so aus: 990 Einzelmitglieder bzw. Institute und Behörden, 17 Wiener Schulen — eine traurig spärliche Zahl! —, 258 n.ö. Schulen und 16 Sparkassen). Dazu kommen noch 186 Tauschvereine.

An Toten beklagten wir (die Anwesenden erhoben sich von den Sitzen): Generalstaatsbibliothekar Hofrat Dr. Friedrich Baumhackl (1895), Oberstleutnant a. D. Leopold Eder (1959), Oberlehrerin Stefanie Eichler (1919), Hofrat Dr. Hans Hendrych, Klosterneuburg (1921), Gemeinderat Adolf Höggerl, Wiener Neustadt (1947), Reg.-Rat Rudolf Kurz, St. Pölten (1930), Bundesbeamtin Margarete Mach (1951), Dr. Hans Mück (1920), wirkl. Amtsrat Josef Pillwein, Purkersdorf (1929), Primarius Dr. Ernst Preisseecker (1951), Buchdruckereibesitzer Ing. Sepp Ramharter, Amstetten (1941), Direktor Hofrat Dr. Heinrich Rauscher, Stein a. d. Donau (1923), Oberstudienrat Dr. Anton Schachinger, Mödling (1927), Ing. Josef Schapeller, Aurolzmünster (1948), Lehrer Viktor Stulík, Gleissenfeld (1938), Hauptschuldirektor i. R. Friedrich Vender, St. Andrä-Wördern (1909), Professor Dr. Hans Wolf, Weidling (1944) und Ernst Graf Wurmbrand, Steyersberg (1942). Der Verein wurde sehr schwer getroffen durch den Tod seines langjährigen Ausschußmitgliedes und Erforschers des Wienerwaldgebietes, seines „korrespondierenden Mitgliedes“ A. Schachinger. Nicht minder schwer durch den Tod der mit zahlreichen Arbeiten zur Landeskunde und Landesgeschichte hervorgetretenen Direktor Hofrat H. Rauscher und Professor H. Wolf. Allen drei Genannten, die auch als Lehrerpersönlichkeiten erzieherisch im Sinne unserer Vereinsbestrebungen wirkten, wurde im Monatsblatt ein Nachruf gehalten. Wir beklagen weiter den Heimgang eines unserer ältesten Mitglieder, des Generalstaatsbibliothekars Hofrat Baumhackl (eingetreten 1895), der im Verein sowohl als Vortragender als auch durch seine Aufsätze über die Geschichte des Marchfeldes und seiner Herrschaften, aber auch über Kroatensiedlungen in N.Ö. bekanntgeworden war. Eines unserer treuesten Mitglieder, das bei keiner Veranstaltung fehlte und immer hilfsbereit für den Verein tätig war, war Frau Oberlehrerin Stefanie Eichler. Über 40 Jahre gehörten dem Vereine an Hauptschuldirektor Vender, Dr. Mück und Hofrat Hendrych. Zuletzt darf noch Graf Ernst Wurmbrand

hervorgehoben werden, seinerzeit Präsident des „Ersten Österr. Burgenvereines“, der nicht nur selbst für die Geschichte seines Hauses und seiner Herrschaften tätig war, sondern solche Forschungen auch immer gerne unterstützt hat. Ihnen und allen Verstorbenen wird der Verein ein dauerndes dankbares Gedenken bewahren.

Der Bericht darf wie alljährlich mit einem herzlichen Dank für die Anhänglichkeit und Treue unserer Vereinsmitglieder geschlossen werden. Es darf hier aber auch noch eine Bitte angefügt werden: wir erwarten aus den Kreisen unserer Mitglieder mehr noch als bisher selbständige Mitarbeit, Beobachtungen, Anregungen, Vorschläge, eigene Arbeiten und bitten Sie darum. Und ein Zweites, das besonders im Hinblick auf das bevorstehende Vereinsjubiläum gilt: jeder einzelne von uns muß sich auch verantwortlich fühlen für das Wachsen des Vereins, für Mehrung des Mitgliederstandes, nicht zuletzt aus den Kreisen der Jugend.“

Der Präsident dankte dem Generalsekretär für seinen ausführlichen Bericht. Der Vereinskassier, Oberarchivrat Dr. Rudolf Steuer, brachte den Kassenbericht für 1960 und den Voranschlag für 1961 zur Kenntnis. Er nahm dabei die Gelegenheit wahr, auf die verschiedenen in den letzten Jahren erschienenen Vereinspublikationen hinzuweisen und deren Ankauf den Mitgliedern zu empfehlen. Hochschulprofessor Dr. Klaar sprach dem Kassier den Dank für die umsichtige Tätigkeit aus. Bezugnehmend auf die Ausführungen Dr. Steuers wies er auf die Unmöglichkeit hin, mit den Einnahmen aus den Mitgliedsbeiträgen die hohen Kosten des Monatsblattes „Unsere Heimat“ zu decken, so daß der Verein in finanzieller Hinsicht im besonderen auf die Subventionen der Landesämter III/2 und III/3 der n.ö. Landesregierung angewiesen ist. Er bedauerte es, daß die wissenschaftlichen Werke trotz niedriger Preise so wenig Absatz finden.

Amtsrat Gustav Helmstedt brachte der Versammlung zur Kenntnis, daß er gemeinsam mit Dipl.-Ing. Theodor Koll die Kassengebarung überprüft und für richtig befunden habe. Namens der Rechnungsprüfer stellte er den Antrag, dem Kassier die Entlastung zu erteilen. (Angenommen.)

Nachdem der Präsident dem nun zurücktretenden Ausschuß für seine Mithilfe und Mitarbeit in den vergangenen drei Jahren den Dank des Vereines aussprach, bat er Hofrat DDr. Richard Kurt Donin, in seiner Eigenschaft als Ehrenpräsident den Vorsitz während der Wahl des Präsidenten und des Ausschusses zu übernehmen. Kaum hatte Hofrat DDr. Donin bezüglich der Wahl des Präsidenten zur Versammlung die Worte gesprochen: „Ich glaube, unser bisheriger Präsident ...“, als ihn starker und langanhaltender Beifall unterbrach. Hochschulprofessor Dr. Klaar war somit einstimmig wiedergewählt worden. Er dankte für das durch die Wiederwahl ausgesprochene Vertrauen, versprach, den Verein gemäß den in den Vereinsstatuten festgelegten Zielen und Bestrebungen weiterhin zu führen, und sprach auch von der Schwierigkeit, all' die finanziellen Mittel zu beschaffen, die der Verein gerade in den nächsten Jahren vor dem 100jährigen Vereinsjubiläum für die vielen Forschungs- und Druckvorhaben braucht.

Inzwischen wurden an die wahlberechtigten Mitglieder vervielfältigte Wahlvorschläge für den Vereinsausschuß verteilt, auf denen Streichungen bzw. Ergänzungen vorgenommen werden konnten. Der Präsident teilte dazu mit, daß auf eigenen Wunsch aus dem Ausschuß ausscheiden: Vizepräsident Reg.-Rat Leo Schreiner, der nach Oberösterreich übersiedelte, und Konsistorialrat Karl Bednar. Eingebrachte Wahlvorschläge konnten zum Teil im vervielfältigten Wahlvorschlag Berücksichtigung finden. Bei 129 abgegebenen Stimmzetteln wurden insgesamt nur 4 Streichungen vorgenommen. Es wurden somit als Ausschußmitglieder gewählt: Oberkommissär Dr. Erik Arnberger, Ob.Bibl.-Rat Dr. Rudolf Broinger, Dozent Dr. Rupert Feuchtmüller, Landeschulinspektor Dr. Leopold Gartner, Reg.-Rat Professor Felix Halmer, Vortr. Hofrat Dr. Johann Holzfeind, Archivdirektor Univ.-Professor Hofrat Dr. Karl Lechner, Univ.-Professor Dr. Alphons Lhotsky, Univ.-Professor Dr. Franz Loidl, Professor Dr. Lothar Machura, Univ.-Professor Dr. Herbert Mitscha-Märheim, Professor Dr. Gustav Otruba, Univ.-Professor Dr. Richard Pittioni, Staatsbibliothekar Dr. Walter Pongratz, Dipl.-Kaufmann August Rothbauer, Hochschulprofessor Dr. Randoif Rungaldier, Ob.-Archivrat Dr. Rudolf Steuer, Ministerialrat Dr. Walter Sturminger, Staatsarchivar Dr. Otto Friedrich Winter und Oberstaatskonservator Dr. Josef Zykan.

Der Präsident stellte nach dem Wahlgang den Antrag, Reg.-Rat Leo Schreiner für seine bisherige Tätigkeit als Vizepräsident zum Ehrenmitglied zu ernennen und Konsistorialrat Karl Bednar zum „korrespondierenden Mitglied“ zu wählen. (Beide Anträge mit Beifall angenommen.)

Die Wahl der Rechnungsprüfer ergab die Wiederwahl der in dieser Funktion bereits seit Jahren tätigen Herren Amtsrat Gustav Helmstedt und Dipl.-Ing. Theodor Koll.

Zum Punkt „Festsetzung des Mitgliedsbeitrages“ wurde beschlossen, den bisherigen Mitgliedsbeitrag von S 40.— beizubehalten, für den Fall aber, daß eine Erhöhung in nächster Zeit unbedingt notwendig erscheint, im Herbst d. J. eine außerordentliche Vollversammlung einzuberufen und dann die Erhöhung zu beschließen.

Anschließend nahm der Präsident die Ehrung der 25-, 50- und 75jährigen Mitglieder vor.

25 Jahre: Carl Graf Abensperg-Traun, Petronell; Direktor Dr. Erich Bartl; Stadtgemeinde Berndorf; Alfred Bröderecker, St. Pölten; Sparkasse Eggenburg; Stadtgemeinde Eggenburg; Marktgemeinde Ernstbrunn; Hofrat Dr. Leopold Grawatsch-Wolf; Knaben-Volks- und Hauptschule Hollabrunn; Pfarrer Josef Krenn, Bad Schönau; Therese Krippel, Waidhofen a. d. Thaya; Volks- und Hauptschule Marchegg; Oberlehrer i. R. Walther Martinek, Hainburg a. d. Donau; Obermedizinalrat Dr. Erwin Murgel; Sparkasse Neulengbach; Finanzrat Josef Nowotny, Hollabrunn; Heimatmuseum Pöchlarn; Hofrat Dr. Josef Radetzky; Sparkasse Ravelsbach; Bezirksmuseum Stockerau; Heimatmuseum Tulln; Landesoberförster Johannes Waldherr, Groß-Pertolz; Fachinspektor Hans Walter; Sparkasse Wiener Neustadt; Sparkasse Wolkersdorf und Ybbs-Persenbeug.

50 Jahre: Bundeslehrerbildungsanstalt Wien III., Kundmannngasse 20.

75 Jahre: Stadtgemeinde Hollabrunn; Museum Neunkirchen; Bibliothek des Neuklosters in Wiener Neustadt; Stadtgemeinde Ybbs a. d. D.

All diesen Mitgliedern sprach der Präsident den Dank für diese lange und treue Zugehörigkeit zum Verein aus, hob die Verdienste der Mitglieder entsprechend ihren Leistungen für die Landeskunde, sei es als Lokalhistoriker, Vertreter spezieller Forschungen, Förderer von Museen und Sammlungen usw., hervor und erwähnte bei den Stadt- und Marktgemeinden deren Lage, Bedeutung, Kunstschatze und kam auch auf Stadtbesichtigungen anlässlich von Vereinsexkursionen zu sprechen. Besonders hervorgehoben seien die Verdienste von Carl Graf Abensperg-Traun von Petronell durch seine großzügige Förderung römischer Forschungen und die Errichtung des Donaumuseums im Schloß Petronell. Bei Überreichung der Medaille an den Vertreter der Bundeslehrerbildungsanstalt, Wien III., konnte Professor Klaar in Erinnerung rufen, daß an dieser Anstalt einst Hofrat Dr. Anton Becker und Oberstudienrat Josef Stolzka so verdienstvoll wirkten.

Der Generalsekretär berichtete über von Dr. Gustav Holzmann eingebrachte Anträge. Dr. Holzmann regte an:

1. Richtlinien für die Bearbeitung von Heimatkunden (Orts- und Bezirkskunden) ausarbeiten zu lassen ähnlich den deutschen Kreisbeschreibungen. Hofrat Lechner konnte dazu die Feststellung machen, daß der Verein solche Richtlinien — besonders für die Artikel der Topographie von N.Ö. — vor geraumer Zeit erarbeitet hat und diese gedruckt vorliegen;

2. die Orts-, Markt- und Stadtgemeinden von N.Ö. zu veranlassen, Photo- und Tonbandarchive anzulegen, um damit die derzeitige Siedlungerscheinung, die durch die umfangreiche Bautätigkeit auf dem Wirtschafts- und Wohnungssektor starken Veränderungen unterworfen ist, photographisch festzuhalten und bedeutende Veranstaltungen von Gemeinden auf Tonband aufnehmen zu können. Der Generalsekretär äußerte sich zum Vorschlag der Schaffung von Photoarchiven zuversichtlich und versprach, bei der in Frage kommenden Stelle der n.ö. Landesregierung, die auch schon von sich aus eine Lichtbildstelle ins Leben gerufen hat, zu intervenieren, damit diese Anregung den Gemeinden zur Kenntnis gebracht und die Durchführung empfohlen wird. Tonbandarchive werden wohl kaum zustandekommen;

3. den n.ö. Gemeinden die Anlage und Ergänzung von Hausnummernplänen zu empfehlen, damit die Auffindung eines bestimmten Gebäudes, die wissenschaftliche

Auswertung der Volkszählungen und Personenstandsaufnahmen erleichtert würde. Hofrat Lechner hatte vor der Vollversammlung mit Herren der n.ö. Landesregierung diesbezüglich gesprochen und konnte berichten, daß in einer Reihe von Gemeinden bereits solche Hausnummernpläne existieren. Der Verein bzw. das Landesamt III/3 werden demnächst diesen Vorschlag dem Gemeindereferat des Landes N.Ö. unterbreiten, damit von dort aus die Anlage von solchen Plänen wenigstens den größeren Märkten und Städten nahegelegt wird.

Oberamtsrat i. R. Ignaz Benda dankte namens der Versammlung insbesondere dem Präsidenten und auch den übrigen Herren des Vereinsvorstandes für die mühevollen, dem Verein gewidmete Arbeit.

Hochschulprofessor Dr. Klaar schloß die Vollversammlung mit dem Dank an die erschienenen Mitglieder, an den Ehrenpräsidenten Hofrat DDr. Richard Kurt Donin, der uns als Jurist und Kunsthistoriker immer zur Verfügung steht, an den scheidenden Vizepräsidenten Reg.-Rat Leo Schreiner, den Vizepräsidenten Univ.-Professor Dr. Herbert Mitscha-Märheim, den Generalsekretär für seine wertvolle Arbeit und wissenschaftlichen Forschungen und die übrigen Funktionäre.

An die Vollversammlung schloß sich der Vortrag von Univ.-Professor Dr. Gustav Wendelberger über „Eine Donaufahrt von Wien bis Sulina“ (Die „Wissenschaftliche Donaureise 1960“).

Mitgliederbewegung: September bis Dezember 1960.

Neue Mitglieder: Dr. Gehart Alfred, Korneuburg; DDr. Götzinger Gustav, Hofrat, Professor, Preßbaum; Heidrich L., Buchhandlung; Hossner Felicitas, Privatbeamtin i. P.; Volksschule Klein-Engersdorf, P. Bisamberg; Museumsverein Korneuburg; Allg. Volksschule Markt Pirawarth; Schicht Elisabeth, Mödling; Siebert Karl, Professor; Stockinger Alois, Bäckermeister, Korneuburg; Volks- u. Hauptschule Wuldersdorf, Bez. Hollabrunn.

Tauschvereine: Steirischer Burgenverein, Graz.

Ausgetreten: Dr. Bayer Johann, Hauptschuloberlehrer, Niederkreuzstetten (1954); Dr. Beck Heinrich, Bergrat (1942); Dr. Bogner Ingeborg, Hohenau (1946); Volksschule Fischamend (1959); Fischer Johann, Löschmeister (1948); Ing. Hengl Theodor, Hofrat (1950); Dr. Huber Wilhelm, Perchtoldsdorf (1955); Dr. Kisler Karl Michael (1955); Sparkasse Lilienfeld (1940); Maixner Gertrude (1957); Richnovsky Joseph, Rechnungsdirektor (1947); Schulleitung Sulz im Wienerwald (1959); Weißenberger Emil, Reg. Rat (1946); Hauptschule für Mädchen, Wien X., Herzg. 27 (1947); Öffentl. Hauptschule für Mädchen, Wien XII., Singrienerg. 23 (1951); Knaben Volksschule Wien XIV., Märzstr. 180 (1946).

Gestorben: Eder Leopold, Oberstleutnant a. D. (1959); Dr. Mück Hans (1920); Dr. Rauscher Heinrich, Hofrat, Direktor der Bundeslehrerbildungsanstalt Krems i. R., Stein a. D. (1923); Dr. Wolf Hans, Professor, Weidling (1944); Ernst Graf Wurmbrand, Steyersberg, P. Warth (1942).

Mitgliederbewegung: Jänner bis März 1961.

Neue Mitglieder: Österr. Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Wien I.; Bezirks-Heimatismuseum Lilienfeld; Eppel Franz Josef, Polizeibeamter; Gratzl Hermine, Buchhalterin; Dr. Heindl Gottfried; Holoméek Helene; Hruschka Rudolf, Oberlehrer, Ditzingen, Wttbg. (Wiedereintritt); Dr. Kisler Karl Michael (Wiedereintritt); Kloss Helene; Kudernatsch Hermine; P. Dr. Kummer Edmund, Professor, Melk; Dr. Prager Erika, Brunn am Gebirge; Dr. Riedl H., Assistent, Graz; Schwartz Gustav, Forstmeister i. R., Heidenreichstein; Dr. Stiglbauer Karl, Landesplaner; Dr. Topitz Alois.

Tauschvereine: Institut für bayerische Geschichte an der Universität München; Sleszké Museum Opava C.S.R.; Dr. Zimprich Richard, Neu-Ulm (Mährisch-Schlesische Heimat).

Ausgetreten: Bundesrealgymnasium Wien XXI., Franklinstraße 21 (1920); Deutschmann Anna (1951); Sochurek Erich (1960); Rudolf Graf van der Straten, Heidenreichstein (1949).

Gestorben: Dr. Holomek Friedrich, Bezirksvorsteher i. R. (1931); Dipl.-Ing. Prager Johann, Oberlandwirtschaftsrat, Laxenburg (1920); Dr. Weissenhofer Anselm, Univ.-Professor (1915).

Ehrung der 40jährigen Mitglieder.

Dem Bericht über die „Ordentliche Vollversammlung“ seien die Namen jener Mitglieder angeschlossen, die bereits 40 Jahre dem Vereine angehören. Diese lange Zugehörigkeit zum größten landeskundlichen Verein im deutschen Sprachgebiet ist Zeichen einer inneren Verbundenheit, aber auch Ausdruck idealistischer Gesinnung und Haltung. Landeskundliche Forschung ist nur möglich, wenn ihr Verständnis entgegengebracht wird und ihre Ziele und Bestrebungen gefördert werden. Umso größer muß daher unser Dank all' diesen Mitgliedern gegenüber sein:

Batsy Maria (Hofrat Dr. Felix Batsy); Dr. Bernleithner Ernst, Professor; Buchinger Josef, Direktor; Dr. Demelius Heinrich, Univ.-Professor; Dr. Geiblinger Stefan, Pfarrer, Tulbing; Girardi Margarethe, Professor; Dr. Glickh, Karl, Oberlandesgerichtsrat i. P., St. Pölten; Grubmüller Josef, Direktor, Margarethen a. Moos; Hölzel August, Hauptschuldirektor i. R.; Mader Engelbert, Lehrer; Morengl Elisabeth, Oberschulrat; Mossbauer Helene, Oberschulrat; Neubauer Karl, Waasen bei Ober-Grafendorf; Neuhuber August, Lehrer, Groß-Inzersdorf, P. Zistersdorf; Paulovits Marie; Dr. Pittioni Alois, Professor, Salzburg; Dr. Pittioni Richard, Univ.-Professor; Dipl.-Ing. Priessnitz Franz, Branddirektor; Purtscher Karl, Hauptschuldirektor; Dr. Wirth Josef Otto, Professor; Zeissl Franz, Hauptschullehrer, Stetten bei Korneuburg; Hauptschule für Knaben und Mädchen in Gloggnitz; Hauptschule für Mädchen in Hohenau; Volks- und Hauptschule in Wieselburg a. d. Erlauf; Knaben-Volks- und Hauptschule in Wolkersdorf.

PROGRAMM DER NÄCHSTEN VERANSTALTUNGEN.

Freitag, den 5. Mai: Oberstaatsbibliothekar Direktor Dr. Kurt Vancsa: „Das Nibelungenlied. Gelöstes und Ungelöstes“.

Samstag, den 6. Mai: Stadtwanderung „Tulln“ (Stadtbesichtigung). (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Abfahrt: Wien, Franz Josef-Bahnhof, 12.30 Uhr. (Eisenbahnfahrt. Rückfahrkarte lösen!)

Sonntag, den 14. Mai: Lehrfahrt „Der Wienerwald zwischen Triesting-, Tulln- und Wien-Tal“. (Wien — Vöslau — Berndorf — Pottenstein — Altenmarkt — Klein-Mariazell — Kaumberg — Gerichtsberg — Hainfeld (Mittagessen) — Klammhöhe — Stollberg — Inner-Manzing — (Alt-Lengbach — Neu-Lengbach — Rekawinkel — Wien.) (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Autobusfahrt. Abfahrt: Liebenberg-Denkmal, 7.30 Uhr. Fahrpreis S 50.—. Änderungen vorbehalten!

Freitag, den 19. Mai: Univ. Professor Msgre. DDr. Josef Wodka: „Die geistlichen Mitarbeiter Klesls bei der Durchführung der Gegenreformation in Niederösterreich“.

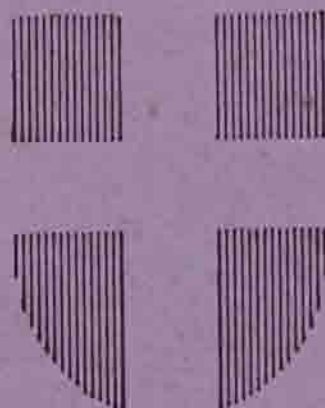
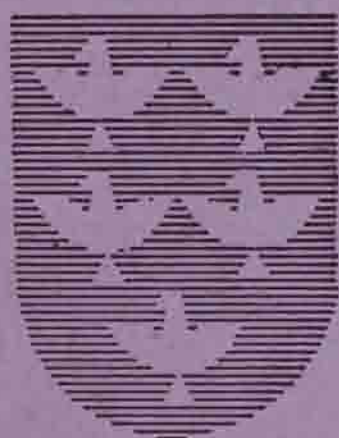
Die Heimatwanderung mit Prof. Greiner vom 27. Mai ist auf den 24. Juni verlegt worden.

Freitag, den 2. Juni: Einführungsvorträge als Vorbereitung zur Exkursion am 17. und 18. Juni.

Samstag, den 10. Juni: Heimatwanderung „Neuwaldegg — Kleiner Heuberg — Bieglerhütte — Dornbach“. (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Neuwaldegg, Endstelle der Linie 43, 15 Uhr.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN



INHALT: Richard Kurt Donin zum 80. Geburtstag — ADALBERT KLAAR, Die Burg von Ybbs — FRIEDRICH KOZAK, Zur Baugeschichte der Wohnburgen von Wiener Neustadt — BRUNO GRIMSCHITZ, Hildebrandts Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf — JOHANN TANZER, Notizen zur Baugeschichte der Pottendorfer Pfarrkirche — RUBERT FEUCHTMÜLLER, Jakob Prandtauers Anteil an den Barockhäusern St. Pölten — MARGARETHE POCH-KALOUS, Die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien und ihre Mäzene.



UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES

FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 5—6

RICHARD KURT DONIN ZUM 80. GEBURTSTAG.

Zum 70. Geburtstag von Hofrat Dr. R. K. Donin hatten drei wissenschaftliche Vereine Wiens sich als Herausgeber einer Festschrift vereinigt („Zur Kunstgeschichte Österreichs“, Verlag M. F. Rohrer, Innsbruck 1951, 495 SS., 149 Abb.) — der „Verein f. Landeskundé für N.Ö. u. Wien“, die „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“, und der „Verein für Geschichte der Stadt Wien“. Sie brachte eine reiche Auswahl von wichtigen und wegweisenden Aufsätzen Donins zur Kunstgeschichte Österreichs, die die Jahre 1913 bis 1951 umfaßten. 101 Nummern zählte damals das Werkverzeichnis; darunter waren auch größere Bücher. In einem einleitenden Artikel durfte die Bedeutung und die Funktion Donins in der Entwicklung der kunstgeschichtlichen Forschung in Österreich aufgezeigt werden, die Probleme, die ihn zur Untersuchung und zur Lösung drängten. Es konnte darauf hingewiesen werden, welchen wissenschaftlichen Entwicklungsgang er selbst genommen hatte, wie er die kunstgeschichtliche Betrachtung eines Einzelobjektes zu verbinden wußte mit der historisch-urkundlichen Untersuchung und wie er es verstand, jenes Objekt in Beziehung zu setzen zu einer Fülle von Vergleichsobjekten und sie alle endlich in eine Entwicklungsreihe zu stellen. Von jeher aber reizte Donin die Erfassung breiter künstlerischer und kunstgeschichtlicher Ströme und Einflußsphären, die Vermengung und gegenseitige Durchdringung heimischer bodenständiger Kunstgesinnung und Kunstrichtung mit solchen aus der Fremde, sei es der näheren oder der ferneren. Es gibt keine kunstgeschichtliche Epoche, deren Untersuchung er sich verschloß. Immer wieder konnte „Weg und Entwicklung“ einer solchen Epoche in Österreich bzw. in Niederösterreich aufgezeigt werden. Dabei interessierten ihn von jeher die Übergangszeiten. Und über allem stand eine bildliche, plastische, durch hervorragendes Bildmaterial gestützte Anschauungsweise, eine — bei aller wissenschaftlicher Akribie — auch breiteren Kreisen zugängliche Darstellung.

Galten auch die weitaus meisten Arbeiten Donins der Kunstgeschichte Niederösterreichs und Wiens, so griff er nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen dabei immer weit darüber hinaus, sondern es reizten ihn auch eine Reihe von Einzelobjekten in anderen Ländern, so besonders im Burgenland, in Salzburg, in Böhmen und Mähren und das Gesamtproblem „Kunstgeschichte Österreichs“. Daß die Kunstgeschichte Niederösterreichs besondere Probleme stellte, ein Gebiet, das Einflüssen aus den umliegenden Räumen stets besonders offen war, aus West und Ost und Süd, und daß dieser Raum auch immer wieder in solche Nachbarräume ausstrahlte, ist klar.

In jenem Festschriftartikel von 1951 konnten auch die unvergänglichen Leistungen Donins auf dem Gebiet der Jugendfürsorge und des Jugendrechtes, der Jugendpflege und der Sozialpädagogik aufgezeigt werden, seine Tätigkeit als Jugend- und Volksbildner und Erzieher, die im besonderen dem Lande

Niederösterreich, darüber hinaus aber vorbildlich und beispielgebend auch anderen Ländern zugute kam. Aber es stand begreiflicherweise, entsprechend dem Charakter der Festschrift, die Bedeutung des Kunsthistorikers und Kunsterziehers in Schrift und Wort im Vordergrund.

Wenn nun der „Verein f. Landeskunde v. N.Ö. u. Wien“ in besonderer Weise an den 80. Geburtstag Donins erinnern und ihn dankbar ehren will, dann hat dieser Verein seine besonderen Gründe dafür. Donins väterliche Vorfahren sind im nördlichen Waldviertel bis ins 17. Jahrhundert zurückzufolgen. Er selbst stand von 1908 bis 1931 im Dienste des Landes Niederösterreich, vor allem als Leiter des von ihm 1915 gegründeten n.ö. Landesjugendamtes. Daneben hat er Kunstgeschichte studiert und sich im besonderen der Erforschung kunstgeschichtlicher Denkmäler und der Entwicklung der Baukunst in Niederösterreich zugewendet. Seit 1912 — und dies bis heute — hat Donin eine unübersehbare Anzahl (sie erreichen fast 1000) von kunstgeschichtlichen Vorträgen gehalten und seit 1913 erscheinen seine ersten Arbeiten auf diesem Gebiet. Zwei Drittel der im Werkverzeichnis von 1951 angegebenen Arbeiten (101) sind Niederösterreich und Wien gewidmet. Fast ein Viertel der Arbeiten sind in den Publikationen des „Vereines f. Landeskunde von N.Ö. u. Wien“ erschienen. Diesem Verein war Donin bereits 1912 beigetreten; er wurde 1921 Ausschußmitglied, 1945 Vizepräsident, 1951 Ehrenmitglied, 1955 Ehrenpräsident des Vereines; schon 1941 erhielt er das Max Vancsa-Diplom. Daß die Tätigkeit Donins als Jugendfürsorger, Pfleger und Erzieher vorwiegend dem Lande Niederösterreich zugute kam, haben wir gehört.

Die letzten 10 Jahre seit 1951 hat R. K. Donin mit größter Intensität auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft weitergearbeitet. Schon seit den 40er Jahren ist Donin den künstlerischen Beziehungen zwischen Österreich und Italien nachgegangen, zuerst an einigen Beispielen zur Toscana, dann aber in eindringlicher, durch reichstes Vergleichsmaterial gestützter Beweisführung den Einflüssen venezianischer Architektur, die er bis ins Detail kennt, auf die österreichische Baukunst, zunächst auf solche in Salzburg, dann aber in immer erneuter und vertiefter Untersuchung auf solche in Wien und Niederösterreich. (Das Buch „Venedig und die Baukunst von Wien und Niederösterreich“ wird eben ausgegeben.) So werden die großen Zusammenhänge mit den bedeutenden Kultur- und Kunstströmungen und der Kunstgesinnung des Südens in ihrer ganzen Breite und Tiefe vor Augen geführt. Sie zeigen sich im Kirchen- und Schloßbau genau so wie im Bürgerhaus. Daneben aber hat es Donin auch in diesem letzten Jahrzehnt nicht verschmäht, sich auch der Einzeluntersuchung kleinerer Denkmäler zu widmen. 15 größere Arbeiten, darunter 2 Bücher sind das Ergebnis. Donin hat weiter in diesem Zeitraum die großen Karten des „Niederösterreich-Atlas“: „Mittelalterliche Kirchentypen und Festungsanlagen“ und „Kirchentypen und Burg- und Schloßbau von der Renaissance bis zur Mitte des 19. Jahrh. in N.Ö.“ im Verein mit anderen bearbeitet. (Sie sollen, mit einer Einleitung von A. Klaar versehen, jetzt zum 80. Geburtstag Donins ausgegeben werden.) Die 4. Auflage des Dehio-Handbuches von Niederösterreich hat ihn wieder zum Herausgeber (1956). Donin war entscheidend beteiligt an den großen repräsentativen Ausstellungen: „Kremser Schmidt“ (1951) und „Die Gotik in Niederösterreich“ (1959) — beide in der ehemaligen Minoritenkirche in Stein, deren Erforschung ja Donin zu danken ist. Das Gleiche gilt von der Ausstellung „Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis“ in Melk (1960), mit dem ja Donin seit seinen Mittelschulstudien in engster Verbindung stand. 1951 wurde

Donin zum „Korrespondierenden Mitglied“ der Österr. Akademie der Wissenschaften ernannt.

Das Land Niederösterreich, dessen Bibliothek Donin seine große und bedeutende Niederösterreich und Wien betreffende Fachbücherei testamentarisch vermacht hat, und der „Verein f. Landeskunde f. N.Ö. u. Wien“, dem er u. a. seine Diapositivsammlung (soweit sie sich auf Niederösterreich bezieht) zugedacht hat, haben in erster Linie Anlaß, Donin zu seinem 80. Geburtstag Dank und Glückwunsch zu sagen. In dem vorliegenden Heft der Vereinszeitschrift „Unsere Heimat“ sind einige Aufsätze veröffentlicht, die sich auf Denkmäler beziehen, deren Bauelemente von der Karolinger- bis in die Barockzeit reichen, bzw. der wenig bekannten Geschichte einer Kunstsammlung gewidmet sind — Donin selbst hat sich stets für diese Sammlungen interessiert. Es darf hier allen Mitarbeitern und Beiträgern herzlicher Dank gesagt werden.

Zuletzt aber darf der „Verein f. Landeskunde v. N.Ö. u. Wien“, zu dessen ältesten Mitgliedern Donin zählt, in besonderer Weise zum Ausdruck bringen, wie eng die Beziehungen sind, die zwischen Donin und dem Verein bestehen; sie erstrecken sich in gleicher Weise auf das wissenschaftliche Werk Donins, auf die Fülle seiner im Verein erstmals veröffentlichten Arbeiten und der vielen Vorträge, die er seit Jahrzehnten in ihm gehalten hat. Sie erstrecken sich aber auch auf die Beziehung von Mensch zu Mensch, auf die Gemeinschaft der Mitglieder und der Freunde des Vereins, die durch Donin immer wieder beglückt und bereichert wurde, nicht zuletzt durch sein edles, vornehmes, gütiges und hilfsbereites Menschentum. Daß diese Verbindung noch lange währt, sei unser Wunsch an diesem Festtag!

Karl Lechner

DIE BURG VON YBBS.

Von Adalbert Kl a a r.

Bei Gebäuden, die seit Jahrhunderten ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet sind, wird ihre ursprüngliche Bedeutung bei mangelnder Quellenkunde nur aus den Baubefunden herauszulesen sein. Neben den oft kargen Resten an Baubefunden hilft zur ehemaligen Zweckbestimmung die Lage im Ortsplan und darüber hinaus die Lage im historisch geschauten Landschaftsraum. Diese drei Faktoren Landschaft, Ortschaft und Baubefund ergeben zueinander abgestimmt, einen wesentlichen Beitrag für die mangelnde oder unklar gefaßte urkundliche Sicherstellung des Objektes.

Unter den zahlreichen bedeutenden mittelalterlichen Bauwerken, die einer Zweckentfremdung seit Jahrhunderten unterliegen, zählt die Stadtburg von Ybbs. Um gleich einer irrigen Bezeichnung zu begegnen; es handelt sich nicht um das Haus Nr. 111—112 nächst dem ehemaligen Linzertor—Stadtgraben—Langegasse, welches die Bezeichnung „Landesfürstliche Burg“ trägt, sondern um den Bereich des sog. „Passauer Kastens“ an der Donaulände. Dieses Gebäude gehört heute dem Hause Nr. 73, Ecke Kirchen-Hauptplatz zu (Besitzer Lauffenthaler) und bildet dessen Hoftrakt an der Donaulände. Unmittelbar daneben befindet sich die Pfarrkirche der Stadt, welche mit ihrer gegen die Donau zu vorgelagerten Terrasse, rund 10 m über dem Donauufer den höchsten Platz der Stadt einnimmt. Dieser hochgelegene Bereich des Kirchplatzes ist von besonderem historischen Interesse. Schon immer gegen jegliches Hochwasser der Donau gesichert, ist dieser Gneisfelsen die weithin herrschende Stelle im Be-

reiche der Ybbsmündung gegenüber der Gottsdorfer Scheibe. Gleichgeartete, nur höher gelegene Stellen nehmen am linken Donauufer Persenbeug, am rechten, südlich des Mündungstrichters der Ybbs, Sarling ein. Mit diesen drei Punkten, die miteinander in Sichtverbindung liegen, wurde seit den frühesten Siedlungszeiten die sich breit öffnende Donaulandschaft am Ausgang des Strudengaus und am Ende des unteren Ybbstales bis Säusenstein beherrscht. Eine ähnliche Lage erfolgt sogleich donauabwärts an der Erlafmündung mit Pöchlarn, dem Burgstall von Freisenegg oberhalb Marbach und dem bisher unbeachteten Burgstall von Krummußbaum. Südlich dieser, wieder den Donaustrom beherrschenden Punkte, führt die Bundesstraße 1 (Melk—Erlauf—Kemmelbach), deren Vorläuferin die römische Limesstraße war. Wenn auch beide Trassen nicht mehr zur Deckung gebracht werden können, so liegen sie in einem gleichgerichteten Verkehrsraum. Desgleichen wird heute in diesem Bereich die Autobahn gebaut. Die bleibende Verkehrsbedeutung unterstreicht die 1854—58 erbaute Westbahn. Als Gleisbahn kann sie auf kurze Strecken den 300 m hohen Aichnerberg nicht ersteigen und umfährt daher den 344 m hohen Sittenberg entlang der Donau nächst Säusenstein.

Dieses sehr alte Verkehrsband, welches gleichlaufend mit dem Wasserweg der Donau dieselbe südlich begleitet, ist immer mit den zeitentsprechenden technischen Verkehrsanlagen versehen worden. Die Strecke zwischen dem Hiesberg bei Melk, bis zum Anstieg der Strengberge bei Amstetten, bleibt ein wichtiger Abschnitt der Landverkehrswege im Donautal.

Unmittelbar westlich von Kemmelbach, am Beginn des Mündungstrichters der Ybbs in die Donau, war durch den nordwärts ziehenden Gneisuntergrund, der bei Sarling und Säusenstein zutage tritt und Ybbs- und Erlauftal scheidet, eine Prallstelle am rechten Ybbsufer entstanden. Diese bot Gelegenheit, entlang einer rund drei Kilometer langen Strecke den Fluß und sein Auengelände leicht zu überqueren. Sehr rasch ist hier der überschwemmungssichere Rand der Diluvialterrasse des unteren Ybbsfeldes erreicht. Auch heute übersetzen Bundesstraße, Bundesbahn und Autobahn innerhalb dieser Strecke die Ybbs. Mit der planmäßigen Anlage des Straßenplatzes von Neumarkt (urkdl. 1230 als Markt genannt) ist die mittelalterliche Anfallsstelle des Übergangsverkehrs zum unteren Ybbsfeld bis Amstetten gekennzeichnet. In diesem Gebiete wird auch die vorschollene Römerfestung „ad pontem Ises“ seit Jahren gesucht. Der Ortsname Mauer, unmittelbar westlich von Neumarkt, die Weiler Winden und ein Königstetten bieten Ortsnamenskundlich Hinweis auf eine frühe Besiedlung.

Vor der Einengung des 230 m hoch gelegenen Ybbsfeldes durch die Abdachung der 490 m hochansteigenden Neustadtlerplatte bei Kottingburgstall zweigt eine Stichstraße nach Ybbs ab. Sie berührt auf rund 6 km Länge Dörfer, deren Namen auf „-bach“ auslauten: Enns-, Karls- und Gottsbach. Diese liegen genau am Rande des Ybbsfeldes und am Beginn des Steilanstieges der erst später gerodeten Neustadtler Kristallinplatte. Den Mittelpunkt des gesamten Gebietes bildet die in der Karolingerzeit entstandene Altpfarre St. Martin am Ybbsfeld.

Diese Stich- und Randstraße entlang des unteren Ybbsfeldes endet am Stadtfelsen von Ybbs. An diesem erreicht sie das rechte Donauufer im Bereich der heutigen Stadtpfarrkirche und des „Passauer Kastens“. Von dieser Stelle aus setzte ehemals die Überfuhr an das linke Donauufer nach Persenbeug ab. Damit war nicht nur die breite Gottsdorfer Scheibe, sondern viel wichtiger, die Verkehrsverbindungen auf die altbesiedelten Hochflächen zwischen Ostrong und Leiben und in das südliche Waldviertel erschlossen.

Diese Überfuhr ist bereits für das 10. und 11. Jh. anzunehmen; sie war vor

1045 im Besitz des bayrischen Grafengeschlechtes der Ebersberger, war dann Königseigen und später an den Babenberger Leopold III. gelangt. Seit dieser Zeit war sie landesfürstlich. An der Ybbser Lände, im Schutze des „Passauer Kastens“, war der gegebene Punkt, Wasser- und Landverkehr zu verbinden und damit der Standort für eine spätere Stadtentwicklung bestimmt.

Nun wissen wir, daß der heutige Stadtgrundriß von Ybbs ein typisches Beispiel einer aus dem Haufendorf gewachsenen Stadt darstellt, eine Ortsform, die weit vor 1000 zeitgeschichtlich anzusetzen ist. Trotz der erst im 13. Jahrhundert emporblühenden Stadtfunktion, die uns in den Privilegien von 1234, 1314, 1379, 1386, 1458, 1565 bestätigt wird, hat sich das völlig unregelmäßige Baublocksystem mit dem damit verbundenen winkelligen Straßennetz erhalten. Zwei Straßenzüge heben sich als Hauptverkehrswege heraus: die Linzerstraße und die Wienerstraße—Kirchengasse. Sie kreuzen sich an der Verbindungsstelle von Kirchenplatz und Hauptplatz. Die Kirchengasse—Wienerstraße verläuft parallel zum Strom, nahe dem Rande der Felsterrasse. Die Linzerstraße betritt beim ehemaligen Linzertor neben der „Landesfürstlichen Burg“ die heutige Altstadt und zielt, wenn auch mehrfach gewunden, an der Nordseite des Hauptplatzes vorbei zum Kirchenplatz. Dort wird sie am Lauffenbergischen Hause vorbei, unter den gotischen Torbogen der Stadtpfarrkirche hindurch, den Ländeplatz neben dem Passauer Kasten erreicht haben. Es ist gewiß kein Zufall oder eine bauliche Absonderheit, daß sich unter dem Presbyterium der Stadtpfarrkirche eine torartige, gotisch überwölbte Unterfahrt erhalten hat. Wie das ehemalige Linzertor an der Landseite, bezeichnet diese Unterführung der Pfarrkirche eine ehemalige Toranlage an der Wasserseite der Stadt. Dieses Tor hatte, seitdem die Terrasse zwischen Passauer Kasten und Michaelskapelle aufgeschüttet wurde, seine Bedeutung verloren. Weiter zu beachten bleibt, daß dieses Tor fast in der Mitte der Stromseite der Stadt zu liegen kommt. Zwischen dem ehemaligen Mauthaus Nr. 37 am Klostertor in der Kirchengasse, bis zum Wienertor an der unteren Wienerstraße, liegt dieses „Donautor“ unter dem heutigen Tor der Pfarrkirche, nahe dem Kreuzungspunkt bei der Hauptverkehrsstraße der Stadt. Das ehemalige „Sandtor“ neben dem Schiffmeisterhaus Wienerstraße 19, das „Wassertürl“ in der Verlängerung der Herrengasse, das „Salztürl“ neben dem Salzamtshaus Nr. 33 sind für einen großen Warenverkehr zur Donaulände und zur Überfuhr immer ungeeignet gewesen.

Diese Bestimmung des Endpunktes der Verbindungs- und Stichstraße zwischen dem Wasserweg auf der Donau und dem Landweg nach Amstetten—Linz, bzw. Neumarkt—Melk—Wien, ist nicht nur die Keimzelle für die Entfaltung der Stadtanlage gewesen, sondern der Punkt, welcher schon sehr früh befestigt werden mußte und als Standort für die Ybbsburg anzusehen ist.

Die Ybbsburg, vielleicht Sitz einer Grafschaft in der Karolingerzeit, war in den Händen eines Grafengeschlechtes, dessen Nachfolger und Erben die späteren Grafen von Ebersberg waren. Die Nennung von „Ipusa“, wo im Jahre 837 das Hochstift Salzburg vom ostfränkischen König Besitz und eine von Salzburg errichtete Kirche erhalten hat, ist sicher auf Winklarn (Schafferfeld) zu beziehen (Patrozinium St. Rupert!). Aber schon damals wohl oder bald darauf nahm der Standort der Burg eine bevorzugte Stellung ein. Er hat landeskundlich, städtebaulich und historisch ein volles Anrecht darauf. 1058 stellt K. Heinrich IV. in „Ibese“ eine Urkunde aus (UB. v. St. Pölten I, S. 6). Die „Ibseburch“ wird urkundlich freilich erst 1073, bzw. ca. 1110 urkundlich zuerst genannt (UB. d. Landes ob d. Enns II, S. 99, 130); aber sie reicht zweifellos in das 9. Jahrhundert zurück. Und noch 1234, bei Bestätigung der bereits 1196 von H. Friedrich I. dem Kloster Erla gewährten Maut-

freiheit in „Ibsburch“ durch H. Friedrich II., wird die „Ibspurch“ genannt. Dann findet sich nur mehr der Name „Ibs“ (Bab. UB. I, S. 132, II, S. 158, 191, 214).

Die urkundliche Nennung aus der Mitte des 11. Jahrhunderts kann sich in Verbindung mit der gleichzeitigen Nennung von Persenbeug nur auf den selben Standpunkt beziehen. Daß im Verlaufe der Jahrhunderte die Überfuhstelle sich durch geänderte Stromverhältnisse stromaufwärts verlagern mußte, ist erwiesen. Erst mit dem Bau der Brücke im Verband mit dem Donaukraftwerk 1956 ist das Urfahr aufgehoben worden.

Sind damit die beiden eingangs genannten Faktoren Landschaft und Ortschaft zum Beweis einer wichtigen historischen Siedlungsstelle herangezogen worden, so wird nun auf den noch vorhandenen älteren Baubefund bei Gebäuden an dieser Stelle einzugehen sein. Zu diesen gehören: der schon so oft genannte „Passauer Kasten“, die ihm gegenüber liegende, an der Donaulände befindliche ehemalige Michaels(Barbara)-Kapelle und die Stadtpfarrkirche.

Der „Passauer Kasten“ ist ein streng regelmäßiges, rechteckiges Bauwerk mit den Außenmaßen von $10 \times 24,85$ m. Im Grundriß wird es in zwei ungleich große Räume geteilt. Heute enthält der Bau drei Geschosse. Das gedrungene kellerartige Untergeschoß ist gewölbt. Der langgestreckte Raum in demselben ist zweischiffig und wird von einem frühbarocken Kreuztonnengewölbe, welches auf gedrungenen Pfeilern aufruh, abgeschlossen. Der kleinere Nebenraum besitzt ein Tonnengewölbe, welches gotisch sein kann. Die obere Unterteilung durch Holzdecken ist jüngeren Ursprungs. Dies erkennt man an den abgetreppten Mauerstärken im Geschoß über dem Keller. Dieser Mauerabsatz und die Grundmaße der beiden verschieden großen zusammenhängenden Räume lassen trotz ihrer barbarischen Verstümmelung (heute als Magazine verwendet) eine edle Architektur erkennen. So bildet in den Obergeschossen der längsrechteckige Raum einen ehemaligen Saalbau in den Ausmaßen von $7,95 \times 15,95$ m. Der anschließende Raum ist ein gedrungenes Rechteck von $8,25 \times 5,90$ m. Der Saalbau hätte noch heute eine Höhe vom Mauerabsatz bis zur Decke von 4,75 m. Seine donauseitig gelegene lange Nordwand wird durch zwei vermauerte und ebenfalls verstümmelte frühgotische Doppel-Arkadenfenster belichtet. Das dritte Fenster ist verloren und durch ein primitives neues Fenster ersetzt worden. Zwischen diesem und den beiden leidlich erhaltenen frühgotischen Doppelbogenfenstern befindet sich eine frühgotische Rundbogentüre, welche vom Saal aus ins Freie führte. Ein hölzerner Altan oder eine hölzerne Treppe führte an der Außenwand des Baues zur Donaulände herab. Der anschließende kleinere Raum weist keinerlei mittelalterliche Architekturkennzeichen auf. Verbunden waren beide Räume durch eine gotische Tür, deren spärliche Reste im Bereiche ihrer Schwelle noch zu erkennen sind. Ebenso dürfte eine Türe an der Schmalseite des Saales gegen die heutige Kirchenterrasse geführt haben. Sie wurde bei der Aufschüttung der Terrasse abgemauert. Im Erd-Kellergeschoß sind sechs, ebenfalls verstümmelte, romanische schmale Rundbogenfenster in der Längswand gegen die Donaulände zu vorhanden. Sie kennzeichnen die Bedeutung des ehemals flachgedeckten unteren Raumes. Die beiden frühgotischen Doppelarkadenfenster im Saalbau werden in ihrer Mitte von einer sehr zarten Säule geteilt, auf welcher ein stark beschädigtes Knospenkapitell aufsitzt, das die Vermittlung zu den spitzbogigen Arkadenbögen bietet. Die Profile von Tür und Fensterrahmen wechseln mit Wulststäben und dazwischenliegender Hohlkehle ab.

Diese kargen Reste verraten in Maßen und Details, daß dieser „Passauer Kasten“ niemals als Speicher errichtet wurde. Er ist der Bau eines edlen, frühgotischen Palas. Zweigeschossigkeit, Saalbau mit anschließendem Gaadenraum

bestätigen diesen Wohnhaustypus in einer Burg des 13. Jahrhunderts. Vor allem sind es die schlanken Verhältnisse 1:2 des Saalausmaßes, dem ein gedrungenener, nicht mehr quadratischer Nebenraum angeschlossen ist. Gemeinsam bilden sie die formvollendete Type der frühgotischen Palastarchitektur.

Eine ähnliche Lösung bietet der Palas der Herzogsburg in Krems am Hafnerplatz. Von diesem ist leider der Gaadenbau abgetragen worden. Sind in Ybbs die frühgotischen Doppelarkadenfenster erhalten, so in Krems die prachtvolle frühgotische Eingangstür in der Mitte des oberen Saalgeschosses. Auch hier ist ein Untergeschoß in gleicher Größe, doch gedrungen, erkennbar. Eine ähnliche Lösung bietet der Palas im Schloß Mauterndorf im Lungau, welches 1230 vom Domkapitel in Salzburg errichtet wurde. Wie weit die Reste des sogenannten „Hauses der Theodora“ in Hainburg an der Donau dieser Reihe anzugliedern ist, bleibt wegen arger Zerstörung fraglich. Ein weiteres Beispiel dieser Palastanlagen wäre in Perchtoldsdorf zu suchen. Der Umbau des Saales im Herzogshof in Klosterneuburg unter Leopold VI. kann hiezu als Type nicht herangezogen werden. Demnach wird die Erbauung des Palas von Ybbs in die letzte Zeit der Babenberger und somit vor die Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen sein.

Die dem Palas gegenüberliegende ehemalige Michaelskapelle an der Donaulände ist völlig profaniert und längst umgebaut. Man erkennt nur den Baukomplex in seinen Grundmaßen von 6×12 m. Die Anlage war zweigeschossig. Das zum Teil in der Kirchenterrasse eingegrabene und daher zum Großteil zugeschüttete, unzugängliche Untergeschoß weist donauseitig die Restform eines romanischen Rundbogenfensters mit tiefer, schräger Leibung auf. Vom Obergeschoß ist nichts Altes erhalten geblieben. Dieses liegt heute im Niveau der Kirchenterrasse. Aus der Abbildung bei Merian 1649 entnimmt man, daß sich in diesem Obergeschoß eine ostwärts gerichtete Apside befand. Auf Grund dieser Abbildung, wie aus den kargen Bauresten im Untergeschoß, kann auf den Typus einer doppelgeschossigen Burgkapelle geschlossen werden. Dieser doppelgeschossige Kapellentypus verbreitet sich im Burgenbau seit dem 12. Jahrhundert, wie dies die Beispiele in der Schallaburg, in Raabs u. a. m. darlegen können.

Die Pfarrkirche von Ybbs wird immer als ein spätgotisches Bauwerk bezeichnet, dessen Gewölbe um 1521 geschlossen wurden. Für beide Seitenschiffe und für das gestaffelte Mittelschiff trifft dies zu. Eine bautechnische Untersuchung läßt jedoch ältere Baukörper erkennen, die bei dem spätgotischen Neubau mitverwendet wurden. So erkennt man an der Westseite, links vom Turme, im neuen Stiegenaufgang zum Orgelchor, ein rund 2,8 m langes, älteres Mauerwerk einer Giebelwand. Noch mehr fällt die gestreckte, rechteckige Form des $6,90 \times 12,60$ m großen Presbyteriums auf. Dasselbe liegt — das ist besonders auffallend — 12 Stufen höher als die drei Kirchenschiffe. Bedingt ist diese Hochlage durch die heute zum Teil zugeschüttete Unterführung, die wir als den Torbau der Zufahrtsstraße zur Burg und Donaulände erkannt haben, und der zugleich das mittlere Stadttor war. Beide durch den spätgotischen Hallenbau heute verbundenen Altbauteile müssen früher getrennten Gebäuden zugehört haben. Das heutige, hochgelegene Presbyterium der Kirche war ein mehrgeschossiger Torbau, welcher zur Zeit des spätgotischen Kirchenbaues als Presbyterium eingerichtet wurde. Die spätgotische Sakristei im Norden und das südliche Seitenschiff umklammern dasselbe. Das hochgelegene, spätgotische Netzgewölbe des Presbyteriums ist erst 1502—03 vom kaiserlichen Mautner Hans Geier von Ochsenburg im Zusammenhang mit der Ausgestaltung zu einem Sakralbau ausgeführt worden. Als Beweis, daß wesentliche Mauerteile dieses Chorbaues einem älteren Gebäude zugehören, liefern Bau-

nahtstellen beiderseits des spätgotisch eingefügten Chorbogens. Mit diesem hat der ältere Bau seine Westwand verloren. Desgleichen wurde ein Stück der Südwand für einen Verbindungsbogen zum südlichen Seitenschiffabschluß durchbrochen. Hier erkennt man noch deutlich die Verbindung des älteren Bauwerkes mit dem später angefügten Seitenschiff. Die Baunaht im Stiegenhaus an der Westfront der Kirche kann die Nordwestecke eines älteren Kirchenbaues anzeigen. Dieser sonst an keiner anderen Stelle erkennbare Altkirchenbau dürfte in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Kurz vorher sollen die Pfarrechte, der aus dem 9. Jahrhundert stammenden Kirche von St. Martin am Ybbsfeld in die Stadt Ybbs übertragen worden sein. Urkundlich wird die Frauenkirche von Ybbs 1352 genannt, 1495 wird erstmalig das Laurentiuspatrozinium hinzugefügt. Damit geraten wir in ein Problem, welches nur mehr von Historikern zu lösen wäre. Es sei daran erinnert, daß Pfarrechtsverlagerungen zugunsten emporblühender Städte im 13. Jahrhundert nicht vereinzelt sind, wie z. B. Lanzenkirchen—Wr. Neustadt darlegt. Auch die Bezeichnung Frauenkirche fällt in den Bereich von Gründungen der Stadtpfarrkirchen, wie gleichfalls Wr. Neustadt darlegt. Ob das so spät quellenkundlich nachzuweisende Laurentiuspatrozinium mit dem Torweg in Zusammenhang gebracht werden darf, bleibt gleichfalls anderen Fachkräften zur Entscheidung vorbehalten.

Es muß noch auf einen Umstand bezüglich Lage und Stellung der Stadtpfarrkirche hingewiesen werden. Sie erfüllt seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ein großes Areal der ehemaligen Burg. Somit ist ihr großräumiger, spätgotischer Neubau in einer Zeit entstanden, in der die Funktion der alten Ybbsburg erloschen war. Sie nistet sich gewissermaßen in den alten Burgbereich ein und das Areal Burgplatz wird zum Kirchplatz. Eine Erscheinungsform, die gleicherweise bei Perchtoldsdorf vorkommt, wo inmitten der alten Burgstelle ab der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1475 ein großer Kirchenbau entsteht.

Zusammenhänge mit der Stärkung des Bürgertums im 14. Jahrhundert sind ebenso am Werke gewesen, wie die Verlagerung der Urfahrstelle gegen das Mauthaus vor dem Bereich des Klostertores ca. 400 m stromaufwärts. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts erhält die landesfürstliche Stadt zugleich mit ihrer Vormachtsstellung im Eisenhandel an der Donau die Ummauerung. Diese umgibt sehr planvoll den haufendorffartigen Stadtkern halbkreisförmig. Am Scheitel der Halbkreisform, neben dem Linzertor, wird in dieser Zeit eine neue landesfürstliche Burg errichtet. Sie trägt auch heute noch diese Bezeichnung, obwohl keinerlei bauliche Kennzeichen auf ein mittelalterliches Bauwerk schließen lassen.

Das bautechnische Ergebnis über die drei Bauten, welche der Ybbsburg an der Donaulände zugehörten, kommt zu folgendem Schluß:

Der Passauer Kasten ist niemals als Speicherbau errichtet worden. Das Bauwerk beweist im Grund- und Aufriß, wie in den noch vorhandenen Architekturdetails, den Typus eines Palas aus dem 13. Jahrhundert. Somit kann dieser Baukörper nur einer Burganlage angehört haben. Ob diesem Bau ein älterer vorangegangen war, ist anzunehmen, jedoch nicht zu erweisen.

Die ehemalige Michaelskapelle ist trotz ihrer argen Verstümmelung als eine zweigeschossige romanische Burgkapelle festzustellen. Einteilung und Ausmaße, wie geringste Architekturreste, beweisen einen Bau des 12. Jahrhunderts.

Im Bauverband der spätgotischen Pfarrkirche sind ältere Gebäudespuren nachzuweisen. So im doppelgeschossigen Presbyterium der ältere Torbau der Ybbsburg, an der Westfront Turm und Nordwestecke eines Kirchenbaues aus dem 13. Jahrhundert.

Stadt Ybbs ad Donau, NÖ.

Baualterplan



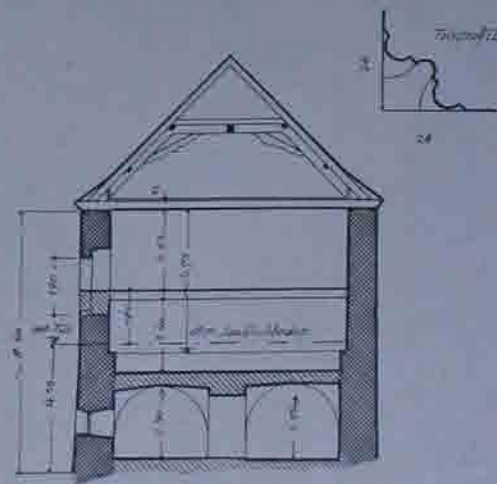
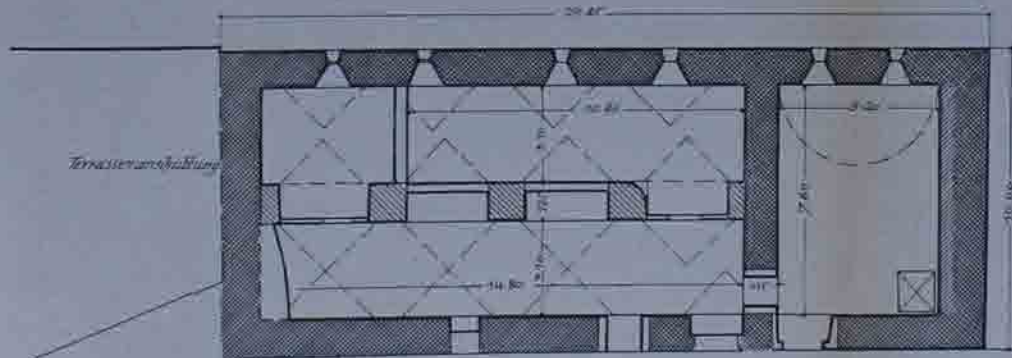
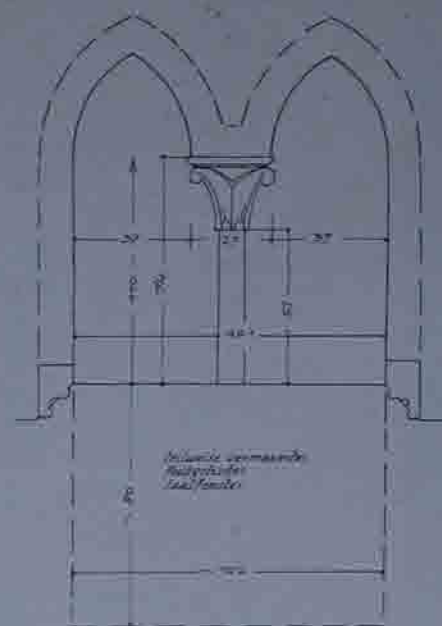
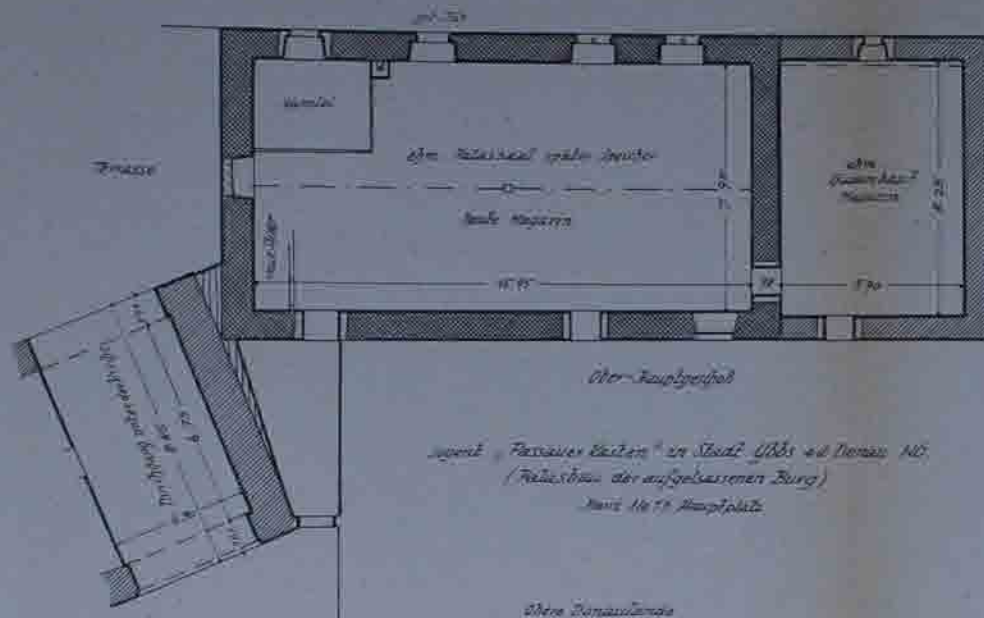
- Bauten vor 1300
- Gotische Bauten 14. u. 15. Jh.
- Renaissance-Fachwerk 16. u. 17. Jh.
- Barockbau 1. Hälfte 18. Jh.
- Rokoko-Klassizismus 2. H. 18. Jh.
- Biedermeier 1. Hälfte 19. Jh.
- Biedermeier 2. Hälfte 19. Jh.
- Bauten um 1900-1918
- Neubauten
- Altbauten
- ansehnlicher Bau
- denkmalwürdiger Bau

- ansehnlicher Bau (schlecht)
- Baum im Bild

Ziffern 1-100
 Anzahl der Wohngebäude
 x. Keller d. Wohngebäude
 w. Wohnbau in Scheune
 □ Wohnbau im Umbau
 * Fassade 1. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 2. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 3. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 4. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 5. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 6. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 7. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 8. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 9. Klasse (mit Giebeln)
 F. Fassade 10. Klasse (mit Giebeln)

0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100

verfügt im Bundesdenkmalamt Wien



Legende: *Farbige Bauteile* in Stadt-Alt- und Neu-Alt.
(Feldschau der aufgegebenen Burg)
Nur 10. 11. Hauptgasse.

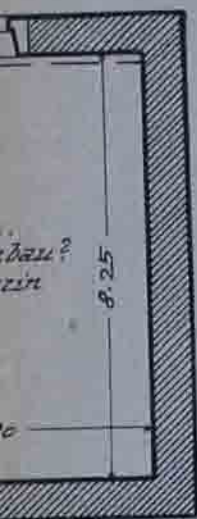
■ Bauteile des 12. Jahrhunderts.
 ■ mittelalterliche Bauteile
 ■ Einbauten 17-18. Jahrhundert.
 ■ jüngere Einbauten.
 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 m.

verfügt im Bundesarchivamt Bonn.

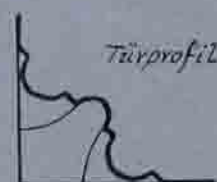
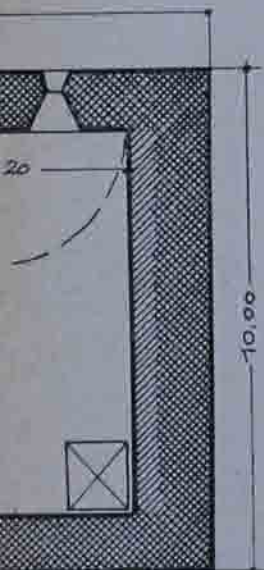
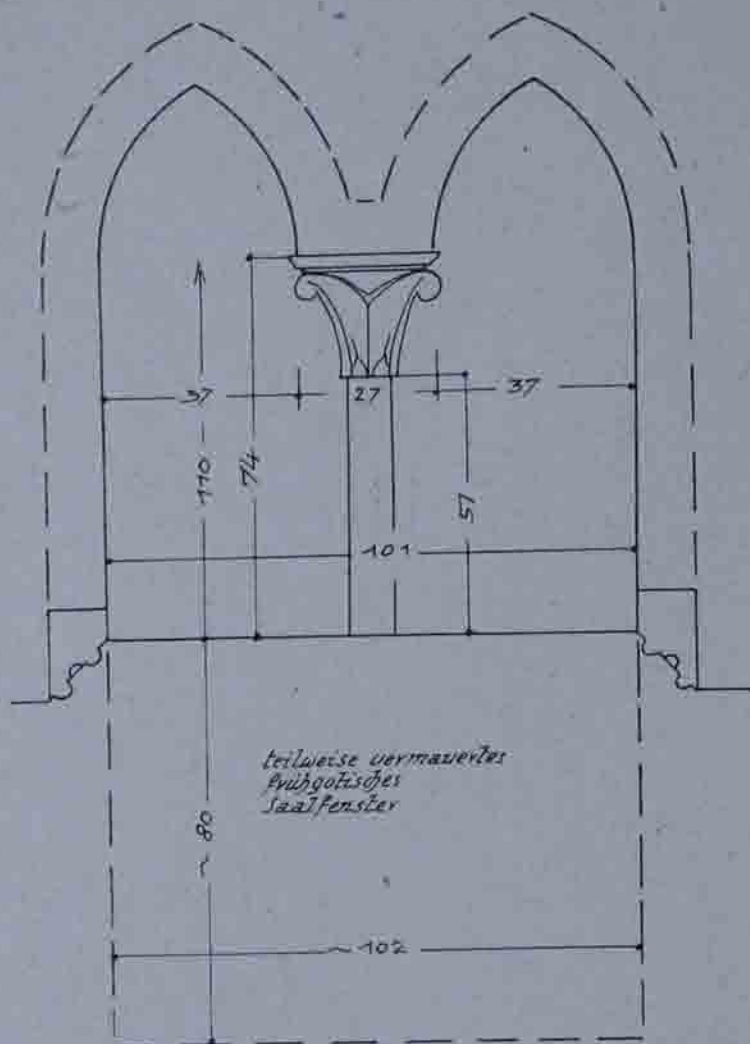
Die drei Bauten ergeben in ihrer selbständigen, getrennten Stellung und Bauform den Rest einer Burganlage, die vor das 12. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Der Burgbereich wird nicht allein das Gelände des heutigen Kirchenplatzes als den höchsten Punkt der Stadt eingenommen haben, sondern es sind auch die benachbarten Bauten wie das Lauffentaler Haus und das ehemalige Salzamtsgebäude mit der alten Schule in der Kirchengasse hinzuzuzählen. Sonach entspricht die Anlage den Altformen einer Ringburg. Sie lag an der Stelle, wo sich Landverkehr und Stromverkehr berühren, von der aus die älteste Überfuhr nach Persenbeug erfolgte — ein strategisch und handelswirtschaftlich wichtiger Punkt im Bereich der Ybbsmündung in die Donau. Ihr Bestand wird im 9. Jahrhundert als gesichert anzunehmen sein. Bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts gehört sie einem bedeutenden altbayrischen Hochadelsgeschlecht an. Nach dessen Aussterben ist sie Königsgut und seit Anfang des 12. Jahrhunderts landesfürstlich geblieben. An diese Stelle knüpft die spätmittelalterliche Handelsbedeutung der Stadt an. Daß diese Burg noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts ihre alte, hervorragende Funktion beibehalten hatte, beweist der damals erfolgte Neubau eines Palas. Erst die von St. Martin übertragenen Pfarrechte für die Stadt Ybbs und die Anlage des Mauerringes um die alte Handelssiedlung, verursacht eine Verschiebung der landesfürstlichen Burg in die Nähe des Linzertores. Dies entspricht wieder den planvollen Festungsanlagen des 13. und 14. Jahrhunderts, wo Stadtburgen im Wehrgürtel errichtet werden. Die neue Pfarrkirche nistet sich in die alte Burg seit dem 13. Jahrhundert ein und sprengt mit dem Neubau zu Ende des 15. Jahrhunderts das gesamte, damals schon aufgelassene ältere Burgsystem. Zwischen dem 9. und dem 15. Jahrhundert, also fast ein halbes Jahrtausend, hat die Ybbsburg ihren Standort an der Donaulände gehabt.

Literaturnachweis:

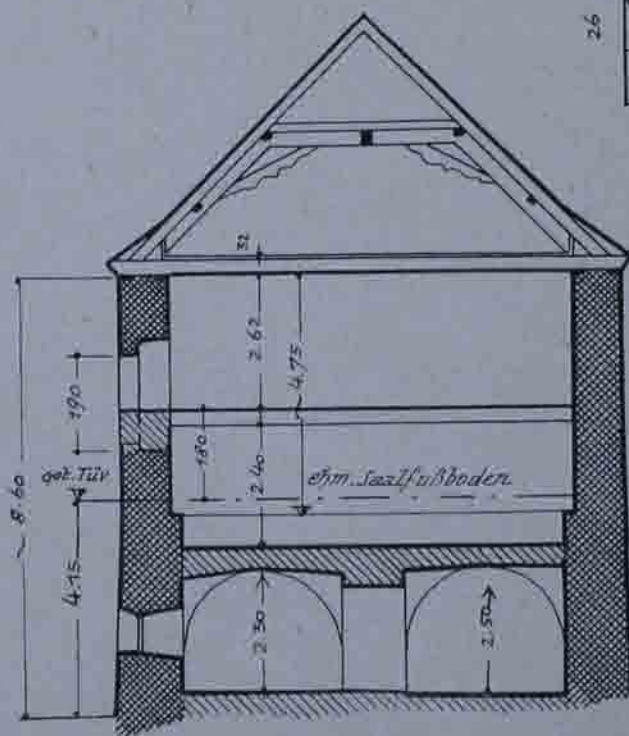
1. P. Gottfried Edmund Friess: Geschichte der Stadt Yps, in „Blätter d. Vereins für Landeskunde für N.Ö. X. Jg.“ 1876 Wien, S. 1—19 und 125—143.
2. Hans Huemer: Führer durch Ybbs an der Donau und Persenbeug. Ybbs 1912.
3. Heinrich Güttenberger: Die Donaustädte in Niederösterreich (Städte im Nibelungengau, S. 83 ff. und 89 ff.). Wien 1924, Schulbuchverlag.
4. Anton Becker: Donauübergänge in Niederösterreich. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien, 85. Jg., 1942, S. 282—304.
5. Österr. Kunsttopographie, Bd. Melk.
6. Adalbert Klaar: Die Siedlungsformen Niederösterreichs. Jahrbuch für Landeskunde v. Niederösterreich, Neue Folge, 23. Jg., S. 37 ff., Tafel V., Wien 1930.
7. Hans Wolf: Erläuterung zum historischen Atlas der Österr. Alpenländer. II. Abteil., Kirchen- und Grafschaftskarte, 6. Teil, Niederösterreich, S. 178—179, Wien 1955.
8. Anm. d. Verf. zur baugeschichtlichen Gestaltung der Pfarrkirche St. Martin am Ybbsfeld: Es muß darauf hingewiesen werden, daß der Grundriß dieser Kirche im Langhaus ein gedrungenes Rechteck mit den verzogenen Maßen von $8,55 \times 11,98$ aufweist. An dieses Rechteck setzt sich ein sehr stark verbautes Chorquadrat von 6,25 m Breite an, welches in der Gotik z. T. zerstört an der Ostseite einen $\frac{5}{8}$ Chor erhalten hat. Das gedrungene Ausmaß des Langhauses und die Seitenlänge des Chorbaues beweisen einen alten Bau, welcher zumindest im Langhaus dem 9. bis 10. Jahrhundert bautechnisch zugehören kann.
9. Anm. d. Verfassers: Soeben werden in Sarling innerhalb der romanischen Kirche, wie an ihrer Außenseite Grabungen unter der Leitung des Bundesdenkmalamtes (Dr. Gertrud Mossler) durchgeführt, die den Beweis erbringen, daß wir es hier mit einer vorrömischen Siedlungsstelle zu tun haben. Die Kirche aus dem



zu NO.



28

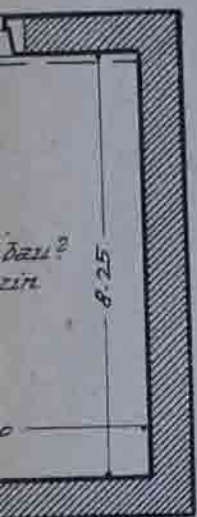


verfaßt im Bundesdenkmalamt Wien.

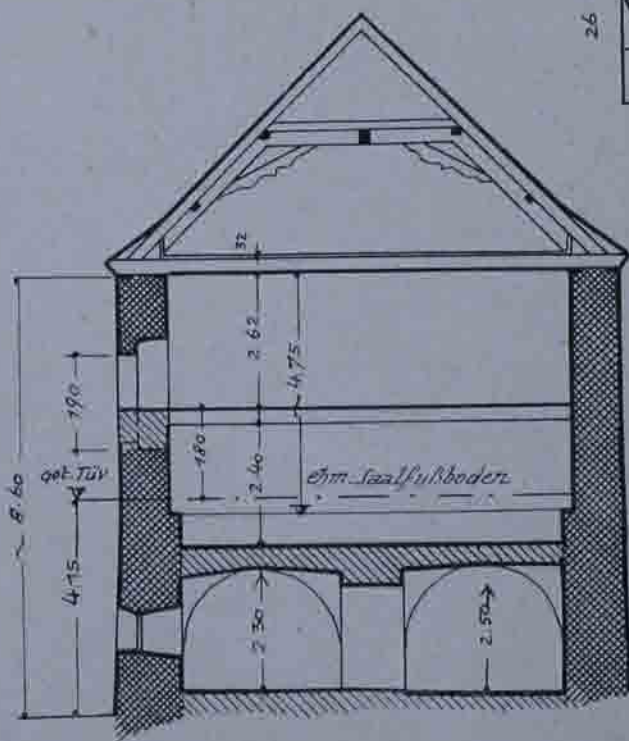
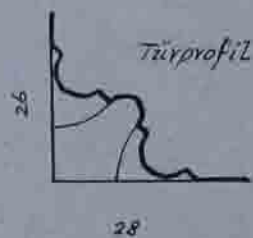
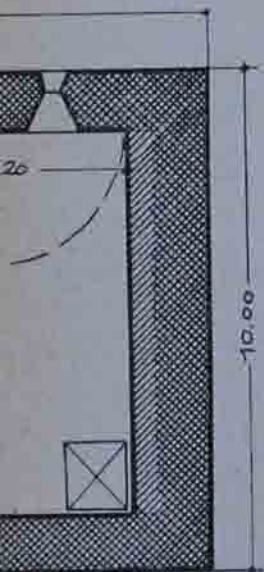
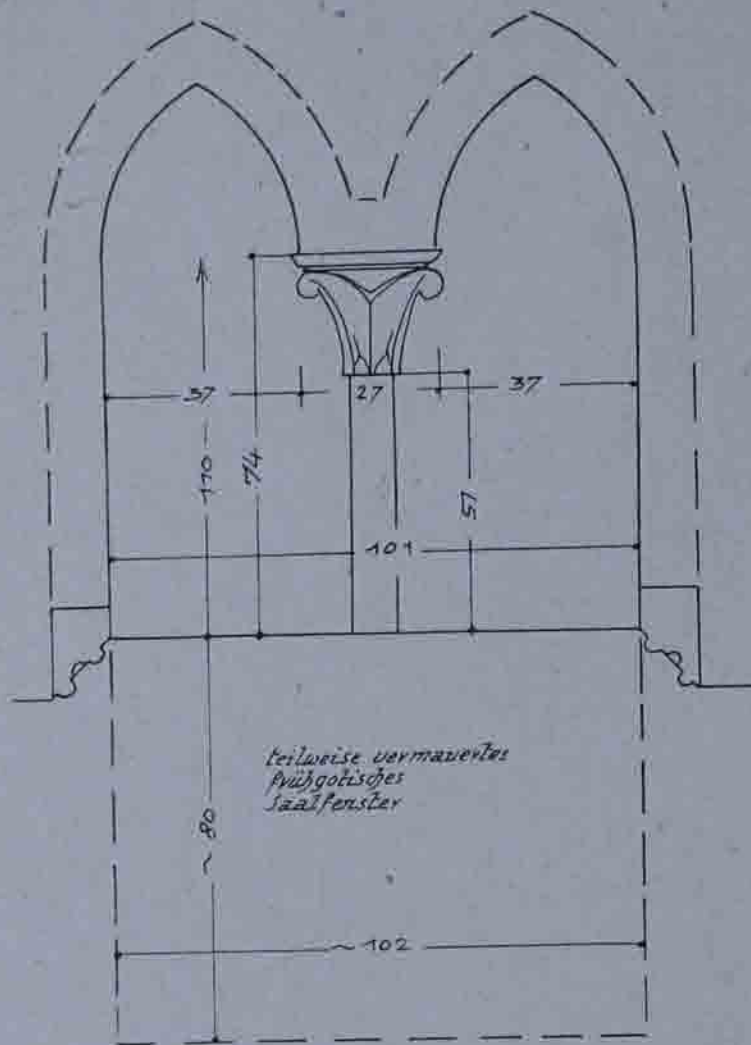
Die drei Bauten ergeben in ihrer selbständigen, getrennten Stellung und Bauform den Rest einer Burganlage, die vor das 12. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Der Burgbereich wird nicht allein das Gelände des heutigen Kirchenplatzes als den höchsten Punkt der Stadt eingenommen haben, sondern es sind auch die benachbarten Bauten wie das Lauffentaler Haus und das ehemalige Salzamtsgebäude mit der alten Schule in der Kirchengasse hinzuzuzählen. Sonach entspricht die Anlage den Altformen einer Ringburg. Sie lag an der Stelle, wo sich Landverkehr und Stromverkehr berühren, von der aus die älteste Überfuhr nach Persenbeug erfolgte — ein strategisch und handelswirtschaftlich wichtiger Punkt im Bereich der Ybbsmündung in die Donau. Ihr Bestand wird im 9. Jahrhundert als gesichert anzunehmen sein. Bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts gehört sie einem bedeutenden altbayrischen Hochadelsgeschlecht an. Nach dessen Aussterben ist sie Königsgut und seit Anfang des 12. Jahrhunderts landesfürstlich geblieben. An diese Stelle knüpft die spätmittelalterliche Handelsbedeutung der Stadt an. Daß diese Burg noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts ihre alte, hervorragende Funktion beibehalten hatte, beweist der damals erfolgte Neubau eines Palas. Erst die von St. Martin übertragenen Pfarrechte für die Stadt Ybbs und die Anlage des Mauerringes um die alte Handelssiedlung, verursacht eine Verschiebung der landesfürstlichen Burg in die Nähe des Linzertores. Dies entspricht wieder den planvollen Festungsanlagen des 13. und 14. Jahrhunderts, wo Stadtburgen im Wehrgürtel errichtet werden. Die neue Pfarrkirche nistet sich in die alte Burg seit dem 13. Jahrhundert ein und sprengt mit dem Neubau zu Ende des 15. Jahrhunderts das gesamte, damals schon aufgelassene ältere Burgsystem. Zwischen dem 9. und dem 15. Jahrhundert, also fast ein halbes Jahrtausend, hat die Ybbsburg ihren Standort an der Donaulände gehabt.

Literaturnachweis:

1. P. Gottfried Edmund Friess: Geschichte der Stadt Yps, in „Blätter d. Vereins für Landeskunde für N.Ö. X. Jg.“ 1876 Wien, S. 1—19 und 125—143.
2. Hans Huemer: Führer durch Ybbs an der Donau und Persenbeug. Ybbs 1912.
3. Heinrich Güttenberger: Die Donaustädte in Niederösterreich (Städte im Nibelungengau, S. 83 ff. und 89 ff.). Wien 1924, Schulbücherverlag.
4. Anton Becker: Donauübergänge in Niederösterreich. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien, 85. Jg., 1942, S. 282—304.
5. Österr. Kunsttopographie, Bd. Melk.
6. Adalbert Klaar: Die Siedlungsformen Niederösterreichs. Jahrbuch für Landeskunde v. Niederösterreich, Neue Folge, 23. Jg., S. 37 ff., Tafel V., Wien 1930.
7. Hans Wolf: Erläuterung zum historischen Atlas der Österr. Alpenländer. II. Abteil., Kirchen- und Grafschaftskarte, 6. Teil, Niederösterreich, S. 178—179, Wien 1955.
8. Anm. d. Verf. zur baugeschichtlichen Gestaltung der Pfarrkirche St. Martin am Ybbsfeld: Es muß darauf hingewiesen werden, daß der Grundriß dieser Kirche im Langhaus ein gedrungenes Rechteck mit den verzogenen Maßen von $8,55 \times 11,98$ aufweist. An dieses Rechteck setzt sich ein sehr stark verbautes Chorquadrat von 6,25 m Breite an, welches in der Gotik z. T. zerstört an der Ostseite einen $\frac{1}{8}$ Chor erhalten hat. Das gedrungene Ausmaß des Langhauses und die Seitenlänge des Chorbaues beweisen einen alten Bau, welcher zumindest im Langhaus dem 9. bis 10. Jahrhundert bautechnisch zugehören kann.
9. Anm. d. Verfassers: Soeben werden in Sarling innerhalb der romanischen Kirche, wie an ihrer Außenseite Grabungen unter der Leitung des Bundesdenkmalamtes (Dr. Gertrud Mossler) durchgeführt, die den Beweis erbringen, daß wir es hier mit einer vorrömischen Siedlungsstelle zu tun haben. Die Kirche aus dem



NO.



verfaßt im Bundesdenkmalamt Wien.

Die drei Bauten ergeben in ihrer selbständigen, getrennten Stellung und Bauform den Rest einer Burganlage, die vor das 12. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Der Burgbereich wird nicht allein das Gelände des heutigen Kirchenplatzes als den höchsten Punkt der Stadt eingenommen haben, sondern es sind auch die benachbarten Bauten wie das Lauffentaler Haus und das ehemalige Salzamtsgebäude mit der alten Schule in der Kirchengasse hinzuzuzählen. Sonach entspricht die Anlage den Altformen einer Ringburg. Sie lag an der Stelle, wo sich Landverkehr und Stromverkehr berühren, von der aus die älteste Überfuhr nach Persenbeug erfolgte — ein strategisch und handelswirtschaftlich wichtiger Punkt im Bereich der Ybbsmündung in die Donau. Ihr Bestand wird im 9. Jahrhundert als gesichert anzunehmen sein. Bis in die Mitte des 11. Jahrhundert gehört sie einem bedeutenden altbayrischen Hochadelsgeschlecht an. Nach dessen Aussterben ist sie Königsgut und seit Anfang des 12. Jahrhunderts landesfürstlich geblieben. An diese Stelle knüpft die spätmittelalterliche Handelsbedeutung der Stadt an. Daß diese Burg noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts ihre alte, hervorragende Funktion beibehalten hatte, beweist der damals erfolgte Neubau eines Palas. Erst die von St. Martin übertragenen Pfarrechte für die Stadt Ybbs und die Anlage des Mauerringes um die alte Handelssiedlung, verursacht eine Verschiebung der landesfürstlichen Burg in die Nähe des Linzertores. Dies entspricht wieder den planvollen Festungsanlagen des 13. und 14. Jahrhunderts, wo Stadtburgen im Wehrgürtel errichtet werden. Die neue Pfarrkirche nistet sich in die alte Burg seit dem 13. Jahrhundert ein und sprengt mit dem Neubau zu Ende des 15. Jahrhunderts das gesamte, damals schon aufgelassene ältere Burgsystem. Zwischen dem 9. und dem 15. Jahrhundert, also fast ein halbes Jahrtausend, hat die Ybbsburg ihren Standort an der Donaulände gehabt.

Literaturnachweis:

1. P. Gottfried Edmund Friess: Geschichte der Stadt Yps, in „Blätter d. Vereins für Landeskunde für N.Ö. X. Jg.“ 1876 Wien, S. 1—19 und 125—143.
2. Hans Huemer: Führer durch Ybbs an der Donau und Persenbeug. Ybbs 1912.
3. Heinrich Güttenberger: Die Donaustädte in Niederösterreich (Städte im Nibelungengau, S. 83 ff. und 89 ff.). Wien 1924, Schulbücherverlag.
4. Anton Becker: Donauübergänge in Niederösterreich. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien, 85. Jg., 1942, S. 282—304.
5. Österr. Kunsttopographie, Bd. Melk.
6. Adalbert Klaar: Die Siedlungsformen Niederösterreichs. Jahrbuch für Landeskunde v. Niederösterreich, Neue Folge, 23. Jg., S. 37 ff., Tafel V., Wien 1930.
7. Hans Wolf: Erläuterung zum historischen Atlas der Österr. Alpenländer. II. Abteil., Kirchen- und Grafschaftskarte, 6. Teil, Niederösterreich, S. 178—179, Wien 1955.
8. Anm. d. Verf. zur baugeschichtlichen Gestaltung der Pfarrkirche St. Martin am Ybbsfeld: Es muß darauf hingewiesen werden, daß der Grundriß dieser Kirche im Langhaus ein gedrungenes Rechteck mit den verzogenen Maßen von $8,55 \times 11,98$ aufweist. An dieses Rechteck setzt sich ein sehr stark verbautes Chorquadrat von 6,25 m Breite an, welches in der Gotik z. T. zerstört an der Ostseite einen $\frac{5}{8}$ Chor erhalten hat. Das gedrungene Ausmaß des Langhauses und die Seitenlänge des Chorbaues beweisen einen alten Bau, welcher zumindest im Langhaus dem 9. bis 10. Jahrhundert bautechnisch zugehören kann.
9. Anm. d. Verfassers: Soeben werden in Sarling innerhalb der romanischen Kirche, wie an ihrer Außenseite Grabungen unter der Leitung des Bundesdenkmalamtes (Dr. Gertrud Mossler) durchgeführt, die den Beweis erbringen, daß wir es hier mit einer vorrömischen Siedlungsstelle zu tun haben. Die Kirche aus dem

- 11.—12. Jahrhundert ist im Langhaus und Chorquadrat mit Architekturdetails trotz späterer Umbauten gut erhalten.
10. Otto Ebner S'Uafa, Mitteilungsblatt des Kulturamtes der Stadt Ybbs a. d. Donau, Jahrgang 1958.

ZUR BAUGESCHICHTE DER WOHNBURGEN VON WIENER NEUSTADT.

Von Friedrich K o z a k.

Der Beginn des Investiturstreites (1075) bedeutete für Italien das Ende einer starken Zentralgewalt. Die Folge davon war das Erstarken der Städte und zahlreicher städtischer Geschlechter, aber auch eine allgemeine Unsicherheit, die durch die Rivalitäten unter diesen noch zunahm.

Diese Unsicherheit war der Anlaß, daß reiche Geschlechter ihre in den Städten gelegenen Wohnsitze zu festen Häusern ausbauten. Der Umstand, daß diese Häuser keine Ausdehnungsmöglichkeit hatten, weil sie ja innerhalb des Mauerringes lagen, bedingte eine eigenartige Form dieser Schutzbauten. Sie bestanden aus dem wesentlichsten Teile einer Burg, dem Turm, der entweder aus dem Haus emporwuchs oder, seltener, in der Bauarea frei stand. Die Form dieser festen Häuser, aber auch ihr Zweck unterschied sie von den in vielen Städten stehenden Stadtburgen. Diese sind wesentlich größer und dienten der Verteidigung der Stadt, unter Umständen auch deren Beherrschung.

Die größte Zahl dieser Wohnburgen entstand im 11. und 12. Jh. und manche italienischen Städte sind reich an ihnen, so Bologna und das von Italienreisenden viel besuchte kleine Städtchen San Gimignano delle belle torri, in dem heute noch 13 von ihnen erhalten sind ¹⁾. Wenn es den Tatsachen entspricht, daß Friedrich II. 1241 in Ascoli 90 Wohnburgen zerstörte ²⁾, mag das ein Beweis dafür sein, daß neben dem Sicherheitsbedürfnis auch eine gewisse Repräsentationssucht der städtischen Geschlechter bei der Erbauung dieser Wohnburgen eine Rolle spielte.

Der Typus der Wohnburgen fand auch nördlich der Alpen seine Nachahmung, wenn er auch in deutschen Städten seltener vorkommt. Am bekanntesten sind wohl die 3 Geschlechtertürme in Regensburg, das Goliathhaus, der Goldene Turm und der Baumburgerturm, deren Erbauung in die 2. Hälfte des 13. Jh. fällt ³⁾. Von Wien weiß man, daß viele der Wiener Erbbürger-Ritter-Geschlechter Häuser mit Wohn- und Wehrtürmen hatten. Die Hufnagel-Ansicht von 1609 gibt noch manche davon wider. Jener in der Griechengasse steht noch. Über Niederösterreich war bisher in dieser Hinsicht wenig bekannt. Neben der Gozzoburg in Krems wußte man nur von Wohnburgen in Eggenburg. Dem Historiker Dr. K. Gutkas gelang es dann, nachzuweisen, daß auch in St. Pölten mindestens 2 dieser festen Häuser bestanden ⁴⁾. In Wiener Neustadt konnte man nur aus dem Umstand, daß 1325—1337 ein Wernhard in turri genannt wird, auf das Bestehen einer solchen Wohnburg schließen ⁵⁾. Die Bearbeitung der Grundbücher ermöglichte es nun, drei solcher urkundlich festzustellen.

Die Neustadt wurde um 1194 vom grünen Wasen auf gegründet. Sie hatte einen rechteckigen Grundriß. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Hauptplatz,

¹⁾ bis ³⁾ Bodo Ebhardt: Der Wehrbau Europas im Ma., Berlin 1939, 1/92 f.

⁴⁾ K. Gutkas: Stadttürme in St. Pölten, Anz. d. ph.-hist. Kl. d. Ö. A. d. W. 1953, S. 308 ff.

⁵⁾ Dr. J. Mayer: Gesch. v. Wr. Neustadt, I/1 SS 238, 243, 248, 283.

von dem 4 Hauptstraßen nach den 4 Weltgegenden ausstrahlen. Dort saßen vor allem das reiche Bürgertum und der Adel. Die vom Hauptplatz nach Westen führende Straße, die heutige Herzog-Leopold-Straße, endete beim Vischacher (nach dem Dorf Fischau benannt) oder Fleischhacker Torturm. Dieser wurde von zwei Wohnburgen flankiert. Obwohl anzunehmen ist, daß diese aus viel früherer Zeit stammen, scheinen sie doch erst in der Mitte, bzw. am Ende des 15. Jh. urkundlich auf. Das ist darauf zurückzuführen, daß jener Stadtteil im Zuge der zweiten Ausdehnungsperiode des mittelalterlichen Judenviertels von diesem aufgesogen wurde. Erst als diese Randteile — jedenfalls als nachwirkende Folge der Wiener Geserah von 1421 — schrittweise aufgegeben wurden, bzw. nach der Ausweisung der Juden aus der Steiermark 1496, erfahren wir von diesen zwei Türmen. Aus der Höhe des Grundrechtes und aus dem Umstand, daß sie sofort in adeligen Besitz übergingen, kann man schließen, daß sie nach Größe und Ausstattung zu den besten Häusern der Stadt gehörten.

Haus A: Herzog-Leopold-Straße 28, Bauparzelle 433.

Das Bestehen des Turmes in diesem Haus wird 1442 erwähnt. Im genannten Jahr verkauft der Jude Kopphel sein Haus samt dem Turm in der (Neuen) Judengasse um 100 Pf.Pf. dem Sigmund Eberstorffer ⁶⁾. 1454 verkaufen dann die Brüder Reinprecht und Albrecht von Eberstorff dieses Haus dem Hans Sibenhierter Ritter, Hochmeister des St. Georg Ordens ⁷⁾. Unter ihm wurde in dem Haus — möglicherweise mit Benützung des Turmes — eine Kapelle eingebaut. In der Folge wird der Turm nicht mehr erwähnt, wohl aber „die Kapelle mit ihrer Zugehörung“. Von dem Orden kaufte 1511 Vintzentz Kalichgruber (als Bürgermeister genannt 1511, 1512 u. 1516) das Haus und stiftete es 1517 dem Kapitel der Augustiner Chorherren in Neustadt ⁸⁾. Später ging es in den Besitz der aus der Geschichte der Reformation bekannten Familie der Tonradl über und wurde dann bürgerlich.

Haus B: Herzog-Leopold-Straße 23, Bauparzelle 174.

Haus C: Herzog-Leopold-Straße 21, westlicher Teil der Bauparzelle 175.

Als durch den Beschluß des Steirischen Landtages von 1496 in Bruck die Juden aus der Steiermark ausgewiesen wurden, erfolgte das Gleiche auch in Neustadt, das ja damals noch zur Steiermark gerechnet wurde. Die Häuser des mittelalterlichen Judenviertels gingen dann durch ordentlichen Kauf an Nichtjuden über. So kauften 1498 Herr Wilhelm Auer von Herrenkirchen von 4 Juden das Haus B in der Neu(en Juden) Gasse am Eck beim Vischachertor ⁹⁾ und 1497 Herr Jorg Schrott Ritter, Pfleger zu Bruck a. d. Leitha, von dem Juden Abraham Trostl das Nebenhaus C ¹⁰⁾. Schrott verkaufte sein Haus aber noch im gleichen Jahr dem Peter Vinkh (1495 als Stadtrichter genannt) ¹¹⁾. 1503 vertauschte nun der von Herrenkirchen den ihm gehörigen, unter dem Turm liegenden Keller gegen diesen „Thurn, ganz durchauf frei mit allen seinen Mauern und Gemechen“ des Peter Vinkh ¹²⁾. In der Folge wechselten beide Häuser wiederholt die Besitzer und 1662 sah sich die Stadt gezwungen, „wegen lang versessener Stadtanlagen“, Teile von diesen 2 Häusern abzutrennen und in ihren Besitz zu nehmen. Die Stadt nahm also Gewer um „ein Gewelb, darauf ein Thurn stet, zu accomodirung der

⁶⁾ Schlager: Wiener Skizzen aus dem Ma., II/191.

⁷⁾ Stadtarchiv Wr. Neustadt, Gewerbuch I, S. 183/5.

⁸⁾ ebd. S. 751/1 u. 832/1.

⁹⁾ ebd. S. 577/2.

¹⁰⁾ ebd. S. 560/1.

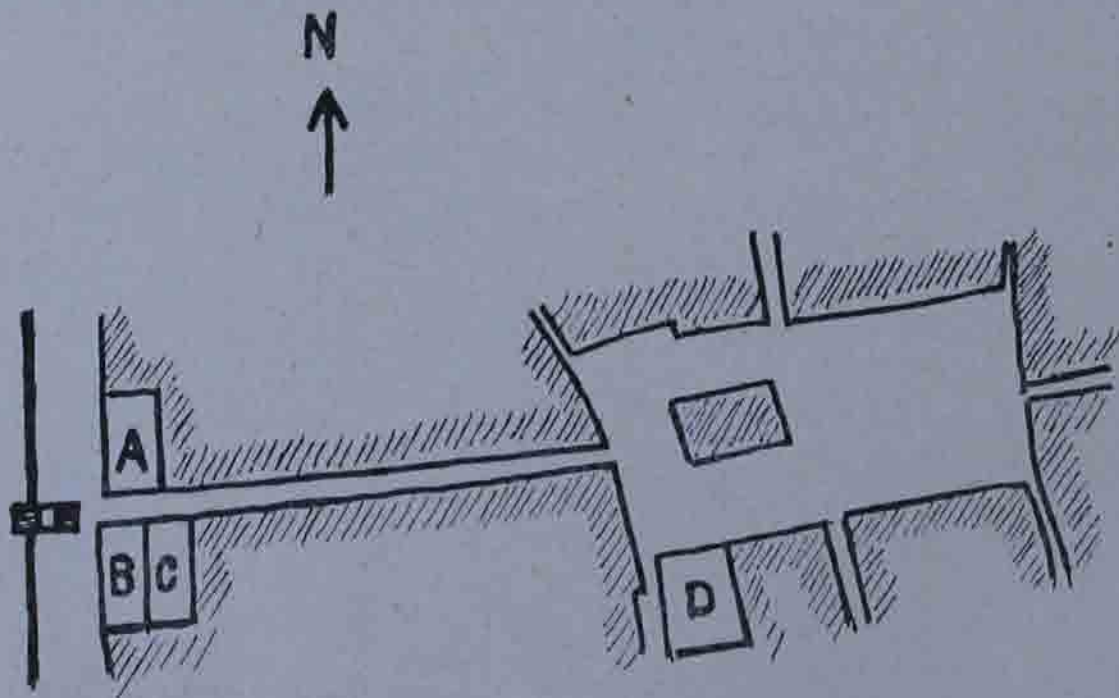
¹¹⁾ ebd. S. 619/3 u. 619/4.

¹²⁾ ebd. S. 664/2 u. 664/3.

Khriegs Stukh“¹³⁾. Aus dem weiteren Gewertext geht hervor, daß das „Gewelb“, der Keller, zu dem Haus C, der Turm aber zu dem Hause B gehörten. Die Stadt blieb aber nicht lange in diesem Besitz. 1668 trat sie in einem Vergleich mit dem Orden der Karmeliternonnen 4 aneinanderliegende Bürgerhäuser und „der Stadt Stukhaus, Thurn und Hofmark“ zur Erbauung eines Klosters an diesen Orden ab¹⁴⁾. Mit der Erbauung des Klosters verschwand der Turm.

Haus D Hauptplatz 3, Bauparzelle 199.

1449 kauft Caspar Hekchl vom König Friedrich III. das Haus am Fragenmarkt, genannt das Zieglhaus. Vorbesitzer war Leopold der Prenner¹⁵⁾, der es wieder von seinem Vater Michel übernommen hatte. Michel war einer der reichsten, wenn nicht der reichste Bürger der Stadt seiner Zeit. Die grobe Aufzählung seiner Käufe an Liegenschaften, Renten und Herrlichkeiten, teils Freies Eigen, teils Lehen in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark und Kärnten nimmt in Mayers Geschichte von Wr. Neustadt 2 volle Seiten ein¹⁶⁾. Von den Erben Hekchls wurde 1493 das Haus geteilt. Das mittelalterliche Besitzrecht Neustadts kannte eine ideelle und eine Realteilung von Liegenschaften. Im gegenständlichen Fall kam es zu einer Realteilung. Die genaue Teilung wurde in den Gewertext aufgenommen. Die auf den Turm bezügliche Stelle sagt: ... und oben unter dem Dach von dem eisernen Türlein und der Schiedmauer desselben Türleins ganz hinfür bis neben des Turns gegen der Judenschul über, soll auch zur großen Stub gehören ...¹⁷⁾. Aus dieser Angabe läßt sich auch schließen, daß der Turm an der Ecke des Hauses (heute Ecke Hauptplatz—Brottischgasse) stand.



13) Gewerbuch III, fol. 190 v.

14) Stadtarchiv Wr. Neustadt Scrin. Oo, 66.

15) Gewerbuch I, S. 134/3.

16) Mayer: I/1, S. 362 ff.

17) Gewerbuch I, S. 528/4.

HILDEBRANDTS PFARRKIRCHE VON GROSS-STELZENDORF.

Von Bruno Grimschitz.

In dem „Gedenk-Buch der Pfarre Groß-Stelzendorf I. Teil“ (Groß-Stelzendorf bei Göllersdorf, seit 1359 als Pfarre nachweisbar) findet sich der Vermerk: „in dem Jahre 735 ist die alte baufällige Kirche abgebrochen, und die neue Kirche noch zu bauen angefangen worden, wozu 2 volle Jahre mußten verwendet werden, obgleich schon bei Lebzeiten dieses ehrwürdigen Pfarrers Samhaber das sämtliche Material vorhanden war.“ Dem Verfasser der Eintragung in die (unpaginierte) Pfarrchronik müssen Originaldokumente vorgelegen haben, die heute verloren sind. Nur durch die kurze Notiz erscheint die Entstehungszeit des barocken Neubaus überliefert. Der Name des Bauherrn ist genannt, nicht aber der des Baumeisters. Sowohl die Gesamtform des Kirchenbaues als auch fast alle Einzelformen weisen so unmittelbar auf Johann Lucas von Hildebrandt, daß die Pfarrkirche in den Kreis seiner Schöpfungen aufgenommen werden muß.

Von dem gotischen Bau blieb der mit der Jahreszahl 1521 bezeichnete Wehrturm an der Nordseite des gotischen Altarchores, der mit drei Seiten des Achteckes und seinen unveränderten gotischen Strebepfeilern vortritt, in seinem Kern erhalten. Der Turm steht an der Nordseite des querrrechteckigen Chorraumes, an das das viel breitere zweijochige Langhaus anschließt. An der Südseite des Chorraumes ist die Sakristei angebaut, in die ebenso wie in die spätgotische Turmkapelle Türen mit schlichter Umrahmung führen. Das Langhaus aus zwei querrrechteckigen Jochen, die durch Doppelgurten über Pfeilern getrennt sind, wird von Platzlgewölben überspannt. Ebenso sind das Vorjoch mit der Orgelempore und der Chorraum mit Hängekuppeln eingewölbt. Die Ecken der beiden Schiffsjoch erscheinen abgeschrägt, die Pilaster mit jonisierenden Pfeifenkapitälern geknickt, sodaß die Schnecken der Kapitäle schräg zueinander stehen. An den inneren Kanten der Abschrägungen des Saalraumes — an der Turm- und an der Sakristeiwand und gegenüber an der Westwand gegen den Kapellen- und den Wendeltreppenraum — ist vom Pilasterschaft nur ein schmaler Streifen und vom Pilasterkapital nur eine aus der Wand tretende Schnecke geblieben. Vor die beiden Pfeilerstirnen an den Längswänden treten Doppelpilaster, wie sie auch unter den Doppelgurten im anschließenden Chorraum erscheinen. Ein breites Gebälk von betont linearem Charakter zieht um den Saalraum, stößt im Vorjoch an die gliederungslose Westwand der Kirche und bricht im Altarchorraum nach den Pfeilern mit den Doppelpilastern ab. Die vier geknickten Pilasterkörper der Apsis werden in der Sohlbankhöhe der beiden spitzbogigen Fenster durch Kartuschen aus Stuck abgefangen. Über ihren Kapitälern steigen die beiden Gurten zwischen den Stichkappen der Apsis empor. Sie stoßen an den Gurtbogen, der den Chorraum überspannt. Vier große, im Korbogen geschlossene Fenster über dem durchlaufenden Abschlußgebälk erfüllen den Saalraum mit gleichmäßiger Helligkeit. Im Chorraum ist es neben den Fenstern der Apsis nur ein Fenster in der Südwand, weil der im Norden anschließende Turmkörper allein die Anbringung einer Uhr erlaubte. In den Chorseitenwänden sitzen die Öffnungen von zwei Oratorien mit geschnitzten Scheibenumrahmungen. Unter diesen zeigt ein geschwungener Stuckrahmen Tropfen, eine mittlere ovale Nabelscheibe und runde Scheiben in quadratischen Eckansätzen. Die Orgelempore wird von einem hohen, rundbogig geschlossenen Fenster in der Westwand erhellt. Sie ist mit flachem Bogen gegen den Kirchenraum zwischen die Nebenräume —

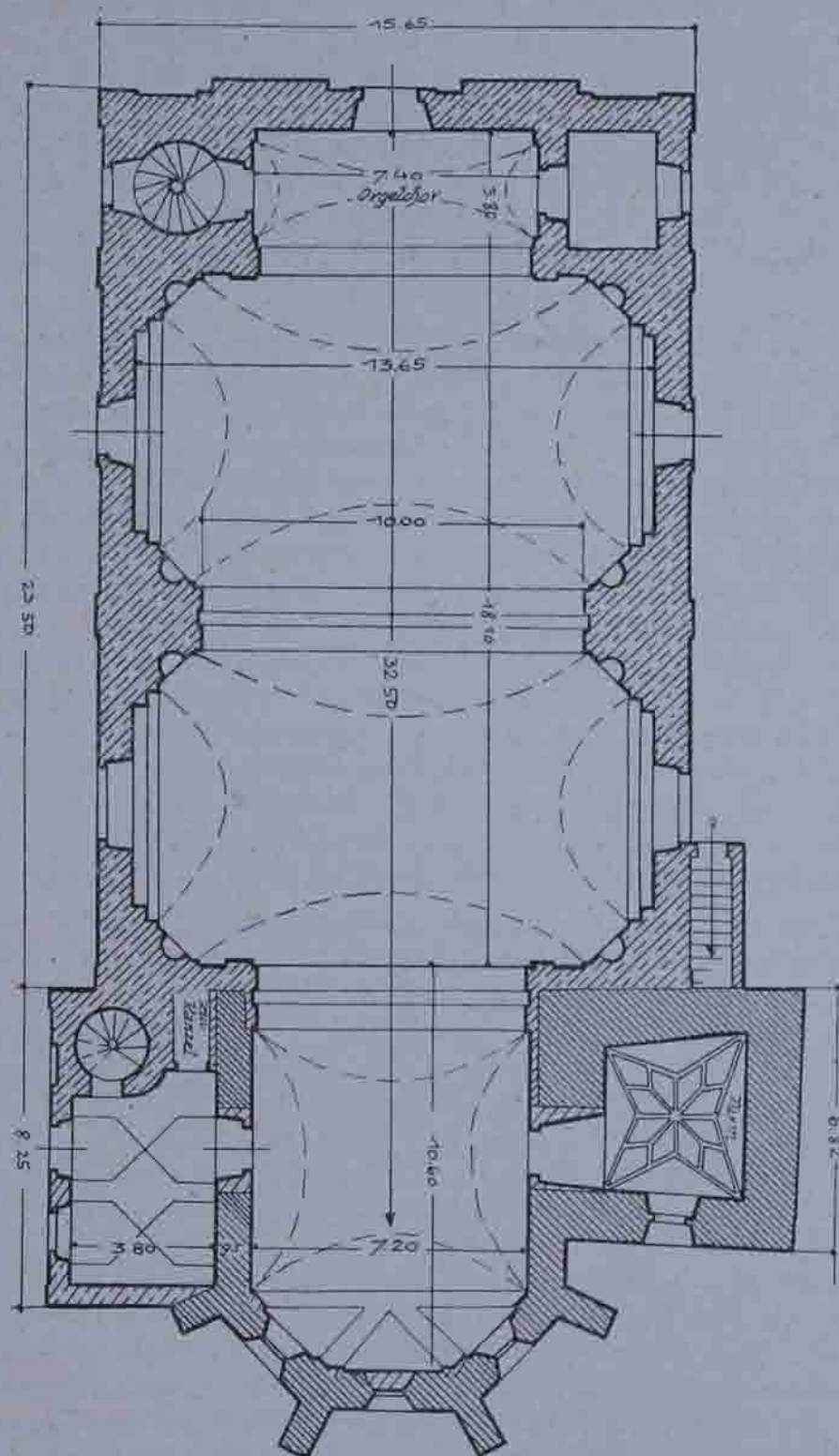
eine Wendeltreppe im Süden und eine Kapelle mit westlicher Nische im Norden — gespannt. Ihr Boden ruht auf einem Platzlgewölbe.

Der Hochaltar, ein über den Altartisch hochgerücktes Gemälde in bewegt geschwungenem Rahmen, nimmt das mittlere Wandfeld der drei Apsidenseiten ein, die beiden Seitenaltäre stehen an den Wänden des östlichen Saalraumjoches. Ein kleiner Seitenaltar ist auch — gegenüber der Kanzel — an dem schmalen Wandstück neben dem Chorraum aufgerichtet. Neben dem Hochaltarbild, das den Heiligen Andreas von dem Maler Hertzog darstellt, sind auf Konsolen die Statuen der Apostel Petrus und Paulus angebracht. Heiligenstatuen stehen auch in den sechs Rundbogennischen, die in die abgeschrägten Wandstreifen der Saalraumjoche eingeschnitten sind.

Die Außenerscheinung der Pfarrkirche wird durch eine einfache Rahmengliederung bestimmt. Nur an der Westfront erscheinen Pilasterpaare auf hohen Sockeln, die neben dem zentralen Wandfeld mit dem Tor und dem Fenster darüber aus der Fassade eine Mittelzone herausheben, die im Aufzug durch eine vertikale Rahmengliederung fortgesetzt wird. Seitliche Voluten leiten zur vollen Fassadenbreite über, ein Giebel mit geraden Schenkeln deckt den Aufzug ab. Auch das Tor zeigt ein schlichtes Giebeldreieck, während das Fenster über ihm durch einen geschweiften Spitzgiebel abgeschlossen erscheint.

Der prismatische Turmkörper mit kleinen Fenstern und Fensterschlitzfenstern ist viermal abgesetzt und nur durch die Horizontalen der zurücktretenden Mauergeschosse gegliedert. Allein das oberste Geschoß, wohl auf den alten Turmkörper neu aufgesetzt, ist durch Rahmenfelder geschmückt: über einem die Turmwände umfassenden Sockel steigen die großen Rundbogenfenster mit Turmuhrblättern über ihren Bogenscheiteln empor, begleitet von vertikalen seitlichen Rahmenfeldern. Die Turmhaube, deren horizontaler Ansatz durch die Zifferblätter der Turmuhr halbrund emporgewölbt wird, ist zweimal eingezogen, sodaß auf die Hauptkuppel kurvig einschwingende kegelstutzförmige Glieder folgen, die in Kugel und Kreuz endigen.

Die Grundrißgestalt der Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf deckt sich mit den zwei-jochigen Anlagen Hildebrandts in Georgswalde (Nordböhmen), Seelowitz (Mähren), Aspersdorf und Stranzendorf, die in den Jahren von 1725 bis etwa 1733 entstanden sind. Bereits um das Jahr 1712 hat Hildebrandt in der Kapelle des Schlosses Schönborn einen längsrechteckigen Raum in einen zwei-jochigen umgewandelt und die Grundform der genannten Kirchen vorbereitet. Die Abschrägung der Ecken in den beiden Raumjochen tritt bereits in den zwei noch den späten Zwanzigerjahren des XVIII. Jahrhunderts angehörenden Kirchen von Georgswalde und Seelowitz auf. Während das Gebälk in Georgswalde nicht nur den Saalraum, sondern auch den Chor und die Apsis umläuft, setzt es an den Langschiffwänden der Kirchen von Seelowitz und Stranzendorf aus. Mit der 1733 geweihten Kirche von Stranzendorf ist die Gestaltung der Apsis von Groß-Stelzendorf völlig identisch. Auch hier laufen über den beiden, das mittlere Wandfeld rahmenden Pilastern die Gurtbogen hoch und stoßen an den Scheitel des den Chorraum überspannenden Gurtbogens, der dem parallelen gegen das Kirchenschiff entspricht. Nicht nur die Lage von Hochaltar und Seitenaltären, auch die Anordnung und Form der Fenster in den Landkirchen Hildebrandts entspricht völlig der Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf. Das hoch über den Altartisch emporgehobene Hochaltarbild, das ohne architektonische Verfestigung an dem Wandfeld der Hauptachse angebracht erscheint, kehrt in Hildebrandts Kirchen von Aspersdorf und Stranzendorf wieder. Es ist die Hochaltarform Hildebrandts in den Dreißigerjahren, die bereits in der in den Jahren von 1714—1717 errichteten Pfarrkirche von Pottendorf, aber auch in seiner spätesten, 1740/41 erbauten Pfarrkirche von Göllers-



Kirche Groß-Stelzendorf (hl. Andreas), Bez.: Hollabrunn.

dorf erscheint. Der architektonische Altaraufbau, wie in den Kirchen von Georgswalde und Seelowitz ist verlassen, um ein von schwebenden Engeln getragenes Hochaltarbild einzuführen und an die Stelle des statisch in die Raumarchitektur eingefügten Hochaltares das labile Element des von schwebenden Engeln getragenen Bildes zu setzen. Der geringe Abstand der beiden Apsisfenster ließ die Anbringung von Engeln in Groß-Stelzendorf nicht zu. Die Apostelstatuen stehen so tief unter den Fenstern, daß nur ihre Köpfe in deren Öffnungen hineinragen. Die Freiheit in der Gestaltung der Pilaster, die von geknickten Bildungen bis zur Reduktion auf einen stabförmigen Schaft und eine Kapitältschnecke reicht, ist bereits in Hildebrandts Pfarrkirche von Pottendorf nachweisbar. Wie in Stranzendorf erscheinen auch in Groß-Stelzendorf Seitenaltäre nur im östlichen Joch, während die Seitenwände des westlichen Joches symmetrische Türen zeigen.

Die Fassade der Pfarrkirche von Groß-Stelzendorf variiert die Gestalt der Aspersdorfer Kirchenfassade. Deren Pilasterpaare hat Hildebrandt gegen die Mittelachse gerückt, sodaß in Groß-Stelzendorf die Seitenteile unter den Voluten des Aufzuges durch Rahmen eingefast erscheinen. Auch der Aufzug wird nur durch Rahmen gegliedert. Gegenüber der Pfarrkirche von Aspersdorf fehlt plastischer Schmuck in Groß-Stelzendorf sowohl dem Abschlußgiebel als auch den seitlichen Voluten. Die Fassade erscheint als die einfachste Reduktion des von Hildebrandt in Aspersdorf und Weyerburg entwickelten Gliederungsschemas, das in seiner flächenhaften Geschlossenheit nur durch die Straffheit und Ausgewogenheit der Proportionen wirkt, wie auch der Innenraum durch die lichte Klarheit des übersichtlich begrenzten Saalraumes überrascht. Ebenso verrät die Turmhaube in ihrer leicht und flüssig geformten Bildung die Hand eines Meisters. Und ohne Hildebrandts Entwürfe erscheint weder die Gestaltung des 1737 datierten Hochaltares denkbar, noch der Sockelrahmen mit den Nabelscheiben unter den Oratorienöffnungen, der immer wieder an den Bauten Hildebrandts unter den Fenstern die Sohlbank ersetzt.

Groß-Stelzendorf liegt im Raume der Schönbornschen Patronatskirchen von Stranzendorf, Göllersdorf, Aspersdorf und Weyerburg. Die Pfarre wurde von der Pfarre Hausleiten versorgt und ist erst in neuerer Zeit selbständig geworden. Es erscheint naheliegend, daß der Pfarrherr von Groß-Stelzendorf den viele Jahre in seiner Umgebung im Auftrag des Reichsvicekanzlers Friedrich Carl Graf Schönborn tätigen Baumeister Hildebrandt für die Neugestaltung seines Kirchenbaues zu gewinnen vermocht hat. Die Risse der Schönbornschen Patronatskirchen in Stranzendorf, Weyerburg und Göllersdorf, von Hildebrandt für die Reproduktion durch Stiche gezeichnet, sind im Mainfränkischen Museum in Würzburg erhalten. Von der Pfarrkirche in Groß-Stelzendorf sind alle zeichnerischen Grundlagen verloren, denn kein Adelsarchiv konnte sie für die Nachwelt bewahren. Trotz ihres Fehlens und des Mangels urkundlicher Überlieferung offenbart der Kirchenbau selbst so überzeugend die Autorschaft Hildebrandts, daß in ihm der Schöpfer der Plangrundlagen erkannt werden muß. Der von prachtvollen barocken Grabsteinen umstandene Bau fügt sich nach seinen Stilmerkmalen der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre ein und steht auch in seinem künstlerischen Rang den Schönbornschen Patronatskirchen Hildebrandts nicht nach.

Literatur:

- Bruno Grimschitz: Johann Lucas von Hildebrandts Kirchenbauten, Wien 1929. — ders.: Johann Lucas von Hildebrandt, Wien 1959. — Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs, Niederösterreich, Wien 1955.

NOTIZEN ZUR BAUGESCHICHTE DER POTTENDORFER PFARRKIRCHE.

Von Dr. Johann T a n z e r.

Die vor einiger Zeit abgeschlossene Außenrenovierung der Pottendorfer Pfarrkirche bietet einen passenden Anlaß, der Geschichte dieses interessanten barocken Bauwerkes nachzugehen. Wir wissen darüber sehr wenig. Die lokale Forschung ist über die knappen Angaben der Pfarrchronik, von Pfarrer Johann Zisser 1772 angelegt, nicht hinausgekommen. Sie berichtet, daß der damalige Patronatsherr Gundacker Thomas Graf von Starhemberg im Jahre 1714 außerhalb des Schlosses mit einem Kostenaufwand von 100.000 Gulden eine „neue und sehr herrliche Pfarrkirche“ zu erbauen begann. Der Passauer Offizial hat hiezu solemni ritu den Grundstein gelegt. Im Jahre 1717 war der Bau soweit vollendet, daß darin der erste Gottesdienst abgehalten werden konnte. Ein Jahr später (1718) wurde die Kirche geweiht¹⁾.

Auf der Suche nach neuen Quellen, denen Details über den Kirchenbau zu entnehmen sind, stieß ich im Pottendorfer Schloßarchiv auf die Rentamtsbücher der gleichnamigen Grundherrschaft. Die Bücher sind gut erhalten, fein säuberlich geschrieben und jahrgangsweise gebunden. Sie berichten über die Einnahmen und Ausgaben, die der Herrschaftsverwaltung in den einzelnen Jahren erwachsen sind. In den Bänden 1710, 1712, 1713, 1714, 1715, 1717, 1718 und 1719²⁾ finden sich nun zahlreiche Notizen, die auf den Kirchenbau hinweisen und die geeignet sind, das Dunkel, in das sich die Kirche hüllt, einigermaßen aufzuhellen. Sie ergeben wohl keine zusammenhängende Baugeschichte, enthalten aber in den Kapiteln über die „Rayß- und Zöhrungskosten“ Bemerkungen, die uns das Werden des Kirchenbaues verfolgen lassen. Die folgenden Ausführungen stützen sich hauptsächlich auf diese Notizen. Wo andere Quellen benützt wurden, wird dies eigens vermerkt.

Die ersten Hinweise.

Die ersten Hinweise enthält das Rentamtsbuch des Jahres 1710. Am 10. Dezember, so heißt es hier, geht für 2 Pferde des Vicedechanten von Fischamend, der „in commissione wegen der Pfarr Khürchen hir gewest“, 1 Metzen Hafer auf. Am folgenden Tag erhält der Kapitelbote von Fischamend, der dem Schloßverwalter einen Brief „wegen der Neuen Khürchen“ überbringt, 3 Gulden 6 Pfennig als Botenlohn.

Für das Jahr 1711 geben uns die Rentamtsbücher keine Anhaltspunkte, da der betreffende Band im Archiv fehlt.

Der Bauplatz.

Das Jahr 1712 macht uns mit dem ausführenden Maurermeister bekannt: Franz Jänckhl aus Wien. Der Schloßverwalter verrechnet (ohne Datumsangabe) einen Betrag von 1 Gulden 5 Schilling 18 Pfennig mit der Bemerkung: „... alß ich den Maurer Meister Jänckhl, so bey dem Neuen Khürchengebäu nachgesehen, nachher Wien fahren lassen mit meinen Pferden, hat Knecht und Pferd verzöhrt ...“ Diese Notiz läßt bereits das Bestehen eines Bauplatzes vermuten. Aus einer anderen Quelle wissen wir, daß der Bauplatz tatsächlich

¹⁾ Chronik der Pfarre Pottendorf, Band 1, fol. 31.

²⁾ Das Pottendorfer Schloßarchiv wird derzeit von der burgenländischen Landesregierung in Eisenstadt verwahrt.

im Jahre 1712 festgelegt wurde. Das „Bedenkbuch“ des Schloßarchivs erzählt, daß Starhemberg als Standort der neuen Kirche einen Platz bestimmte, der der Gemeinde Pottendorf gehörte. Er tauschte diesen Platz am Osteingang des Ortes gegen den sogenannten Gudenischen Hof, dessen Besitzer die Herrschaft war, ein. Der Gudenische Hof ist mit der heutigen alten Mädchenschule identisch. Das war im Jahre 1712³⁾. Ob in diesem Jahr auch schon mit dem Bau begonnen wurde, läßt sich unseren Quellen nicht entnehmen. Wohl bucht die Schloßverwaltung unter den Ausgaben für das neue Kirchengebäude einen Betrag von 378 Gulden 4 Schilling 26 Pfennig, die „verschiedentlich ausbezahlt“ wurden, ohne diese Ausgaben näher zu detaillieren. Doch fehlen in diesem Jahr noch Hinweise auf Materialzufuhren.

Das Pestjahr 1713.

Im Rentamtsbuch des Jahres 1713 begegnen uns viele Notizen über die Beschaffung von Baumaterialien. Sehr häufig scheinen Hinweise auf Holzschlägerungen (Bau- und Gerüstholz) auf. Das Holz kommt fast ausschließlich aus dem Wolfsgeisterwaldt in Frohstorf (bei Wr. Neustadt). Am 8. März finden sich der Verwalter Ignaz Pachner und der Neustädter Zimmermeister Hans Kirchmayr dort ein, „umb Hölz zum alhisigen Kürchengebäu auszuzeichnen“. Am 18. März werden der Herrschaftsmeier Pöschl und 6 Knechte mit 8 Ochsen nach Frohstorf geschickt. Sie haben das Kirchenholz „auszustreifen“. Auch am 26. und 27. April sowie am 15., 16., 26. und 27. Mai finden wir Pöschl und 3 Knechte im Wolfsgeisterwald beim „Kürchenholz fahren“. Am 28. April bekommt der Zimmermeister Kirchmayr für 170 Stämme 42 Gulden ausbezahlt. In der Zeit vom 13. bis 20. September bringen der Meier und 5 Knechte 20 „Bloch“ auf die Berndorfer Sägemühle. Weitere Fuhren von Kirchenholz sind am 9., 10., 13., 14., 16., 17., 20. und 21. Oktober vermerkt.

Neben der Bereitstellung von Bau- und Gerüstholz finden sich auch Vermerke über die Beschaffung von Mauersteinen. Im Wimpassinger Steinbruch (Burgenland) brechen Hans Jeich, Michael Reithoffer, Sebastian Stähle und Michael Pizer Steine. Am 30. November erhalten sie für 200 Klafter gebrochene Mauersteine den accordierten Brechnerlohn nebst 1 Gulden 25 Pfennig Leutkauf, zusammen 81 Gulden 25 Schilling. An die Steinmetzmeisterin Maria Groß aus Loretto werden laut Rechnung vom 23. Dezember „wegen der zu dem Neu aufführenden Kürchen Gebäu Verfürttigten Stainmez Arbeith“ 23 Gulden ausbezahlt.

Die im Jahre 1713 in Österreich grassierende Pest scheint die Vorbereitungsarbeiten nur gehemmt, aber nicht unterbrochen zu haben. Pottendorf selbst und auch das benachbarte Landegg blieben von der Seuche verschont. In der Umgebung aber forderte sie zahlreiche Opfer. So hören wir, daß in dem zur Herrschaft gehörigen Wampersdorf 22 Häuser von der Pest befallen wurden; 57 Personen starben an dieser Krankheit. Die Holdin Ursula Triblin hatte am 4. Mai, anläßlich eines Besuches in Weigelsdorf, die Pest in Wampersdorf eingeschleppt. Am 30. November ist die Seuche wieder erloschen. Die Wampersdorfer Untertanen, die während der „Contagion“ die der Herrschaft schuldigen Schnitterarbeiten nicht leisten konnten, brauchen den Schnitterlohn in der Höhe von 26 Gulden 25 Kreuzer nicht zu ersetzen, „weillen sye mit Fuhren bey der Khürchen vil Hilf erweisen haben“.

³⁾ Bedenkbuch mit Abschriften von Urkunden, beginnend mit dem Jahr 1712, fol. 66.

1714: Die Kirche im Rohbau fertig.

Im Jahr 1714 ist der Bau der neuen Kirche in vollem Gange. Um die Jahresmitte haben die Mauern bereits eine Höhe von etwa 5 Meter erreicht. Diesen Hinweis entnehmen wir einem Bericht, datiert vom 30. Juni 1714, in dem ein Gutachten des Hainburger Konsistorialpfarrers Johann Karl Wascher über den Zustand der alten Pottendorfer Pfarrkirche enthalten ist. Darin wird der Vorschlag gemacht, die alte Kirche abzutragen und das noch brauchbare Material als Aufschütt in der neuen Kirche zu verwenden. Die neue Kirche, so heißt es in dem Gutachten, sei schon „über 2½ Clafter aufgeführt“⁴⁾. Unseren Rentamtsbüchern wiederum entnehmen wir die Nachricht, daß am 2. Dezember 1714 Wiener Zimmerleute den Dachstuhl der Kirche aufsetzten. Damit war die Dachgleiche erreicht und die Kirche im äußeren Rohbau fertig.

Außer diesen beiden Hinweisen stehen uns für das Jahr 1714 folgende Notizen zur Verfügung: Im Jänner und Februar wird fast täglich von Frohstorff Bau- und Gerüstholz „abgeführt“. Die Hölzer kommen teils in die Zimmerei nach Wr. Neustadt, teils in die Berndorfer Sägemühle. Hier verarbeitet Adam Kreuzberger die Stämme zu 462 „Stuckh Laden“. Am 27. Jänner kauft der Schloßverwalter auf dem Neustädter Wochenmarkt verschiedene „Bau-notwendigkeiten“ ein. Den erforderlichen Kalk bestellt der Marktrichter Hans Rinderhofer in Veitsau bei Berndorf. Im Frühjahr und Sommer treffen laufend Fuhren mit Bauholz, Gerüstbrettern, Eisenstangen, Kalk und Dachziegeln an der Baustelle ein. Letztere kommen aus Loippersdorff (Leopoldsdorf bei Wien). Am 19. Oktober verhandeln der herrschaftliche Rentamtsschreiber und zwei Pottendorfer Ratsgeschworene über die Bezahlung der „durch die Unterthannen abgeführten „Tachziegel“. Am 13. November sehen sich der herrschaftliche Rechnungsführer und der Zimmermeister Kirchmayr in Frohstorf um das für den Kirchturm (Turmhelm) und den Glockenstuhl benötigte Eichenholz um.

Johann Lucas von Hildebrandt auf Besuch.

Das Rentamtsbuch 1714 meldet den Besuch hoher Gäste. Ohne Datumsangabe vermerkt es, daß „In Anwesenheit Ihro Gnaden Herrn Hof Cammerrath von Peyern, Herrn Ingenieur nebst dem Maurer- und Zimmermaister, wie auch an den gehaltenen 4 Festen „38 Hendl“ aufgegangen sind. Wer sind nun diese Gäste? Der Hofkammerrat ist mit Sebastian von Peyern, dem Sekretär des Grafen Starhemberg identisch. In dieser Eigenschaft begegnet er uns schon im Rentamtsbuch des Jahres 1702. Und der Ingenieur? Wir dürfen hinter diesem Titel den Baumeister der Pottendorfer Pfarrkirche, Johann Lucas von Hildebrandt vermuten. Sein Name wird in den uns zu Gebote stehenden Quellschriften nie genannt. Vielleicht ist er auch der Schloßverwaltung nicht bekannt gewesen. Man begnügt sich mit dem außerordentlichen Titel „Ingenieur“. Doch steht die Autorschaft Hildebrands an der Pottendorfer Kirche fest. Bruno Grimschitz hat bereits im Jahre 1929 auf Grund stilkritischer Untersuchungen die Kirche Hildebrandt zugeschrieben⁵⁾. Die enge Verbindung mit dem Maurermeister Franz Jänckhl, der den Bau in Pottendorf führt, deutet ebenfalls auf Hildebrandt hin. Denn Jänckhl ist erwiesenermaßen der ausführende Maurermeister der Bauprojekte Hildebrandts. Zweifellos ist der in

⁴⁾ Gutachten im Archiv der Erzdiözese Wien.

⁵⁾ Grimschitz Bruno, Johann Lucas von Hildebrandts Kirchenbauten (Wr. Jahrbuch für Kunstgeschichte, Band 6, Wien 1929), S. 263 f.

obiger Notiz genannte Baumeister Franz Jänckhl. Der Zimmermeister in der hohen Gesellschaft könnte wohl der Neustädter Hans Kirchmayr sein, von dem schon öfters die Rede war; wahrscheinlich aber handelt es sich um einen Wiener Zimmermeister, dessen Name uns nicht bekannt ist.

Im Jahr 1714 konnte die Schloßverwaltung kein bares Geld an die hochgräfliche Herrschaft nach Wien abführen, „weillen man die hier eingehenten Rendten zur erpauung der Neuen Kürchen im Marckht Pottendorff, Wie auch erpauung und reparierung der alten Verwalterey nebst anderen unendpörlichen Außgaaben applizieren müssen. Daher ist zur Hochgnädigen Herrschafts Handen in Paarem Gelt Erlegt worden ... NIHIL.“

1715: Der Baumeister dreimal an der Baustelle.

Das Rentamtsbuch 1715 bringt wieder eine Reihe von Notizen über Materialzufuhren, weiters über den Einbau der Tür- und Fensterstöcke, und mehrfache Beratungen der am Bau beschäftigten Handwerker mit Hildebrandt. Zunächst die Notizen über die Materialzufuhren. Am 3. Februar bringen der Herrschaftsmeier und der Marktrichter das im Vorjahr in Frohstorf geschlagene Eichenholz nach Pottendorf. Mehrmals ist von Doppelziegel die Rede. Mauerziegel dieses Großformates werden aus Leopoldsdorf bezogen. Am 4. Juli langen 4 Wagenladungen mit 1200, am 8. und 12. Juli weitere 6 Wagen mit 2000 Stück ein. Im Sommer macht sich ein Mangel an Dach- und Mauerziegel bemerkbar. Daher werden der Verwalter und der Meier nach Leopoldsdorf befohlen, um die fehlenden Materialien zu besorgen. Auch an Bau- und Gerüstholz fehlt es noch. Am 26. und 31. August streifen der Meier und 3 Knechte im Wolfsgeisterwald geschlagenes Holz aus. Am 13. September bemüht sich der Wiener Hofzimmermeister persönlich in Frohstorf „umb das noch abgängige Holz“. Zwei Tage später reist er in Begleitung des Verwalters und des Poliers nach Wien zurück. In den ersten Oktobertagen treffen „Tirsteine“ (Türstöcke aus Stein) aus Kaiser Steinbruch ein.

Am 24. Juni beraten der Wiener Schlossermeister (der Name ist nicht bekannt) und der Neustädter Tischlermeister Matthias Vetter über die Kirchenfenster. Im Juli folgen Verhandlungen mit dem Glasermeister aus Wr. Neustadt, wobei es wieder um die Kirchenfenster geht.

Die interessantesten Notizen dieses Jahres beziehen sich aber auf die Besuche Hildebrandts in Pottendorf. Wir können drei Besuche feststellen. Das erstemal weilt er zu Pfingsten (8. bis 10. Juni) im Schloß. Mit dem „Ingenieur“ — sein richtiger Name wird wieder nicht genannt — sind der Hofkammerrat von Peyern, Maurermeister Jänckhl und ein Ingenieursadjunkt (Name nicht genannt) nebst 3 Bedienten erschienen „umb beym Neuen Kürchengebäu ein und anderes anzuordnen“. Das Rentamt hat getreu vermerkt, was die hohen Gäste im Schloß gegessen haben. Am Pfingstsamstag (8. Juni, Fasttag) gibt es 3 Pfund Karpfen, 3 kleine Hechte, dazu Semmelgebäck, 1 Seidel Milchrahm, $1\frac{1}{2}$ Maß Wein, 2 Maß Bier; ferner gehen 1 Maß Essig, 3 Stück Schildkröten, 5 Pfund Brot, 1 Pfund Schmalz, 18 Eier, $\frac{1}{8}$ Mundmehl und für die Beleuchtung 12 Pfund Kerzen auf. Am Pfingstsonntag (9. Juni) liegt folgende Speisekarte für das Mittag- und Abendessen vor: 3 Paar Tauben in die Pastete, 2 Pfund Kalbsschnitzel, 2 Maß Wein, 4 Maß Bier, $1\frac{1}{2}$ Pfund Schmalz, $\frac{1}{2}$ Pfund Butter, $\frac{1}{2}$ Pfund Speck, 1 Stück Schinken, 1 Ente, 8 Hühner, 12 Eier. Der Herr von Peyern hat sich sein Essen selbst mitgebracht: „1 Kölbernes Nürnprät“, ferner Rindfleisch und zwei „Lämerne Biegl“. Zum Nachtsch gibt es „Lemonie, Reis, Weinpörl, Zibeben, Mandl, Piskoten“. Auch für Pfingstmontag und Dienstag liegt eine ähnliche Speisekarte vor. Am Pfingstmontag (10. Juni)

melden sich bei Hildebrand 3 Stein-Metzen — zwei aus Loretto (im Burgenland) und einer aus Wr. Neustadt, um Weisungen über einschlägige Arbeiten an der Kirche entgegenzunehmen.

Am 16., 17. und 18. August kommt Hildebrandt wieder an die Kirchenbaustelle und hat eine Unterredung mit den bereits erwähnten drei Steinmetzen; der Aussprache werden auch der Hammerschmied Matthias Kriechbaum und ein Glasermeister — beide aus Neustadt — beigezogen.

Ein dritter Besuch Hildebrandts wird am 24. September notiert. Dabei kommt es abermals zu Besprechungen mit den Steinmetzen; außer den bereits Genannten ist auch einer aus Kaiser Steinbruch gekommen. Wahrscheinlich waren bei all diesen Zusammenkünften die steinernen Tür- und Fensterstöcke Gegenstand der Beratungen.

1716: Der Turmhelm wird aufgesetzt.

Für das Baujahr 1716 fehlen Rentamtsrechnungen; der betreffende Band ist im Schloßarchiv nicht vorfindig. Doch sind wir auch in diesem Jahr nicht ohne Anhaltspunkte. Der Laune eines Zimmermannes verdanken wir einen wertvollen Hinweis auf die Vollendung des Turmhelmes. Er schnitt in das letzte Balkenstück, das von der gewaltigen Holzkonstruktion zum Turmkreuz emporsteigt, mit einem scharfen Instrument die Jahreszahl 1716 ein. Die Ziffern sind etwa 7 cm groß und sehr gut lesbar. Schreiber dieser Zeilen hat anlässlich einer Erkundungsklettertour im Gebälk die Jahreszahl mit eigenen Augen gesehen. Man darf annehmen, daß die eigenartige Turmzwiebel im Jahre 1716 vollendet worden ist. Im Jahre 1716 — und wohl auch schon 1715 dürfte die Innenarchitektur der Kirche entstanden sein (die Gewölbe, Gesimse, Lisenkapitälé). Daß an diesen Arbeiten Fachleute aus Wien beteiligt waren, geht aus einer Eintragung des herrschaftlichen Straf- und Landgerichtsprotokolls hervor, die besagt, daß ein „wienerischer“ Maurer, der beim Kirchengebäude beschäftigt war, wegen eines Sittlichkeitsdeliktes zu 5 Gulden an die Herrschaftskasse verurteilt worden ist.

1717: Die Kirche wird eingerichtet.

Das Rentamtsbuch 1717 bringt Notizen, die deutlich die Vorbereitungsarbeiten für die baldige Abhaltung des Gottesdienstes erkennen lassen. Am Montag in der Karwoche (22. März) trifft der neue Hochaltaraufbau aus Wien ein. Er ist mit dem heutigen Hochaltar nicht identisch; dieser kam erst 1769 an dessen Stelle. Am Donnerstag nach Ostern (1. April) baut der Neustädter Uhrmacher Josef Stynuß die Turmuhr ein. Am gleichen Tag holt Meier Pöschl mit 3 Knechten auf 3 Wagen die große Glocke aus Wien. Die beiden Seitenaltaraufbauten kommen am 13. April an. Das eine Altarblatt stellt die Geburt Christi dar, das andere das Martyrium der hl. Barbara. Beide Bilder sind Werke des Wiener Malers Johann Georg Schmid. Am 13. Mai stellen der Wiener Hof-Organmeister (Name nicht genannt) und ein Geselle die neue Kirchenorgel auf. Am 14. Mai lesen wir vom Eintreffen der Kanzel. Nun ist es so weit, daß der Gottesdienst abgehalten werden kann. Am Sonntag nach Pfingsten (23. Mai) finden sich „unterschiedlich ankommende Herrn Göst, zuraisente Offiziere und Bediente und verschiedene Handwerchsleuth“ zur ersten Messe in dem neuen Gotteshaus ein.

1718: Weihe der neuen Kirche.

Die Ausgestaltung des Innenraumes wird 1718 fortgesetzt. Am 12. April stellen zwei Maurergesellen des Deutsch Brodersdorfer Maurermeisters Urban

Kuttnich den Taufstein der alten Pfarrkirche auf. Nach der Weihe der Kirche wurde er wieder entfernt und durch das noch heute beim linken Seitenaltar stehende Taufbecken aus Salzburger Marmor ersetzt. Am 29. Mai, Sonntag Exaudi, trifft der Brixener Bischof Caspar Graf von Künigl, ein Bekannter Starhembergs, in Pottendorf ein und nimmt die feierliche Weihe der neubauten Kirche vor. Der Tag verläuft glanzvoll. Starhemberg läßt im Schloß drei „Tafeln“ vorbereiten. An der einen speisen die „hochgnädige Herrschaft und verschiedentliche Herrschaften“, an einer zweiten die Offiziere und an einer dritten die Bedienten, Lakaien und Stalleute. Die geistlichen Herren werden von Pfarrer Jakob Sailer im Pfarrhof „traktiert“. Die Musikkapelle — 8 Mann aus Eisenstadt — verköstigt der Pottendorfer Hofwirt Schweighofer.

Am 28., 29. und 30. Juli vermerken unsere Bücher die Anwesenheit eines Marmorierers, der an den Seitenaltären arbeitet, sowie eines Steinmetzen, der den neuen Taufstein setzt und die beiden Weihwasserbecken einmauert.

Die Ringmauer um die Kirche entsteht ebenfalls 1718. Schon im Mai haben Peter Tyroller, Michael Reithofer und Hans Putz im Wimpassinger Steinbruch 159 Klafter Mauersteine gebrochen. Der Waldjäger Michael Schindler und der Hernsteiner Dorfrichter Thomas Wöhrer liefern den Kalk: Melchior Wohlauf und Georg Lehrer werfen den Sand.

Im Jahr 1719 werden die marmornen Opferstöcke aufgestellt.

Spätere Erweiterungsbauten.

Mehr als 50 Jahre nach Vollendung der Kirche wurden einige Erweiterungsbauten durchgeführt. So entstanden im Jahre 1769 nach den Plänen und unter der persönlichen Leitung des damaligen Pfarrers Johann Zisser der Vorbau an der Hauptfassade, die erweiterte rechtsseitige Sakristei und das Musikchor.

JAKOB PRANDTAUERS ANTEIL AN DEN BAROCKHÄUSERN IN ST. PÖLTEN.

Von Rupert Feuchtmüller.

Die Jakob Prandtauer-Ausstellung, die zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages in den Kaiserzimmern des Stiftes Melk gezeigt wurde, versuchte die für den Künstler gesicherten Werke möglichst vollständig zu erfassen ¹⁾. Im Anschluß an diese Veranstaltung, die ein umfangreiches Bildmaterial vorlegte, gelangen noch einige weitere Klärungen ²⁾, die von speziellen Nachforschungen gefolgt waren ³⁾. Die Barockhäuser St. Pöltens, mit deren Zuweisung sich bereits Arbeiten von Hugo Hantsch ⁴⁾, Bruno Grimschitz ⁵⁾ und

¹⁾ Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis, Ausstellungskatalog 1.—3. Auflage, Wien 1960.

²⁾ Siehe die Zusammenfassung: R. Feuchtmüller, „Zur Lage der Prandtauerforschung“ in: „Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“, 13. Jh. Nr. 2, erweiterter Sonderdruck.

³⁾ Richard Kurt Donin, „Jakob Prandtauer und die Baukunst des Südens“ im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, NF. XXXIV/1958—1960, S. 325—346.

Erich Egg, „Jakob Prandtauer und Tirol“ in: Ausstellungskatalog der Prandtauerausstellung Innsbruck 1961.

⁴⁾ Hugo Hantsch, „Jakob Prandtauer“, Wien 1926.

Karl Borromäus Frank⁶⁾ befaßten, wurden in diese neueren Untersuchungen nicht einbezogen. Erst kürzlich hat Karl Gutkas die Hausgeschichte der in Betracht kommenden Bauten zusammengestellt⁷⁾ und die teils offenen Fragen neuerlich aufgerollt. Zugleich wurde aber auch auf die bestehenden Schwierigkeiten verwiesen: es gibt keine Bauakten, Pläne oder sonstige schriftlichen Quellen, die auch nur zu einem einzigen Bau die Konzeption Prandtauers belegen könnten. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit von Gutkas, der einige wichtige Anregungen zu verdanken sind, soll nun neuerlich der Versuch gemacht werden, den Denkmalbestand stilkritisch zu untersuchen und dafür das von der Prandtauer-Ausstellung erarbeitete Material vergleichsweise heranzuziehen⁸⁾.

Die kunstgeschichtliche Forschung begegnet gleichfalls manchen Schwierigkeiten. Die für Prandtauer gesicherten Klosterbauten lassen sich in ihren großzügigen und oft sehr schlichten Fassadengliederungen mit den kleineren gezierten Bürgerhäusern nur mit größten Einschränkungen vergleichen. Die wenigen Profanbauten, Gasthöfe und Pfarrhöfe sind meist so schmucklos, daß nur die Ordnung der Fenster und Tore oder die Gewölbe der Einfahrten konkrete Anhaltspunkte geben. Gerade diese Kriterien sind bei den Bürgerhäusern aber selten heranzuziehen, da es sich in den wenigsten Fällen um Neubauten handelt. Ein älterer Baukern, der auf die Renaissance oder die Gotik zurückgeht, bestimmt vielfach die Anlage.

Der reiche Fassadenschmuck, der sich an den Barockhäusern St. Pölten findet, steht im Gegensatz zum Aussehen des Prandtauer Wohnhauses, wie es das große Ölbild vom projektierten Umbau des Chorherrnstiftes zeigt⁹⁾. Nur zwei Faschen teilen die Fassade (vergleiche Haitzendorf); an Stelle einer großen Gliederung durch Pilaster sieht man die flächig eingesetzten dekorativen Fensterumrahmungen; jedes Geschloß ist für sich behandelt. Es ist allerdings mit Sicherheit anzunehmen, daß Jakob Prandtauer, der sich 1692 als Klosterviertelbürger in St. Pölten niederließ, das am 16. September dieses Jahres erworbene Haus (Klostergasse 15) in der folgenden Zeit völlig umbauen ließ. 1725 wurde der Bildhauer Peter Widerin und seine Gattin als Mitbesitzer eingetragen, deren Sohn verkauft es 1728 an Franz Freiherrn von Sellern. Die ursprüngliche Außenerscheinung ist im 19. Jahrhundert durch Erweiterungen und Umgestaltungen verlorengegangen. Nur die tonnengewölbte Stiege und die mit Stuck gezierte Decke des Treppensatzes sind noch erhalten. Da die Gesimse und die Wölbungsform Ähnlichkeiten mit Prandtauers Bauten zeigen, haben wir keinen Grund, die bisherige Zuschreibung anzuzweifeln.

Im Anschluß an dieses Haus betrachtet man am zweckmäßigsten vorerst jene Bauten, deren Besitzer mit Prandtauer persönliche Beziehungen hatten.

⁵⁾ Bruno Grimschitz, „Das barocke St. Pölten“, in: Die Städte Deutschösterreichs, Berlin 1928.

⁶⁾ Karl Borromäus Frank, „Die Barockfassade des Institutsgebäudes der Englischen Fräulein in St. Pölten und der Prandtauer-Kreis“. Sonderdruck aus der Festschrift „250 Jahre Institut der Englischen Fräulein St. Pölten“, St. Pölten 1956.

⁷⁾ Karl Gutkas, „Jakob Prandtauer-Bauten in St. Pölten“ in: Mitteilungen des Kulturamtes (Amtsblatt St. Pölten), Jg. 1960, Folge 1—19.

⁸⁾ Die Klärung scheint schon deshalb nötig, weil sich die verschiedenen Zuschreibungen (teils auch im Kunsthandbuch Dehio) gegenseitig widersprechen. — Von allen bei Gutkas besprochenen Bauten befinden sich Fotos im Archiv des n.ö. Landesmuseums.

⁹⁾ Karl B. Frank, „Jakob Prandtauer und seine St. Pöltner Bauschule“. Diözesankalender 1960 (1959), S. 101—112, Abb. S. 108.

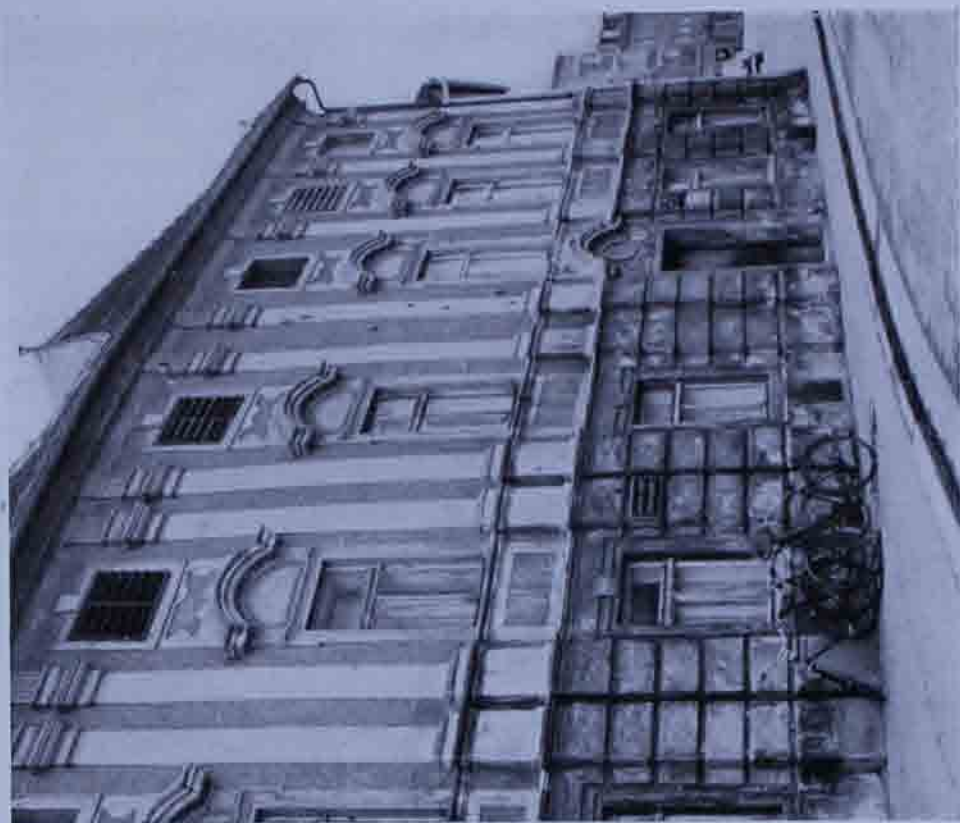
Hierher gehört das Haus der Stukkateure Johann und Balthasar Pöckh in der Grenzgasse 2. Diese in Melk mit Prandtauer gemeinsam tätigen Künstler erwarben das Haus 1703; das Monogramm über dem Tor (1694) weist aber noch auf den Vorbesitzer, den Steinmetzmeister Franz Reischl. Obwohl die Fassade im Erdgeschoß verändert wurde, gibt sie doch eine gute Vorstellung von dem einfachen Stil, den Prandtauer Ende des 17. Jahrhunderts in St. Pölten vorfand. Das kräftige Gesims mit den horizontalen Plättchen und die geschoßteilende Fiasche wurde von ihm selbst mehrfach verwendet. — Viel klarer sind die stilistischen Merkmale am Haus Hofstatt 5, das dem Tischler Hippolyt Nallenburger gehörte. Dieser Künstler, der für Prandtauers Kirchen in St. Pölten arbeitete, starb 1733. Es ist somit anzunehmen, daß er sein Haus noch zur Zeit Prandtauers erbauen ließ. Auf eine stilistische Ähnlichkeit hat bereits Gutkas verwiesen. Tatsächlich hat diese Fassade unter allen Bürgerhäusern St. Pöltens die engste Bindung zu Prandtauer. Die blockhafte Wandauffassung und die schlichten Pilaster, die außen gekuppelt sind und von dem rustizierenden Sockel aufsteigen, sind dem Spätstil des Künstlers, etwa dem ehemaligen Kremsmünstererhof in Linz (1720—26) zu vergleichen. Für die Ähnlichkeit sprechen die segmentförmigen, gebrochenen Fensterbegründungen, ein Motiv, das wir von der Melker Stiftskirche sowie vom Osttrakt des Klosters kennen und das sich am Kremsmünstererhof in Hohenbrunn oder an der Ostfassade von Herzogenburg vorfindet. Auch die in das Gewände einschneidenden Keilsteine finden sich bei Prandtauer; für seine Art sprechen auch die erhabenen Verputzfelder, die Haupt- und Obergeschoß verbinden, sowie die rechteckigen Fenster-Parapette (Melk, Ostfront). Seiner Art widerspricht aber die dekorative Flächigkeit der Motive, die wenig profilierten Kapitelle, die getreppten Basen mit den diamantartigen Sockelfeldern und die auseinandergezogenen Rustikastreifen. Diese Unterschiede liegen nur in der Ausführung, nicht aber in der Konzeption.

Aus historischen Erwägungen wurde das schon von Schwerdtfeger¹⁰⁾ für Prandtauer in Anspruch genommene Stadtpalais der Fürstin Maria Antonia Montecuccoli am Rathausplatz 5 auch von Gutkas seinen Werken eingereiht. Der Baubeginn könnte mit der Erwerbung des Hauses im Jahre 1721 in Verbindung stehen. Für Prandtauer spricht vor allem der Umstand, daß er auch der Baumeister des von der Fürstin gestifteten Karmeliterinnenklosters war. Die später veränderte unsymmetrische Fassade mit der Geschoßteilung und den strengen Segment- und Dreiecksgiebeln hat mit Prandtauer jedoch nichts zu tun. Das Tonnengewölbe der Einfahrt aber, mit den geraden Ansätzen und den Stichkappen, entspricht seinem Stil; ebenso die Volute am obersten Podest des Treppenhauses (vergleiche Melk). Dieser Bauteil hat sich seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie es das eingesetzte Gitter zeigt, im wesentlichen unverändert erhalten. Das benachbarte Haus Rathausplatz 6 des Johann Adolf Freiherrn von Lembruch auf Albrechtsberg weist bis zum Jahr 1717 eine achtfache Wertvermehrung auf, so daß, wie Gutkas angibt, in dieser Zeit mit einem Umbau zu rechnen ist. Auch diese Fassade wurde später verändert; die Rundtonneneinfahrt geht vermutlich noch auf das 16. Jahrhundert zurück. Die aufsteigende Wölbung der Stiege erinnert an das Prandtauerhaus in der Klostersgasse; die mit Stuckfaschen eingefassten Stichkappen im Gang des 1. Stockes sind ebenso wie das vertiefte Verputzfeld eine Eigenheit Prandtauers (Gänge des Klosters Melk), die auf seine Beteiligung schließen läßt.

¹⁰⁾ Josef Schwerdtfeger, „Erinnerungen eines alten St. Pöltners“, St. Pölten 1925, S. 13.



St. Pölten, Hofstatt 5



St. Pölten, Fuhrmannsgasse 14

Die übrigen Barockhäuser St. Pölzens sind in erster Linie nach ihrem Fassadenzierat zu beurteilen. Einen Ausgangspunkt dafür bildet das Haus Hofstatt 5. Ihm zu vergleichen ist das Haus am Riemerplatz 1¹¹⁾, das dem Hofkanzler Joh. Fr. Graf Bucellini (1713—1714), dem Hofkammerat Barth. Freiherrn v. Tinti (1714—1716), Johann Babt. Renholdt (1716—1732) und Leopold Graf Herberstein (1732—1750), also durchwegs bedeutenden Persönlichkeiten gehörte. Grimschitz hat die graziöse flächige Wandgliederung dem Werk Prandtauers widersprechend bezeichnet und Gutkas verwies darauf, daß Graf Herberstein 1732 beim Rat der Stadt um die Genehmigung seines Portalbaues ansuchte. Da der Balkon des Vorbaues das Rundbogentor durchschneidet und die Gewände ohne Rücksicht auf Gesimse und Pilaster eingesetzt sind, handelt es sich eindeutig um eine spätere Ergänzung. Die Bauzeit fällt daher vor 1732. Die einzelnen Zierelemente sind noch stark von Prandtauer beeinflußt. Es finden sich dieselben Fensterbegrünungen wie beim Haus in der Hofstatt, wobei die kreisrunden Felder darunter ihr Vorbild am Seitenportal des Stiftes von Herzogenburg haben, mit dem sich die engste Verwandtschaft ergibt¹²⁾. Der Stuckzierrat über den Kapitellen erinnert an den Marmorsaal in Melk (die Ausstattung fällt bereits in die Zeit J. Munggenasts um 1730) und an den Kuppelraum der Stiftskirche von Altenburg (nach 1732). Die Ornamente der Giebel gemahnen an den Nordgiebel von Herzogenburg¹³⁾ und an das spätere Apothekerhaus Wienerstraße 1¹⁴⁾, das Gutkas nach 1731 ansetzt. Die Lisenen an der Seitenfront in der Linzerstraße lassen sich, ebenso wie das Tonnengewölbe des Stiegenaufganges, von Prandtauers Gepflogenheit ableiten. Die nach unten eingerollten Voluten links und rechts der Keilsteine entstammen dem Themenkreis Josef Munggenasts, der dieses Motiv an der Portalbegrünung von Wullersdorf¹⁵⁾ verwendet. Bedenkt man, daß Josef Munggenast von Prandtauer schon 1718 die Weiterführung der Bauarbeiten am Sonntagberg übertragen erhält, daß er aber später bei seinen eigenen Arbeiten, etwa in Dürnstein, Altenburg, Geras und Seitenstetten, ganz andere Ziermotive verwendet, dann kann man ihm wohl (dies schon in Anbetracht der zierlichen Flächigkeit) die Durchführung mit eigenen Abänderungen zusprechen. Charakteristische Zierelemente, die Verbindung von Portal und Fenster (nicht dessen Begrünung!) entstammen gleichfalls dem Formenschatz Prandtauers.

Von diesen Überlegungen ausgehend, hat man die übrigen Barockbauten zu betrachten, die zwar Prandtauers Elemente, aber nicht seine künstlerische Auffassung spiegeln. Das Haus Rathausgasse 2 wurde schon von Grimschitz der Schule Prandtauers zugewiesen. Die Riesenpilasterordnung, die Verbindung von Portal und Fenster deuten darauf hin; das Motiv der kielbogenartig geschweiften Fensterbegrünung läßt sich vom Mittelrisalit der Melker Ostfront (Haupteinfahrt) ableiten. Am St. Pöltner Haus aber ist jedes Detail dekorativer: die Brechung der Bewegung, die zierlichen Voluten darunter und schließlich die ornamentale Stuckverkleidung. Es ist so, als ob Prandtauers Schmuck mit einigen Änderungen auf die zur Verfügung stehende Fassade aufgetragen worden wäre. Prandtauer hätte kaum einen Pilaster gerade an den einschwingenden Teil der Front gesetzt. Wie sehr

¹¹⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 91.

¹²⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 84; zur Ableitung des Motives vergleiche Prandtauerkatalog Nr. 277 und den Beitrag Anm. 2.

¹³⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 82.

¹⁴⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 92, Die ornamentale Verbindung der Dachgeschoßfenster mit dem Kranzgesims vergleiche mit Abb. 27 (Melk, Prälatenhof).

¹⁵⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 101.

der festliche Melker Stil die bürgerliche Kunst inspirierte, zeigt auch das Haus in der Wienerstraße 4¹⁶⁾. Die Form der Fensterbekrönung mit dem Muschelmotiv als Füllung kennt man von den Emporen im Presbyterium der Melker Stiftskirche. Dort finden sich auch die kleinen Konsolen in Form von Voluten. Dieselben Verputzfelder an den Pilastern weist die Ostfront des Stiftes auf. Die Zusammenhänge mit Prandtauer sind deutlich, ebenso aber die Unterschiede in der künstlerischen Art, der die monumentale Formgesinnung fehlt. Josef Munggenast kommt als Inspirator aber nicht in Frage; man betrachte im Vergleich dazu nur die Fensterbekrönungen in Dürnstein oder St. Andrä a. d. Traisen¹⁷⁾.

Das Barhaus am Herrenplatz 2 wird gleichfalls stets den Werken Prandtauers eingereiht. Die Fensterbekrönungen, die konsolenartigen Voluten und der Giebel, dessen Gesimse sich am Ende bei der Auflage umbiegen (Torhallen von Melk und Herzogenburg, Eichentor Kremsmünster), sind uns aus seinem Schaffen bekannt. Seinem Stil aber widersprechen vor allem die kannelierten, nach unten verjüngten Pilaster sowie die Ornamentik mit den Zierscheiben. Der Bau kann, wie Gutkas angibt, zwischen 1724—1748 entstanden sein. Diesem Typus der Giebelfassade läßt sich eine Reihe späterer Beispiele anschließen. Etwa das Haus Wienerstraße 34, das nach dem Brand 1833—1839 wiederhergestellt wurde. Es dürfte erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wie es die trockenen Formen des Risalits schließen lassen, seine Fassadengestaltung erhalten haben. Die Fensterbekrönung des ersten Geschosses und die Pilaster übernehmen die Gliederung vom Prälatenhof in Melk. Man sieht daraus, wie lange die Motive Prandtauers nachwirken. Eine mehr dekorative Abwandlung, den Giebel-Risaliten Munggenasts im Hof des Stiftes Altenburg entfernt verwandt, zeigt das Haus am Rathausplatz Nr. 16, das bis 1738 dem Maurermeister Josef Wißgrill gehörte. Klassizistisch streng wirkt schon die Fassade Wienerstraße 16, die sich im ersten Geschoß an die Fensterbekrönung des Herzogenburger Osttraktes (Fischer von Erlach) entfernt anlehnt¹⁸⁾. Auch das Haus Riemerplatz Nr. 4 gehört diesem späten Typus an, der mit Prandtauer selbst nichts mehr gemein hat.

In seine unmittelbare Nachfolge, vielleicht in Prandtauers Todesjahr 1726 entstanden, gehört das Haus in der Fuhrmannsgasse 14, das, abgesehen von den Fensterbekrönungen und den verbindenden Stuckfeldern (Haupt- und Obergeschoß), seiner Fassadenkonzeption nahekommt. An Stelle der einfachen Sockel (Kremsmünstererhof) finden sich hier aber zwei Wandpfeiler. Die zierliche Fensterumrahmung des Erdgeschosses zeigt zugleich, daß sich zu einer eigenhändigen Visierung keine direkte Beziehung ergibt. Dieser Flächengliederung ist auch das Haus in der Wienerstraße Nr. 36 zu vergleichen. Entfernter davon ist das Prandtauer oft zugeschriebene Haus in der Prandtauer gasse 4. Gutkas hat eine spätere Datierung nach dem Karmeliterinnenkloster glaubhaft gemacht (Fenster an der Schmalfront gegen den Rathausplatz). Auch die Stilmerkmale, die Zierscheiben über den Fenstern des ersten Geschosses, vor allem die geschweiften

¹⁶⁾ Bruno Grimschitz a. a. O., Abb. S 62.

¹⁷⁾ Hugo Hantsch, a. a. O., Abb. 87. Daß sich aber auch an der Fassade von St. Andrä a. d. Traisen Abwandlungen der Formen Prandtauers finden, zeigt der gebrochene Dreiecksgiebel, der sich vom Eichentor in Kremsmünster herleiten läßt, Abb. 66.

¹⁸⁾ Daß sich auch andere Nachwirkungen feststellen lassen, zeigt die Fassade am Haus Schreiner gasse 3, dessen Fensterkrönungen von Palais Rottal übernommen sein könnten. Siehe B. Grimschitz, „Wiener Barockpaläste“, Wien 1944, Abb. 86.

Bekrönungen des zweiten Stockes, die der Hoffront des Klosters von Dürnstein (links und rechts des Salvatorportales) genau entsprechen, haben mit Prandtauer nichts gemeinsam, sie weisen auf Josef Munggenast. Der gesamte Aufbau erinnert an das Montecuccolipalais am Rathausplatz 5. Daß aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts Prandtauers Formenwelt noch weiterlebt, zeigen die schon sehr trockenen Zierformen an den Häusern Wienerstraße 27 und 2.

Wie dem kurzen Überblick zu entnehmen ist, stehen einige Bauwerke dem Stil Jakob Prandtauers nahe, kein einziges aber ist ihm in seiner heutigen Erscheinung mit Sicherheit zuzuschreiben. Die Untersuchung der gliedernden Elemente schafft jedoch Klarheit über den Einfluß seiner Kunst, die sich von der Art seines bedeutendsten Schülers, Josef Munggenast, abhebt. Prandtauers Vorbild, vor allem sein Meisterwerk in Melk, hat die Barockhäuser St. Pölzens entscheidend beeinflusst und ihre Fassadendekoration bestimmt. Sein Schaffen als Klosterbaumeister stand jedoch außerhalb der viel anmutigeren bürgerlichen Atmosphäre. Seine Kunst war in ihrem Wesen einfach und monumental, wie dies vor dem Fassadenplan des Kremsmünstererhofes in Linz ¹⁹⁾ deutlich wird.

DIE GEMÄLDEGALERIE DER AKADEMIE DER BILDENDEN KÜNSTE IN WIEN UND IHRE MÄZENE.

(Mit besonderer Berücksichtigung einer Schenkung
von weil. Prof. Dr. Anselm Weissenhofer.)

Von Margarethe P o c h - K a l o u s.

Jeder Künstler haucht seinem Werke einen Teil seiner Seele ein. Seine Empfindungen und Gedanken, seine Freude und seine Traurigkeit, seine Hoffnung und sein Sehnen bannt er in das Werk, dessen äußere Form nur der formale Ausdruck des inneren Gehaltes ist. In diesem Sinne hat jedes Kunstwerk eine Seele, die die ihm verwandte Seele des Beschauers anspricht. Und hierin liegt der Beginn der Bestrebungen des Sammlers, der in den Kunstwerken nicht Wertobjekte allein, sondern Dinge sieht, zu denen er eine innere Beziehung hat. Das Sammeln von Kostbarkeiten gehört zu den Urtrieben der Menschen; aber auch deren museales Aufstellen ist nicht erst in den letzten Jahrhunderten erfunden worden, führt doch unser Wort „Museum“ zurück bis auf die griechischen Musen. In den ihnen geweihten Hainen hatte man Weihegeschenke aufgestellt, Standbilder der Musen oder der Künstler, die sich in den Disziplinen des Gesanges oder der Musik ausgezeichnet hatten. Diese Weihegeschenke wurden sogar — das kann nach Durchsicht der griechischen Literatur als sicher angenommen werden ¹⁾ — von eigens damit betrauten Tempeldienern erläutert.

Diese Gepflogenheit wurde im Weiteren von den reichen, hervorragenden Persönlichkeiten des Staates übernommen, sodaß auch in vielen ihrer prächtigen Landsitze und Villen wahre Kunstsammlungen entstanden. In der Zeit des Augustus tauchte dann ein Gedanke auf, der wegweisende Bedeutung ge-

¹⁹⁾ Katalog der Prandtauerausstellung Abb. 11.

¹⁾ Adolf Furtwängler, „Über Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit“. München 1899. — Das Wort „Persege“ bedeutet die Erläuterung der in den Hainen angesammelten Geschenke.

winnen sollte: ein Privater, Asinius Pollio, war der erste, der seine gesammelten Kunstschatze der Allgemeinheit zugänglich machte. Von diesem bedeutsamen Ansatz war es allerdings noch ein weiter Weg über die Kunst- und Wunderkammern der Renaissance, die Bildergalerien barocker Herrscher, bis zu unseren modernen Museen.

Wir befinden uns heute in einem labilen Gleichgewicht zwischen zwei Kulturen: einer, von der wir kommen und einer, die sich vorbereitet. Und so ist es eine günstige Fügung, daß in der Wiener Akademie der bildenden Künste, in der die jüngste Künstlergeneration herangebildet wird, gleichzeitig eine Sammlung besteht, die diese Verbindung mit der Vergangenheit deutlich unterstreicht.

Die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste verdankt ihr Entstehen dem Mäzenatentum des Grafen Anton Lamberg-Sprinzenstein (1740—1822), der seine 740 Bilder umfassende Privatsammlung ein Jahr vor seinem Tode der Akademie testamentarisch vermacht hatte. Als österreichischer Gesandter in Turin und Neapel tätig, unternahm Graf Lamberg-Sprinzenstein ausgedehnte Reisen, die ihn nach Deutschland, Frankreich und in die Niederlande führten. Überall erwarb er zu seiner anfänglich kleinen, wahrscheinlich z. T. schon ererbten Privatgalerie neue Kunstwerke. Er kaufte dabei sowohl von Kunsthändlern als auch von anderen Sammlern, was aus seinem eigenhändigen Verzeichnis ersichtlich wird. Das Gemälde „Boreas entführt die Oreithya“ von Rubens, stammt aus der Sammlung des Fürsten Kautitz, dessen Galeriezeichen rechts unten auf dem Bilde noch sichtbar ist. Das köstliche kleine Selbstbildnis des jugendlichen 14jährigen Van Dyck war 1678 von Fürst Karl Eusebius von und zu Liechtenstein erworben worden und „Christus das Kreuz tragend“ von Giampietrino wurde aus der Sammlung Khevenhüller übernommen. Sogar Adam Friedrich Oeser, der Zeichenlehrer Goethes in Leipzig, findet sich unter jenen Personen, die für Graf Lamberg Bilder erworben oder den Ankauf vermittelt haben. Rubens' „Kampf um die Fahne“, eine Umsetzung von Leonardo da Vincis Karton zur Schlacht von Anghiari, den der flämische Künstler wohl noch während seines Aufenthaltes in Mantua gesehen und kopiert hat, ist im Inventar mit „Lipsia di Oeser“ bezeichnet²⁾.

Lambergs Leben fällt in eine Zeit, in der sich mit dem Ausklang des kirchlichen Barocks das Kunstinteresse unter dem Einfluß von Klassizismus und Romantik unmittelbar der Natur und dem einfachen Leben zuwandte. Seine Sammeltätigkeit konzentrierte sich daher in erster Linie auf jene Meister, die als Vorläufer der neuen Kunstrichtung des Realismus angesehen wurden: auf die Holländer und Flamen des 17. Jahrhunderts.

Schon wenige Jahre nach dieser ersten Schenkung erfolgte durch Kaiser Ferdinand 1838 eine weitere von 88 italienischen Meisterwerken, die „für den Unterricht und die Kunstausbildung an dieser Akademie um so wichtiger und wünschenswerter ist, als in ihrer Gallerie es so sehr an Gemälden von alten venezianischen Meistern gebricht, somit einem großen Bedürfnisse ... abgeholfen werden dürfte“³⁾. Die beiden Kustoden der Galerie, Josef Führich und Erasmus Engert, waren nach Italien geschickt worden, um die aus säkularisierten Kirchen und Klöstern Venedigs stammenden und notdürftig untergebrachten Gemälde in den verschiedenen Depots auszuwählen. In Wien wurden

³⁾ Heinrich von Wörndle, „Josef Führichs Werke nebst dokumentarischen Beiträgen und Bibliographie“, Wien 1914.



Alessandro Magnasco „Kreuzaufrichtung“ (Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste, Wien).

den die Bilder dann aus den Mitteln der Akademie restauriert und waren bis 1918 ausgestellt. „Die allergefeiertsten Nahmen sind freylich nicht darunter, aber Meister und Schulen des ersten Ranges in ihrer Art bilden die Anzahl der gewählten Gemälde“⁴⁾: darunter riesige Deckenbilder von Paolo Veronese aus der Kirche del'Umiltà und de'Frari („Mariae Himmelfahrt“, 7,62 × 4,32 m, „Stigmatisation des hl. Franziskus“, 2,49 × 4,23 m)⁵⁾, Altartafeln von Cima da Conegliano, Vittore Carpaccio sowie auch ein kleines Altärchen von Lorenzo Veneziano mit einer auf Goldgrund gemalten thronenden Maria im Mittelbild und je 4 Heiligen. Obwohl Italien 1866 auf die Rückgabe dieser Schenkung verzichtet hatte⁶⁾, wurde sie 1918 anlässlich der Waffenstillstandsverhandlungen zurückverlangt. Heute werden die Werke z. T. noch immer in der kunstwissenschaftlichen Literatur als im Besitz der Akademiegalerie geführt und scheinen nicht alle auf die italienischen Sammlungen aufgeteilt worden zu sein, sondern teilweise, wie 1838, in Depots zu liegen.

Ein ähnliches Schicksal hat auch die Schenkung des Architekten Franz Jäger d. J. (1781—1839), der aus einer Steinmetzenfamilie stammt, die zu den ältesten Wiener Sammlern zählt, betroffen. Paragraph 14 seines Testamentes vom 13. Feber 1833 besagt, daß er seine „Gemählde-Sammlung von 259 Stücke Originalgemählden“ der Akademie vermache, sofern sie im Gebäude zu St. Anna „unversäumt aufgehängt wird, um daß die angehenden jungen Künstler es als Studium benützen können“⁷⁾. Die von der Akademie zur Behandlung des Testamentes eingesetzte Kommission, bestehend aus den Professoren Waldmüller, Danhauser, Führich, Steinfeld, Thomas Ender, Kupelwieser, Peter, Gsellhofer und Mössmer, ließ die Bilder im Ratssaal des St. Anna-Gebäudes aufstellen, wählte 11 einhellig und 13 weitere durch Stimmenmehrheit zur Annahme aus, wies die übrigen aber als für die Akademie nicht geeignet zurück. Die Raumkalamitäten an der Akademie machten sich damals schon deutlich fühlbar. Die Gemälde aus Lambergs Besitz waren auch nur provisorisch im Ratssaal untergebracht worden und kamen erst, nachdem man 1825 für die Architekturschule im nahegelegenen Mariazellerhof (Annagasse 5) eine Unterkunft gefunden hatte, in die frei werdenden Räume im 3. Stock des Gebäudes, schließlich 1856 dann in den 2. Stock. Dazu hatte man die Graveur- und Manufakturschule als gewerblichen Unterrichtszweig von der Akademie abgetrennt, was umso leichter war, als sie ja eigentlich nicht zur Kunstschule gehörten⁸⁾. Diese Lösungen brachten aber doch nicht den gewünschten Erfolg und so kam auch die geplante Jäger'sche Schenkung nicht zustande. Die Witwe nach Franz Jäger, die in der von den Professoren getroffenen Auswahl den Willen des Testators nicht erfüllt sah, zog die Schenkung an die Galerie zurück und die Bildersammlung wurde schließlich 1841 in Wien versteigert⁹⁾.

Es läßt sich heute schwer entscheiden, ob der Verlust ein schwerer war, da die Bilder so mangelhaft beschrieben sind, daß man aus den von Jäger angegebenen Namen, dem Titel des Bildes und höchstens noch der Bezeich-

4) Heinrich von Wörndle, a. a. O.

5) Carl von Lützow, „Katalog der Gemäldegalerie“, 2. Auflage, Wien 1900.

6) Hans Tietze, „Die Entführung von Wiener Kunstwerken nach Italien“, Wien 1919.

7) Akademie der bildenden Künste, Archiv Nr. 110, ddo. 29. Feber 1840. — Den Hinweis auf diesen Akt verdanke ich Frau Pauline Abel, Restaurator am Kupferstichkabinett der Bibliothek der Akademie.

8) Carl von Lützow, „Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste“, Wien 1877.

9) Theodor von Frimmel, „Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen“, Band G—L, Wien 1914.

nung „Holz“ oder „Leinwand“ nicht leicht eine Identifizierung mehr vornehmen kann. Da das Kupferstichkabinett der Bibliothek der Akademie durch das Testament aber Handzeichnungen bekam, unter denen sich die erst heute wieder so geschätzten Baurisse von St. Stefan befinden, so wären auch die von der Ratskommission ausgewählten Bilder mit Namen wie „Peter Locatelli, Adrian Brouwer, J. van Goyen, Johann van Lys, Peter Neefs“ oder „David Teniers“ gewiß eine nennenswerte Ergänzung zu der Sammlung des Grafen Lamberg-Sprinzenstein gewesen.

Neben einigen Ankäufen aus staatlichen Mitteln und Widmungen der zuständigen Ministerien waren es aber immer wieder private Sammler, die die Bestände der akademischen Galerie im Laufe der Zeit vergrößerten und bereicherten. Es ist nicht möglich, jeden einzelnen anzuführen, doch soll in Kürze wenigstens ein Überblick über die bedeutendsten Widmungen gegeben werden.

Heinrich Füger übergab 1878 der Galerie 20 Ölskizzen zu Klopstocks Messiasde neben einer Reihe von Miniaturen und Bildnissen von der Hand seines Vaters, Friedrich Füger; 1822 schenkte Fürst Johann II. von und zu Liechtenstein der Akademie als charakteristisches Beispiel italienischer Kunst der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts die „Krönung Mariae“ des aus Umbrien stammenden Gentile da Fabriano, 1889 u. a. das Marientondo von Sandro Botticelli und das Bild des Michelangeloschülers Antonio Mini und 1896 schließlich das Bild von Giovanni di Paolo „Ein Wunder des hl. Nicolaus von Tolentino“, ein Beispiel für den naiven Frührealismus der Sienesischen Kunst. 1922 brachte das Legat des Wiener Kunsthistorikers Dr. Oswald Kutschera-Woborsky das phantastische Architekturgemälde von Francesco Nomè (Desiderio Monsù), ein Landschaftsbild von Alessandro Magnasco und die „Auferweckung des Jünglings von Naim“ von Gregorio Lazzarini, dem Lehrer Tiepolos. Von diesem besitzt die Sammlung, ebenfalls aus dem Besitz Kutschera-Woborsky stammend, auch eine Ölskizze für die Decke des Palazzo Archinti in Mailand („Phaeton erbittet von Apoll den Sonnenwagen“).

1925 erhielt die Galerie nochmals aus fürstlich Liechtensteinschem Besitz ein Meisterwerk, das Männerbildnis von Jan Vermeyen, dem Hofmaler der Statthalterin Margarethe von Österreich, und wenige Jahre später (1927/28) kam durch die Schenkung von Kom.Rat Gustav Schütz auch eine Reihe überaus qualitätsvoller mittelalterlicher Plastiken an die Galerie¹⁰⁾. 1937 wurde die Sammlung August Ritter von Albrecht-Hönigschmied mit einem bedeutenden Bestand kunsthandwerklicher Arbeiten eingegliedert und als dekoratives Ensemble zur Aufstellung gebracht. Leider wurde gerade diese Schenkung während des zweiten Weltkrieges stark dezimiert.

Das Legat von Hofrat Prof. Dr. Wolfgang von Wurzbach-Tannenberg (1879—1957) brachte dann eine neuerliche Erweiterung der Akademiegalerie¹¹⁾. Die Werke dieser insgesamt 30 niederländischen Bilder des 17. Jahrhunderts umfassenden Schenkung stammen aus dem Familienbesitz des Wiener Romanisten und sind eine bedeutende Bereicherung gerade für die Sammlung holländischer Meisterwerke unserer Galerie. Außer dem Bild des Flamen Gillis van Tilborg handelt es sich dabei durchwegs um Werke, die den Hauptgattungen der holländischen Malerei dieser Zeit angehören: der Landschaft

¹⁰⁾ Franz Kieslinger, „Mittelalterliche Skulpturen einer Wiener Sammlung“, Wien 1937.

¹¹⁾ Margarethe Poch-Kalous, „Das Legat Wolfgang von Wurzbach-Tannenberg an die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien“, in: Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen in Wien, Band 55, Wien 1959.

(u. a. Jan van Goyen, Jan van Kessel), dem Bildnis (z. B. Michiel van Mierevelt), dem Genre (Cornelius Bega, Egbert van der Poel „Ansicht von Delft nach der Pulverexplosion“) und dem Stilleben. Darunter befindet sich — um nur eines aus dieser Gruppe zu nennen — eine Trompe d'oeil-Darstellung von Samuel van Hoogstraten, die dieser — ein Schüler Rembrandts — während seines Aufenthaltes am Hofe Kaiser Ferdinand III. 1655 in Wien geschaffen hat.

Im vergangenen Jahr schenkte Universitätsprofessor Dr. Anselm Weissenhofer, kurz vor seinem Tode († 14. Jänner 1961) der Galerie ein Bild von Alessandro Magnasco, das die an sich nicht besonders reiche Sammlung italienischer Bilder auf das wertvollste ergänzt. Wenn die Galerie auch eine Landschaft von diesem Künstler, „Fischfang bei Sturm“, bereits seit 1922 besitzt, so ist doch diese jüngste Schenkung gerade deshalb so wichtig, weil sie ein verbindendes Glied zu den stilistischen Anfängen der religiösen Historienbilder Francesco Guardis darstellt, die dieser in der Werkstatt seines Vaters Domenico, und nach dessen Tode gemeinsam mit seinem Bruder Gianantonio geschaffen hat. (Die Gemädegalerie besitzt in den beiden Bildern „Die vier Kirchenväter“ und „Die vier Evangelisten“ solche Arbeiten der beiden Brüder Guardi.)

Das verhältnismäßig kleine Bild Magnascos (Öl auf Leinwand, 56,5 × 36,5 cm) stellt die „Kreuzaufrichtung“ dar¹²⁾. Es war durch den alten vergilbten Firnis völlig verdunkelt, erwies sich nach der durchgeführten Reinigung durch Frau akad. dipl. Restaurator Olga Fleissner aber als ausgezeichnet erhalten. Ein Kreuz mit dem Korpus Christi zieht als mächtige Diagonale durch das Bild und stößt gegen die entgegengesetzt gerichteten Bewegungen von drei Schergen. Diese halbnackten Gestalten bemühen sich stützend und schiebend, ziehend und haltend, unter Aufbietung höchster körperlicher Kraft, das Kreuz aufzurichten. Jede ihrer Bewegungen hat das Bestreben, ein bis zum Affekt gesteigertes Erleben wiederzugeben: die unterste stemmt sich mit dem Rücken gegen das Kreuz, ihre Füße erreichen fast die äußerste rechte untere Ecke des Bildes. Die oberste wieder stemmt sich mit erhobenen Armen ruckartig gegen das Holz und die dritte, auf der linken Bildseite, versucht mit scharf abgebogenem Körper, das Kreuz mit beiden Armen hochzureißen. Den Zug hastiger Erregtheit in den Bewegungen spiegelt auch die Malweise und Farbe wider. Der rötlich-braune Bolusgrund ist als Farbwert mitbenutzt¹³⁾ und die fast monochrome Erscheinung der Figuren steigert die Knappheit der Formulierung. Vor dem dunklen Nachthimmel, über dessen fahle Mondsichel nur vereinzelte Wolkenfetzen ziehen, stehen diese Gestalten in phantastisch-eindrucksvoller Lichtwirkung auf einer felsigen Bodenerhebung. In einem Korb befinden sich verschiedene Werkzeuge wie Hammer, Zange und Nägel und einige Felsbrocken liegen im Vordergrund verstreut umher. Zwischen den Körpern und den Beinen der drei Schergen sind tiefe Löcher gerissen, die nur ganz unten einen Streifen helleren Himmels mit dem von einer Wolke durchzogenen untergehenden Sonnenball sichtbar werden lassen. In fliegender Hast eilen links berittene Kriegsknechte und rechts neugieriges Volk herbei. Diese Gruppen schaffen durch ihre Helligkeit einen Ausblick in die Ferne und stehen

¹²⁾ Benno Geiger, „Magnasco“, Bergamo 1949, Oeuvreverzeichnis p. 151: Wien; Prof. Dott. Anselm Weissenberger (sic!): piccolo quadro con cristo deposto dalla Croce (Comunicazione cortese del dott. Franz Kieslinger).

¹³⁾ Soprani-Ratti, „Vita de Pittori, Scultori ed Architetti Genovesi“, II., Genua 1769, abgedruckt bei: Benno Geiger, „Alessandro Magnasco“, Wien 1923, p. 23 ff. „... che talvolta lasciava scoperta ne'quadri l'imprimatura, e in alcuni luoghi facea servire al suo bisogno la tinta di quella“.

dem tektonisch geschlossenen Aufbau der Gruppe um das Kreuz kontrastreich gegenüber. Taucht die biblische Szene in fast unwirklicher Beleuchtung auf, so sind die Gruppen von Menschen dahinter viel realer, heller und farbiger gesehen. Das helle Graublau des Himmels kehrt in ihren Gewändern wieder und vermittelt durch die wie blitzartig hingetzten Pinselstriche den Eindruck erregten Hinzueilens. Die spannungsgeladene Atmosphäre wirkt dadurch noch bedrückender.

Benno Geiger verzeichnet in seinem Oeuvrerzeichnis der Werke Magnascos¹⁴⁾ in der ehemaligen Sammlung Naager in München das Bild einer „Kreuzerhebung“ (58,5 × 44 cm), das er einer Passionsfolge („Christus vor Pilatus“, „Christus wird seiner Kleider beraubt“, „Kreuzigung“ und „Grablegung“) einreicht, die sich 1796 in der Sammlung des Grafen Giacomo Carrara in Bergamo befand. Dieses Bild, heute in der Sammlung des Malers Italo Brass in Venedig¹⁵⁾, ist unserem Gemälde der Komposition nach nahe verwandt, doch ist es in seiner Farbigkeit viel einheitlicher aufgebaut. Die vier Schergen, rechts und links je zwei, treten in der Helligkeit ihrer Körper gleichberechtigt neben den Korpus Christi und ergeben dadurch einen einheitlich geschlossenen Aufbau, in dem überliefertes Kunstgut nachklingt. Dieses Bild Magnascos ist wohl während seiner ersten Florentiner Periode (1703—1711) entstanden und zeigt im Gegensatz zu dem Bild der Akademiegalerie, das später (zwischen 1711—1735) entstanden sein muß, noch eine Gebundenheit im Sachlichen, eine Realität der Schilderung und eine gedämpfte Polychromie. Magnasco ist viel gereist und war wohl außer in Genua, Mailand und Florenz, wo er nachweisbar ist, auch in der Emilia, an der Ligurischen Küste und wahrscheinlich sogar in Venedig, wo ihn die Arbeiten Tintoretts wegen ihrer phantastischen Lichtwirkung und der Auflockerung der Farben angezogen haben (Kreuzigungsfresko in der Scuola di San Rocco, 1565). Magnascos Malweise muß aus der venezianischen Kunst abgeleitet werden, wenn auch der Einfluß seiner Heimat Genua mit dem Nachwirken Van Dycks maßgebend für sein Schaffen war. Da sich von dem Künstler aber fast keine datierten Arbeiten erhalten haben, ist eine chronologische Einordnung seiner Werke nur aus stilistischen Merkmalen möglich.

1667 in Genua geboren, hat Magnasco in Mailand¹⁶⁾ bei Filippo Abbiati gelernt und ging 1703 nach Florenz, wo er bis 1711 verblieb. Zu seinen frühesten Gemälden gehören pedantisch durchgearbeitete, glatt und sorgfältig modellierte Genrebilder von Gauklern und Kriegsgelagen, die aus den Bambocciaden gereift, den Schwerpunkt auf das Figürliche im Innenraum verlegen und zu den italienischen Sittenbildern eines Pietro Longhi überleiten. In Mailand, wo Magnasco nach 1711 eine Werkstatt gründete und sich bis 1735 aufhielt, entstanden neben den Dekorationen für einen Triumphbogen, den man anlässlich des Einzuges Kaiser Karl VI. nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges errichtet hatte, auch jene biblischen Historien, die durch den Statthalter von Mailand, Graf Hieronymus von Colloredo, nach Ablauf seiner Tätigkeit¹⁷⁾ auf seine Besitzungen bei St. Pölten gebracht und dem

¹⁴⁾ Benno Geiger, „Alessandro Magnasco“, Wien 1923, Nr. 175.

¹⁵⁾ Benno Geiger, a. a. O. (1949), Abb. 248.

¹⁶⁾ Hier ist er wohl mit Sebastiano Ricci, der 1695/96 nach Mailand gekommen ist und bis zum Ende des Jahrhunderts verblieb, zusammengetroffen. Vergl. Joachim von Derschau, „Sebastiano Ricci“, Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen, Band 6, Heidelberg 1922.

¹⁷⁾ Constant von Wurzbach, „Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich“, II, Wien 1857: Graf Hieronymus von Colloredo 1674—1724; 1714—1717 Landeshauptmann von Mähren, 1719—1725 Statthalter von Mailand.

Stifte Seitenstetten überlassen wurden. Die vier in der dortigen Stiftsgalerie befindlichen Gemälde (zwei Darstellungen aus dem Klosterleben und zwei mönchische Folterszenen) stehen in ihrer geistvollen und von innen her bewegten Komposition in naher Verwandtschaft mit der „Kreuzaufrichtung“ der Akademiegalerie. Die Themen sind aus der Zeit der Fremdherrschaft in Mailand, der spanischen Inquisition und dem Hexenglauben zu verstehen und dokumentieren die beiden ganz verschiedenen Seiten der Kunst des 18. Jahrhunderts: neben der sinnlich-heiteren Welt auch den ernst-mystischen, ja asketischen Zug des Rokoko.

Bei der „Kreuzaufrichtung“ in unserer Galerie hat bereits jener Auflockerungsprozeß von Form und Farbe begonnen, der zu Magnascos visionär-extatischem Spätstil überleitet. Das wie skizzenhaft gemalte kleine Bild erscheint nur in dem, was wir heute unter „Skizze“ zu verstehen gewohnt sind, als eine solche. Für uns ist eine Skizze ein flüchtiger Entwurf, der lediglich den Zweck hat, für den Auftraggeber oder aber auch den Künstler selbst, seine ersten Kompositionsgedanken festzuhalten. Eigentlich bedeutet das Wort „schizzare“ aber „spritzen“ und erst in zweiter Linie „skizzieren“¹⁸⁾. Bei Magnasco ist die Skizze aber schon ein fertiges, abgeschlossenes Kunstwerk, was auch an der Entwicklung der Landschaftskunst Francesco Guardis, vor allem den 8 Veduten Venedigs in der Akademiegalerie, deutlich wird. Die früheste davon ist nach 1740, die späteste aber erst gegen 1780 entstanden und zeigt, wie die Malerei immer lockerer, „skizzenhafter“ (spritziger) wird.

Die Provenienz des von Prof. Weissenhofer geschenkten Bildes von Magnasco läßt sich nicht zurückverfolgen, doch war möglicherweise auch unsere „Kreuzaufrichtung“ im Besitz des Grafen Colloredo und hat sich bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Österreich befunden. Im Werk des großen Barockmalers Franz Anton Maulbertsch findet sich eine „Kreuzaufrichtung“ (Barockmuseum in Wien, ehemals Stift Lambach)¹⁹⁾, die mit ihrer stark dramatischen Spannung, ihrer gespenstischen Lichtführung und den in die Länge gezogenen, fast wie knochenlos erscheinenden Gestalten die Kenntnis der Kunst Alessandro Magnascos vermuten läßt. Wenn eine Italienreise des Barockmalers heute auch immer wahrscheinlicher erscheint²⁰⁾, so waren solche kleine und für die private Andacht bestimmte Bilder Magnascos von Maulbertsch aber doch wohl eher in der Heimat als in Italien gesehen worden²¹⁾.

Durch die Zuwendung dieses Werkes von Alessandro Magnasco hat sich Prof. Dr. Anselm Weissenhofer neben seiner Lehrtätigkeit an der Wiener Universität, der Kunstgewerbeschule und der Meisterklasse für Kunsterziehung an der Wiener Akademie, neben seiner reichen Vortragstätigkeit in wissenschaftlichen Vereinen, seinen zahlreichen Kunstpublikationen

¹⁸⁾ Herr Dr. Bruno Bushart, Stuttgart, der über das Thema der „Barocken Ölskizze als autonomes Kunstwerk“ arbeitet, hat mich freundlicher Weise auf diese sprachlichen Zusammenhänge aufmerksam gemacht.

¹⁹⁾ Klara Garas, „Franz Anton Maulbertsch. 1724—1796“, Wien 1960, Abb. 69.

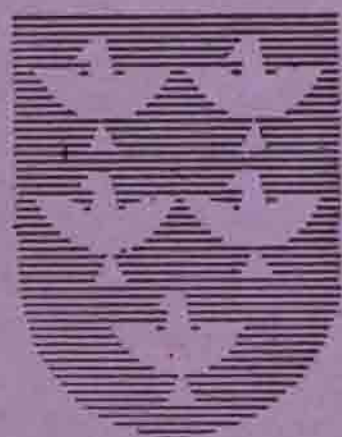
²⁰⁾ Otto Benesch, Vorwort zum Ausstellungskatalog der Albertina „Franz Anton Maulbertsch und die Kunst des österreichischen Barock im Jahrhundert Mozarts“, Wien 1956.

²¹⁾ Durch die Vermittlung Paul Trogers, der 1754 Rektor der Akademie war, der Franz Anton Maulbertsch seit 1759 als Mitglied und 1770 als Rat angehörte, könnte ein Hinweis auf Seitenstetten erfolgt sein. Troger hat 1735 das Deckenfresko im Marmorsaal und 1741 das der Bibliothek im Stift Seitenstetten geschaffen; er kannte wohl auch den Bestand an Gemälden des Stiftes, unter denen sich schon damals Bilder Magnascos befunden haben.

sowie als Leiter der Gemäldegalerie des Schottenstiftes und später des Dom- und Diözesanmuseums nicht nur als Betreuer alter Kunstwerke, sondern auch als Mäzen in unserem Gedenken erhalten. Seine Schenkung an die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien ist um so wertvoller, weil gerade in unserer, als Lehrsammlung geschaffenen Galerie mit dem visionären Bild Alessandro Magnascos die Überleitung zur österreichischen Malerei eines Franz Anton Maulbertsch und darüber hinaus zu der mit überlebhaftem Temperament arbeitenden Kunst der Moderne gezeigt werden kann.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN



INHALT: ADALBERT KLAAR, *Die Stadtpfarrkirche von Korneuburg* — O. A. STRAICKHER, *Die alte Wieden, ihre Krankenhäuser und ihre Ärzte* — HELMUT RIEDL, *Zur Morphogenese des Buchberger Gebietes in NO.* — FRANZ HUTTER, *Die Wehranlage bei Schollach Ried Steyring (Werde?)* — HERMANN KALLBRUNNER, *Die Ablösung der Giebigkeiten in Niederösterreich* — CARL BECKER, *Die Sumpfschildkröte in Niederösterreich, ein gelungener Einbürgerungsversuch* — *Kleine Mitteilungen* — *Berichte* — *Besprechungen* — *Vereinsnachrichten*.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES

FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 7—9

DIE STADTPFARRKIRCHE VON KORNEUBURG.

Von Adalbert Klaar

Man muß annehmen, daß mit einer Stadtplanung im Mittelalter auch die Lage von Kirche und Burg innerhalb des Mauerringes festgelegt wurde. Mit dem Bau dieser wichtigen Gebäude wird man in der Regel bald begonnen haben. Daß diese für die Stadtplanung wichtigen Bauwerke im Laufe der Jahrhunderte mehrfache bauliche Veränderungen erlitten haben, ja an ihre Stelle Neubauten errichtet wurden, kann diese Annahme nicht widerlegen. Ebenso kann eine erst später ausgestellte Urkunde nicht immer gegen einen früheren Bestand sprechen. In den weitaus meisten Fällen werden technische Baubefunde und Grundrißanalysen die ursprüngliche Anlage beweisen können.

Beobachtet man von diesem Gesichtspunkt den Stadtpfarrkirchenbau während des 13. Jahrhunderts, so findet man in vielen Fällen diese Annahme bestätigt. Dies trifft nicht nur bei Gründungsstädten wie Wiener-Neustadt, Laa a. d. Thaya und Weitra zu, sondern gilt auch für ältere Stadtanlagen, die man als „gewordene“ oder „gewachsene“ Städte bezeichnet, wie Wien, Tulln oder St. Pölten. In allen diesen mittelalterlichen Städten nimmt der Pfarrkirchenbau an der Stilwende der späten Romanik zur Frühgotik während des ganzen 13. Jahrhunderts eine typenbildende Neugestaltung an, bei der sich älteste romanische Bauelemente zu werdenden gotischen Formen traditionsgebunden umwandeln. In diesen Fällen weisen die Stadtkirchen noch manche Verwandtschaft mit Dom- und Stiftskirchen der romanischen Zeit auf. Hingegen sind auch schon Grundformen frühgotischer Bautypen (Bettelordensanlagen) zu erkennen. Dies bedingt die Übergangszeit der Baustile ebenso wie die selbständige Stadtgründungszeit aus dem gleichen Jahrhundert. Ein kräftig emporwachsendes Landesfürstentum sowie das im Spätmittelalter erstarkende Bürgertum sind daran wesentlich mitbeteiligt gewesen.

Die Baugeschichte der Stadtpfarrkirche des hl. Aegydius in Korneuburg ist bisher ziemlich unbeachtet geblieben. Starke Umbauten, die bereits im Spätmittelalter durchgeführt werden mußten, und die Erneuerung 1899 bis 1903 haben dieses großzügige Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert fast zur Unkenntlichkeit verändert. Nur eine Grundrißanalyse vermag über Größe und Umfang der ursprünglichen Stadtpfarrkirche Aufschluß zu geben.

Schon die Stellung der Kirche im Scheitel der nordwärtsgerichteten Ellipse der Stadtummauerung weist auf den bevorzugten Platz im Rahmen der gesamten Stadtbefestigung hin. Gemeinsam mit dem gänzlich erneuerten Pfarrhof, der möglicherweise im Verband mit einer Stadtburg am alten Stettnerweg (heute Propst Bernhardstraße) gestanden hatte, bildete die Kirche eine Wehreinheit, die charakteristisch für die Festungstechnik des 13. Jahrhunderts ist.

Die Pfarre, welche urkundlich (1170—1386) dem Stift Klosterneuburg zugehört, besaß eine ältere Kirche, die nicht die Stelle der jetzigen Pfarrkirche

innahm. Vielmehr, es gehörte der Grund des heutigen nördlichen Stadtgebietes bis einschließlich des südlichen Baublockes der Salzstraße zur Pfarre Leobendorf und wurde von dieser 1212 bei der großzügigen Neuplanung der Stadt erworben. 1298 erfolgte die Trennung Klosterneuburgs von Korneuburg und von dieser Zeit an sind Korneuburg und Klosterneuburg selbständige Städte. Zwischen diesen beiden historisch wichtigen Daten muß der Bau der Pfarrkirche eingeordnet werden.

Trotz einschneidender bautechnischer Veränderungen weist der Grundriß ein dreischiffiges Langhaus von rund 23 m Breite und 36 m Länge auf, dem ein um 1900 neuerrichtetes Westwerk und ein hochgotischer Chor (Presbyterium) angegliedert ist. Dem erst 1846 (—1903) gewölbten, ehemals flachgedeckten 9.70 m breiten Mittelschiff folgen zwei gleichlange rund 5.00 m breite Seitenschiffe. Getrennt waren diese drei Schiffe ehemals von sieben mächtigen Pfeilerarkaden, deren Grundmaße, 1.60 m im Geviert noch ca. 20 cm über dem heutigen Fußboden erhalten geblieben sind. Desgleichen gehört das Profil des Chorbogens diesem Altbau an. Dies ist der Grundbestand des Pfarrkirchenbaues aus dem 13. Jahrhundert.

Der ungünstige Baugrund des ehemaligen Augeländes, wie ein Brand von 1417 haben den vermutlich basilikalen Bau des Langhauses zerstört, oder so stark beschädigt, daß zunächst das südliche Seitenschiff mit dem verzogenen 3/8 Chor von Grund auf neu erbaut werden mußte. Seit dieser Zeit stellt das rechte Seitenschiff eine Halle von sieben gedrunenen Jochen dar, die mit Kreuzrippengewölben überspannt sind. Die gleichfalls neu errichteten sechs Achteckpfeiler des Mittelschiffes wurden auf die alten Pfeilerfundamente aufgesetzt. Die Außenwände weisen dreifach abgetreppte Strebpfeiler auf.

Rund 50 Jahre später ist ein gleiches Verfahren baulicher Umgestaltung im nördlichen Seitenschiff angeordnet worden. Wieder mußte die Nordwand des Mittelschiffes bis zum Fußboden abgetragen werden und darauf sind sechs schlanke Achteckpfeiler aufgebaut worden. Die eingetragenen Jahreszahlen im Scheitel der Jochbögen geben den Baufortschritt zwischen 1476 bis 1497 an. Statt der älteren gotischen Kreuzrippengewölbe des Südschiffes wurde im Nordschiff ein spätgotisches Netzrippengewölbe eingezogen. Auch die Außenwände sind völlig erneuert und mit dreikantig vortretenden Strebpfeilern verstärkt worden. Neben der Nordwand ist die Stadtmauer des 13. Jahrhunderts in einem Abstand von rund 3.50—4.50 m verlaufen.

Das Mittelschiff wird nach dieser Erneuerung aus statischen Gründen, im Hinblick auf den schlechten Baugrund, flach gedeckt geblieben sein. Damals könnte auch an Stelle der älteren basilikalen Anlage die Kirche in eine Staffelleiche ohne Mittelschiffbeleuchtung umgewandelt worden sein.

Der mittelalterliche Westabschluß des so stark umgebauten Langhauses ist erst um 1900 gänzlich verloren gegangen und von den Stiftsbaumeistern Josef und Karl Schömer in völlig veränderter Form neugotisch erbaut worden.

Im 13. Jahrhundert bildete ein stattliches Turmpaar mit dazwischen liegender Portalvorhalle den Abschluß der Westseite. Sofern ein Stadtbild aus dem Babenberger-Stammbaum von 1485 im Stiftsmuseum von Klosterneuburg auf Korneuburg bezogen werden kann und spätere Buchminiaturen Rückschlüsse erlauben, würde damit der Beweis für das frühgotische Turmpaar des Westwerkes bekräftigt werden. Vergleiche mit Stadtpfarrkirchen des 13. Jahrhunderts können mit den Heidentürmen der Stefanskirche in Wien, der Liebfrauenkirche von Wiener-Neustadt und der Propsteikirche in Friesach gemacht werden. Auch war ein solches Turmpaar bei der benachbarten



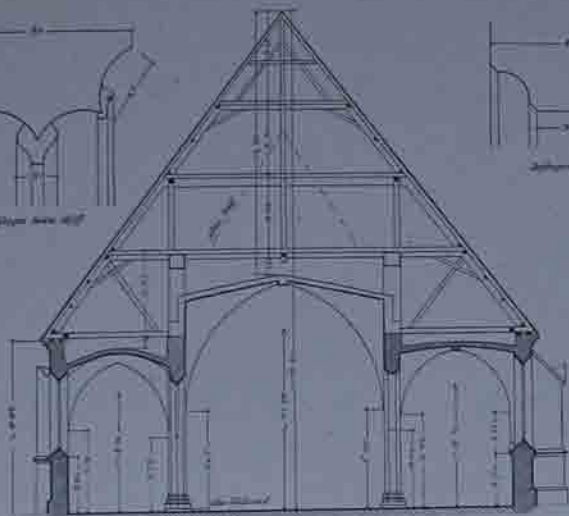
Architektur des 13. Jhdts



Architektur des 13. Jhdts

Zusammenstellung der 11. und 12. Jhdts in der Kirche St. Marien

- 1. Stille, 1. Stufe, 1. Stufe, 1. Stufe
- 2. Stille, 1. Stufe, 1. Stufe, 1. Stufe
- 3. Stille, 1. Stufe, 1. Stufe, 1. Stufe
- 4. Stille, 1. Stufe, 1. Stufe, 1. Stufe
- 5. Stille, 1. Stufe, 1. Stufe, 1. Stufe



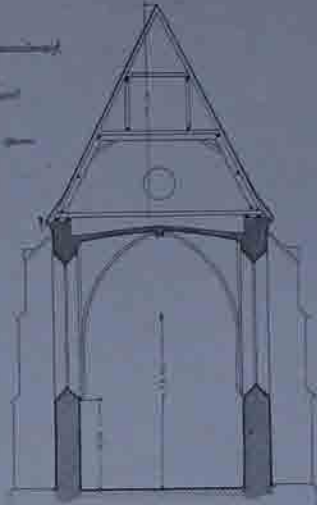
Architektur des 13. Jhdts



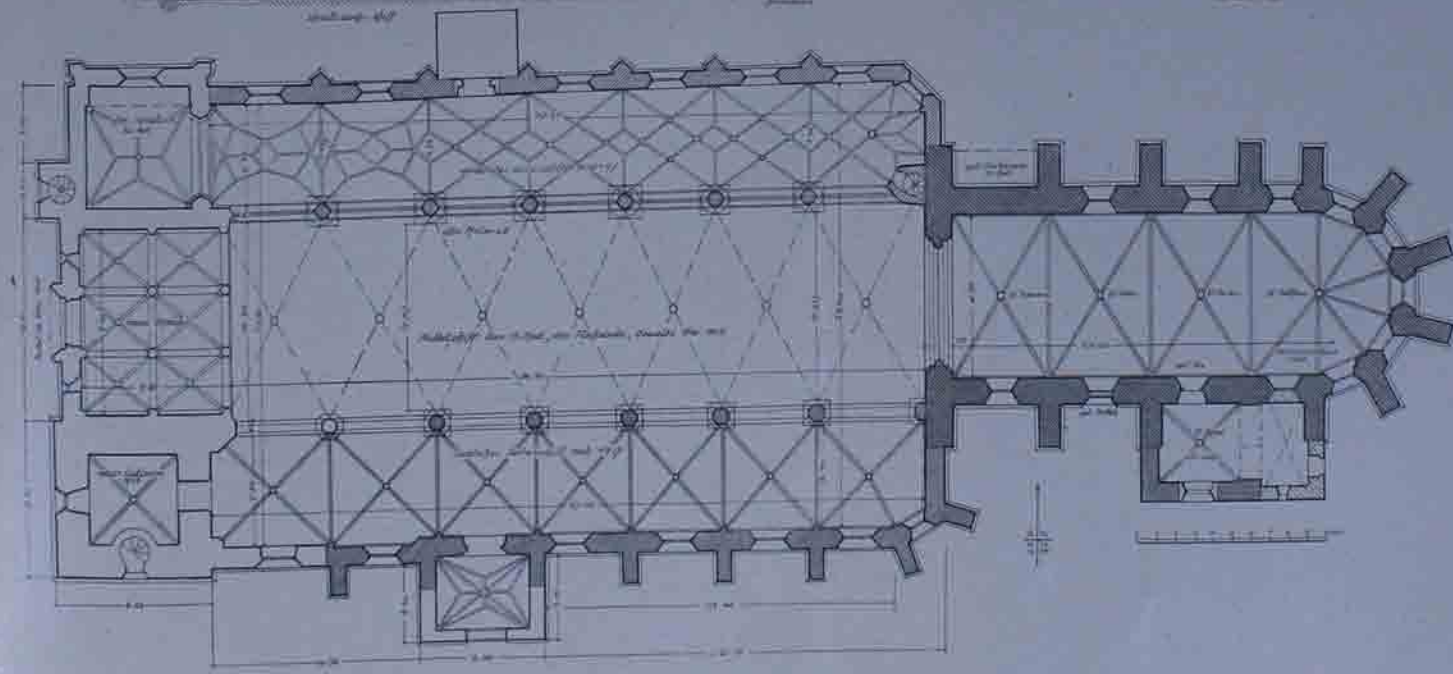
Architektur des 13. Jhdts



Architektur des 13. Jhdts



Architektur des 13. Jhdts



e
b
n
l
s
A
w

d
H
g
b
G
d
F
di
l

14
st
34
re
rj
ed
et

in
Mi
so
im
St
sch
an
ox
Ab

H
k
k

er
und

gen
den
auf
erl
war
h
f
gem

Stiftskirche von Klosterneuburg geplant, wovon nur der Südturm im 13. Jahrhundert zur Ausführung gelangte und später mehrfach umgestaltet wurde.

Wieder ist es der schlechte Baugrund gewesen oder die Belagerung 1646, welche bereits 1651 zwangen, den nördlichen Westturm abzutragen. 1742 und 1843 war der Südturm so baufällig, daß bauliche Verstärkungen ausgeführt werden mußten. 1899 bis 1903 ist dieser Südturm von Grund auf neu errichtet worden. Mit ihm wurde anschließend das heutige Westwerk mit Orgelchor und die nördliche Seitenkapelle errichtet.

Wie der Ostabschluß dieser mächtigen Kirche im 13. Jahrhundert geplant bzw. ausgeführt gewesen sein dürfte, darüber sind weder Abbildungen noch Baureste bisher zu ermitteln gewesen. Das jetzige Presbyterium ist ein hochgotischer Bau, der niemals vor 1298 erbaut worden war, jedoch vor der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet wurde. Dieser kräftig gefügte 23 m lange, 8,55 m breite und rund 13,50 m hohe dreijochige Chorbau wird mit einem seltenen $7/12$ Polygon abgeschlossen. Prächtig profilierte, in Birnstab gebündelte Wanddienste setzten 4,70 m über dem heutigen Fußboden an und gehen ohne Kapitelle in Kreuzrippengewölbe über. Diese werden mit figural geschmückten Scheibensteinen geschlossen (Vier Evangelisten). Sehr starke, dreifach abgetreppte, mit kleinen Dreieckgiebeln abgeschlossene Strebepfeiler fassen die noch lanzettartigen Spitzbogenfenster zusammen. Als 1382 das Sakramentshaus in die südliche Chorwand eingebaut wurde, bestand dieser monumentale Chorbau längst. Gleichzeitig mit dem Chor wurde die südseitig gelegene Sakristei errichtet. Auch hier bildet der figurale Schlußstein mit dem Abbild des Hl. Aegypt die Zierde des Kreuzrippengewölbes.

Trotz dieser vielen, aus verschiedenen Stilperioden zusammengefügteten Um- und Neubauten weist die Stadtpfarrkirche von Korneuburg eine frühgotische Grundform auf. Das dreischiffige, jedoch querschifflose, ehemals basilikale und flachgedeckte Langhaus läßt Zusammenhänge mit den Bettelordenskirchen des 13. Jahrhunderts erkennen. Wir erinnern an Krems und Stein, an Friesach oder Regensburg. Dieser einfachen, jedoch großräumigen Langhausbildung wurde ein den Bettelorden fremdes Westwerk mit zwei Türmen vorgesetzt, welches wieder an den Dom- und Stiftskirchenbau des 12. und 13. Jahrhunderts gemahnt. Der hochgotische Chorbau ist hingegen sowohl bei Bettelordenskirchen, wie im monumentalen Kirchenbau ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu finden. Schwindet die Doppeltürmigkeit im 14. Jahrhundert zu Gunsten des Einturmes, ob Front- oder Seitenturm, so entwickelt sich der polygonale Chorbau bis tief in die Spätgotik. Um nur auf wenige Vergleichsobjekte bezüglich des hochgotischen Chorbaues hinzuweisen: St. Martin in Klosterneuburg, Pillichsdorf im Marchfeld, Neunkirchen, Chorschluß der Augustinerkirche in Wien und Groß-Rußbach. Nicht zu übersehen der Dorfkirchenbau im Weinviertel mit den ehemals flachgedeckten Langhäusern und kreuzgewölbten Polygonchören. Zwischen diese und dem Domkirchenbau läßt sich der Stadtpfarrkirchenbau der Gründungsstädte des 13. Jahrhunderts einordnen.

Um abschließend die Frage nach der Entstehungszeit der Pfarrkirche zu beantworten, sei nochmals darauf hingewiesen, daß 1212 „Neuburg-Markthalben“ endlich zu der planmäßigen Stadtgründungsform gelangt war, die heute noch den alten Stadtkern bestimmt. Ein Grunderwerb aus der Pfarre Leobendorf ist dazu notwendig gewesen. An der Stelle des heutigen mittelalterlichen Stadturmes befand sich eine Nikolauskirche, ganz ähnlich wie in Wiener-Neustadt oder Traiskirchen. Diese Kirche war pfarrlich von St. Martin-Klosterneuburg seit ca. 1170—71 betreut. Sie wird noch einige Jahre nach 1212 genügt haben. Nach 1212 und vor 1298 ist der dreischiffige Langhausbau mit dem Westwerk

entstanden. Lassen wir auf diesen Einflüsse der frühgotischen Bettelordens-typen gelten und ziehen wir die ehemalige Doppelturmfassade in den Bereich der Beispiele von Wien und Wiener-Neustadt, so sind wir in der Mitte des 13. Jahrhunderts angelangt. Nicht lange nach 1298 wird man mit dem monumentalen hochgotischen Chor begonnen haben. Leider lassen die zahlreichen Umbauten, Zerstörungen und ungünstige Ergänzungen keine genaue Formenanalyse des Aufbaues zu. Die bisher gegebenen Datierungen sind zu spät angesetzt worden, weil sie die Umbauten und nicht den Grundriß beobachtet haben.

DIE ALTE WIEDEN, IHRE KRANKENHÄUSER UND IHRE ÄRZTE.

Von Dr. O. A. Straickher.

Die Wieden ist die älteste Vorstadt Wiens. Sie wird noch vor Erdberg und Hernals als „diu widem“ 1208, als ein Widem — eine Schenkung an die St. Stephanskirche am südlichen Wienflußufer — genannt. Noch jetzt heißt in Tirol der zur Kirche gehörige Pfarrhof das Widdum. Die Wiedner Hauptstraße ist die älteste Vorstadtstraße; sie wird 1200 als „publica strata, que ducit ad civitatem (i. e. Wien) directe“ bezeichnet. Sie führte über eine uralte, schon zur Zeit Ottokars Przemysls genannte steinerne Brücke (spätere Elisabethbrücke) zum Kärntnertor. Der Siedlungsplatz der Vorstadt Wieden ist durch diese verkehrsbedingte Straße nach der Steiermark gegeben. Seitlich einmündende Straßen erzeugen Dreieckplätze an der Straßengabel¹⁾. So ist der Platz beim Erzherzog Rainerbrunnen (Rainer M. Rilkeplatz) durch die Einmündung der Margaretenstraße zu verstehen und der Platz mit dem Engelsbrunnen vor der Paulanerkirche durch die Einmündung des Kaiserwegs (jetzige Favoritenstraße). Die Siedlung entwickelte sich zunächst zwischen der Stadtmauer und dem Grabenwerk der Stadt beim Kärntnertor. Ihre Gassen wurden Luken genannt (Brunnluken, Neu-Rosen-Spitals-Luken).

Man kann sich dabei Keuschen oder Hütten vorstellen. In ihnen wüteten zweimal große Brände, der erste im 14. Jahrhundert. Durch ungünstige Winde angefacht, wurden durch sie fast alle Häuser vom Freihaus bis zur Ungargasse zerstört. Es entstanden hier Weingärten und die dazu gehörigen Häuser der Weinbauer. Die Einwohner waren dem Domkapitel von St. Stephan untertan. Längs der Wiedner Hauptstraße bis in die Gegend der Paulanerkirche standen größere Häuser. Dort befanden sich die Vorwerke der Stadt; sie bestanden in Pallisaden (Planken), Zäunen und hie und da einem steinernen Turm.

Durch den Magister Gerhard, Pfarrer von Fallbach (VUMB) — er war der Kaplan Leopolds VI. — erhielt die Wieden und damit auch Wien, das erste Spital. Das Spital scheint seine Stiftung dem Wunsche Herzog Leopolds VI., bei St. Stephan ein von Passau unabhängiges Bistum zu errichten, zu verdanken. Er sandte im Jahre 1208 seinen Kaplan Gerhard nach Rom zu Papst Innocenz III. um die Errichtung des Bistums zu betreiben. Gleichzeitig wollte er die Berufung des in Rom ansässigen Heiligen Geist-Ordens für ein in Wien zu errichtendes Spital anbieten. Das Angebot wurde angenommen, die Errichtung des Bistums jedoch abgelehnt. Mit dem Aufbau des Spitals ging es daher nur schleppend vorwärts. Magister Gerhard opferte sein ganzes Vermögen für die Errichtung des Spitals. Es lag am rechten Ufer der Wien zwischen Wienfluß und der Wiedner Hauptstraße, nahe der steinernen Brücke, von welcher die Wiedner-

¹⁾ A. Klaar in Walter: Wien, die Geschichte einer Großstadt 1940, Bd. 1.

Hauptstraße ihren Ausgang nahm — nach Kallbrunner^{1a)} dort, wo sich die „wien-seitige Front des Wiedner Freihauses dehnt“, also in der Gegend der verlängerten Operngasse—Rechte Wienzeile (Abb. 1). Zum Spital gehörte die Antonskirche; St. Anton, der Eremit, war der Patron der Siechen. Die Mitglieder des 1198 in Rom gegründeten Heiligen Geist-Ordens waren die Betreuer des Spitals. 1215 schenkte Kaiser Friedrich II. die Einkünfte der Pfarre Memmlingen in Schwaben dem Spital. 1240 hören wir wieder von der Bewilligung, für das Spital Almosen zu sammeln. Das läßt auf keine gute Dotierung schließen. Erst mit Ottokar Przemysl schienen die Verhältnisse des Spitals besser geworden zu sein. Seinem Stiftsbrief liegt der von Leopold VI. von 1211 zugrunde, der sich aber in mehreren Belangen als verbessert, d. h. gefälscht erwies²⁾, ³⁾. Das Urkundenmaterial ist zum großen Teil verloren gegangen. Ende des 18. Jahrhunderts war es noch vorhanden und wurde vom Domherrn Paul Smitmer abgeschrieben; die Abschrift erliegt im Staatsarchiv (Bd. VI des Codex dipl. Austriacus, Handschrift 99 & 100). Die Begünstigungen des revidierten Vertrages brachten das Spital in Gegensatz zu St. Stephan und weiters zum Wiener Stadtgericht. Von da an hat es reichliche Schenkungen von Wiesen, Feldern, Wäldern, Weinbergen und Höfen erhalten; auch Häuser in der Stadt, so am Graben, Neuen Markt und in der Kärntnerstraße. Sie kamen meist durch Kauf in seinen Besitz. Diese spekulativ aussehenden Käufe führten dazu, daß 1341 der Herzog weitere Ankäufe verbot und in die Verwaltung eingriff. Über die Zahl der Krankenbetten wissen wir nichts, außer daß einmal die Zahl der Siechen auf 5 beschränkt wurde. Aber neben der Krankenpflege hatte es noch die Aufgabe als Armen- und Findelhaus zu dienen. Auch haben sich dort Ehepaare eingekauft. Wir lesen in den Urkunden nichts von den betreuenden Ärzten, wie sie hießen, ob sie der Universität angehörten und wie der Dienst war. Ein Zusammenhang mit der Universität ist aber daraus zu schließen, daß dort die Lehrsektionen⁴⁾ ausgeführt wurden u. zw. nach dem Ambrosius- und Judica-Sonntag. Dorthin wurde z. B. am 17. März 1471 ein Gehenkter geschafft, der der medizinischen Fakultät zur Sektion überlassen worden war. Unter den ersten Schnitten erwachte er wieder zum Leben, wohl nicht zur Freude der Ärzte, die den Verlust der erheblichen Kosten, die eine Sektion machte, zu beklagen hatten, ohne in den Genuß der seltenen Belehrung zu kommen. Dieses Spital auf der Wieden war es also, in dem die ersten Sektionen (1408) der noch jungen medizinischen Fakultät stattfanden (1399). Im zugehörigen Friedhof war ein Grab bereitet, in das nach und nach die zergliederten Leichenteile gelegt wurden und in der zum Spital gehörigen Antonskapelle wurde anschließend die Seelenmesse für den Delinquenten gelesen. Dann wurde eine Festtafel gehalten.

Für das weitere Schicksal des Spitalles sind die schlechten Pachtverhältnisse des 15. Jahrhunderts verhängnisvoll geworden. Die Pachtschillinge für die Gründe, Weingärten usw. wurden nicht gezahlt, die Weinberge nicht gepflegt und verwilderten. Die Vorsteher des Spitals sorgten nur für ihr eigenes Wohl und nicht für das der Kranken (Philipp von Thurn 1510, Markus Gold 1512). Schließ-

^{1a)} I. Kallbrunner: Zur Geschichte des Heiligen Geistspitals in Wien. Monatsblatt d. Altertumsvereines zu Wien, 1914/16, S. 117 ff. & 32. Jhrg. 1915, Nr. 4. Vgl. ganz allgemein, auch für das Folgende: Geschichte der Stadt Wien (hg. v. Wr. Altertumsverein) Bd. II/2, S. 1018 ff.

²⁾ J. Hormayr, Geschichte von Wien II/4/1, S. 52 ff., Nr. 308; Brevis Notitia 1764, p. 67.

³⁾ O. v. Mitis, Studien zum älteren österr. Urkundenwesen, S. 427 ff.

⁴⁾ Acta facultatis II fol. 105 — z. 13. Oktober 1483: *antique enim nostri anatomiam semper habuimus* (Magister Hermann Haym, Decanus artium et medicinae Doctor).

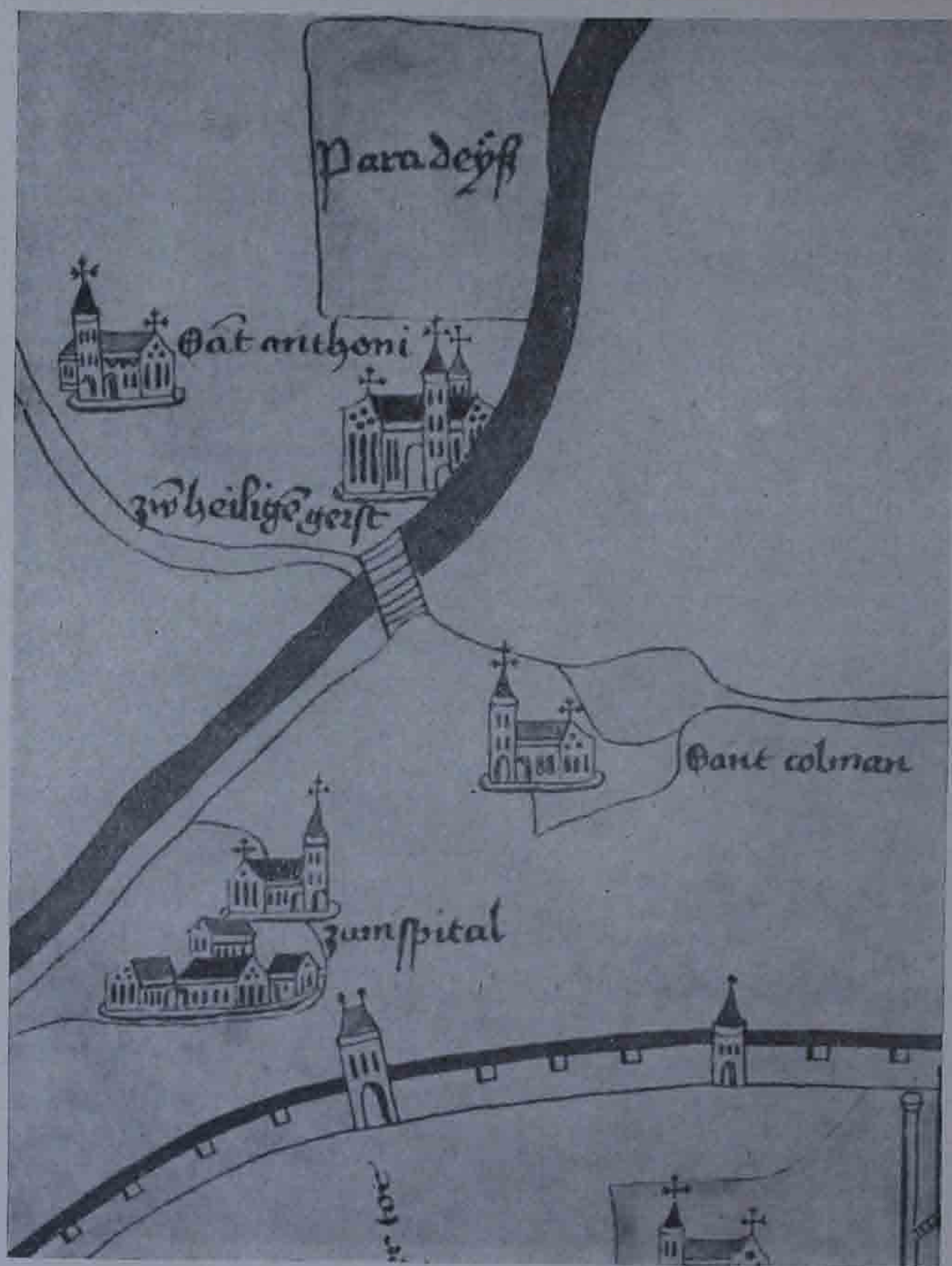


Abb. 1. Ausschnitt aus dem sogen. „Albertinischen Plan“ (1438/39).
(Nach Camesina-Weiss, Wiens ältester Stadtplan aus den Jahren 1438—55, 1869.)

lich wurde mit dem wirklich befähigten und ehrlichen Dr. Jakob Nagl 1521 ein Versuch gemacht. Das Türkenjahr 1529 gab dem Spital den Todesstoß. Dr. Nagl übergab das verwüstete Spital 1531 dem Bistum, mit dem es Zeit seines Bestehens im Streite gelegen hatte. Er erlag bald darauf einem Schlaganfall.

Die Wiener Bürger gründeten um das Jahr 1255 auf dem anderen (linken) Ufer der Wien das Bürgerspital (Hospitale civium in Vienna). Der Sage nach haben es 3 Wiener Bürger anfangs des 13. Jhdt. gestiftet, aber erst 1259 findet sich eine urkundliche Bestätigung. Es war wie das Hl. Geistspital nicht nur für Sieche, sondern vorwiegend für arme kranke Bürger bestimmt. Aber auch mancher kranke Kreuzfahrer fand Aufnahme im Spital. Wie das Hl. Geistspital erhielt es auch viele Stiftungen. Die Kreuzzüge waren für diese Stiftungen von Bedeutung. Sie brachten eine Blüte des Handels und der Gewerbe, insbesondere der Waffenerzeugung mit sich. Abschließend sei noch hinzugefügt, daß das Bürgerspital bis 1699 die alleinige Braugerechtigkeit in Wien hatte.

Die Gründer der Spitäler scheinen nicht nur Geistliche, sondern gleichzeitig Ärzte gewesen zu sein. Es war dies die Zeit, in der in unseren Gegenden die Heilkunde aus den Händen der Kleriker in weltliche Hände überging. Als Arzt gewinnt Jakob, Pfarrer von Himberg, im Jahre 1318 durch Erbauung der Kolomanskapelle Beziehung zur Wieden. Sie gehörte zum gleichnamigen Friedhof, auf dem 1349 tausende von Leichen in die Pestgruben gelegt wurden. Die Niederlegung der Basteien in den Jahren 1861—62 brachte zahlreiche Gebeinfunde zutage, die den Friedhof auf die Stelle der heutigen Elisabethstraße lokalisieren lassen. Dort wurden beim Bau des Opernringhofes (früher Heinrichshof) noch immer zahlreiche Röhren- und Beckenknochen, aber nur 2 Schädel gefunden, wie mir der bauleitende Architekt Waniek mitteilte. Die gotische Kirche St. Koloman mit einer Kapelle lag knapp innerhalb der Zinnenmauer der Vorstadt. Sie wurde 1338 dem Bürgerspital geschenkt. Diese Kirche St. Koloman muß beiläufig Kärntnerstraße 48—50 (51—53) gestanden sein. Auf den genannten Kleriker, Pfarrer Jakob, ist wohl auch die 1332 errichtete Totenleuchte auf dem Kolomansfriedhof (Abb. 2) zurückzuführen. Sie war ein gotisches Bauwerk, eine Art „Spinnerin am Kreuz“ (1452) im Kleinen. Die Säule, die vielleicht als Friedhofs-Totenleuchte aufzufassen ist, trug auf einer roten Marmorplatte folgende Inschrift⁵⁾:

„Daß paw ist volpracht
Zu Lob Gots und in der
Eren Mariam und zu
Trost aller Gläubigen
Seelen-Hail und ist volpracht
In die Sancti Jacobi Apostoli
Anno Domini M CCC XXXII“

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1809) wurde sie wegen Baufälligkeit und Platzmangel(!) entfernt. Es wäre schön, wenn dieses Kunstwerk nach vorhandenen Bildern rekonstruiert und etwa auf dem Karlsplatz aufgestellt würde.

Als drittes Spital sollte bald noch eines auf der Wieden entstehen; wieder war es ein Meister (= Magister) Gerhard, Pfarrer von St. Stephan. Er stiftete 1266 im „Chlagbaum“ ein Aussätzigenheim⁶⁾ (Jobspital) (Abb. 3). Die hohe Infektionsgefahr muß ihm wohl bekannt gewesen sein, da er das Personal durch eine eigene Tracht kennzeichnen ließ; diese zeigte ein rotes Kreuz im roten Ring. Seine Angestellten durften keinen Umgang mit der Außenwelt pflegen. In diesem Spital kamen auch andere Krankheiten und wahrscheinlich auch Geschlechtskrankheiten zur Aufnahme. Die Spitalsstiftung Meister Gerhards, immer wieder

⁵⁾ Wilhelm Kisch: Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten und ihre historisch interessanten Häuser, II. Bd. 1895.

⁶⁾ K. Hofbauer bringt in „Die Wieden mit den Edelsitzen Conradswert, Mühlfeld, Schaumburgerhof (Jobspital). 1864, eine ausführliche Geschichte des Hiobspitales.

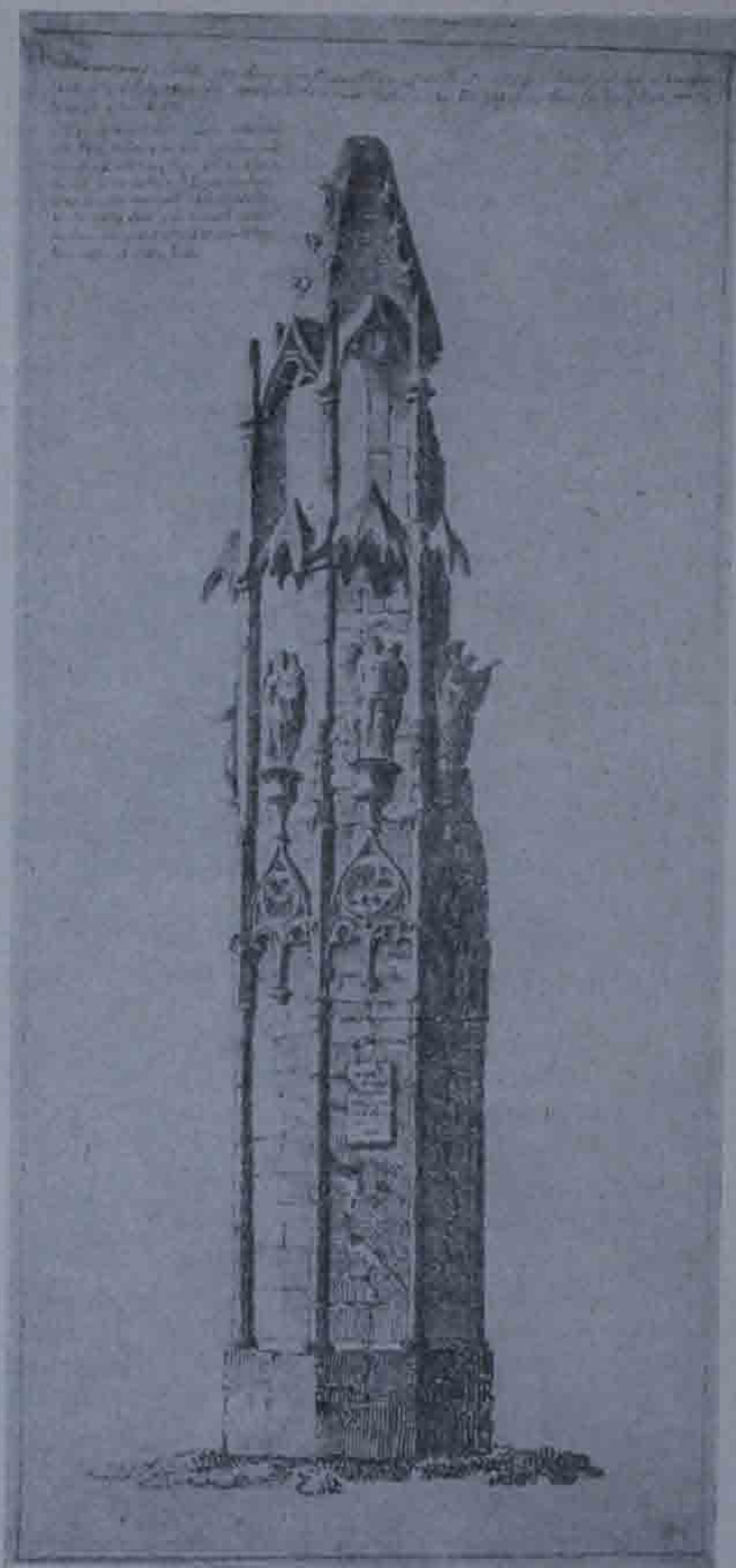


Abb. 2. Colomanssäule (Totenleuchte).

(Nach einer Handzeichnung im Historischen Museum d. Stadt Wien.)

aufgebaut, überdauerte beide Türkenbelagerungen. Die düsteren Gebäude fielen erst einige Zeit nach Kaiser Josefs Tod.

Die Behandlung in den Spitälern erfolgte unentgeltlich; 1501 machte Kaiser Max I. dies der medizinischen Fakultät zur Pflicht. Aus dem Jahre 1517 besteht eine Verordnung, daß 1 bis 2 Besuche in der Woche gemacht werden sollten;

dies geschah dann aber bald nur einmal im Monat. Die ungenügende Behandlung veranlaßte 1539 Ferdinand I. zum Eingreifen. 1550 waren wieder desolate Zustände eingerissen. Der Consul (Bürgermeister) Huetstockher ersuchte um eine Visitation im Xenodochium civium, wie damals das Bürgerspital hieß. Durch den ständigen Wechsel der Ärzte bestanden viele Mißstände. Es solle ein Ordinarius aus den Fakultätsmitgliedern gewählt (eligeretur) und vereidigt werden. Die Fakultät verlangte nun Bezahlung der Ärzte. 1554 wurde der Dekan Martin Stoppius Spitalfiskus (Acta facultatis III fol. 178 b). Das Pflegepersonal wurde schon früher bezahlt. Den Ärzten wurde die Bezahlung immer wieder geschuldet. Erst Tobias Pirpach, der von 1601—20 im Spital war, erhielt 100 fl. rh. Die schlechte Stellung der Ärzte bestand trotz der oft auftretenden Beulenpest weiter. Im Jahre 1664 starb der Magister sanitatis Johann Plöchinger sogar an Hunger (Acta facultatis). Visitationen wurden weiter nach den Acta noch in den Jahren 1560, 1564, 1593 und 1601 im Beisein des Stadtrates durchgeführt.

Das Heilige Geistspital und das Bürgerspital wurden bald nach der ersten Türkenbelagerung zerstört und verlegt und zwar in das verlassene Clarissinenkloster. Es lag zwischen Kärntnerstraße und dem Saumarkt nahe der Stadtmauer beim Komödiengäßlein. Die Lage an der Wien barg für die Spitäler manche Gefahren; so kam es wiederholt zu Überschwemmungen, z. B. 1295. Aus dem Bürgerspital hat „man die Kranken mit ihren Bethen mit harter Not salviren können“⁷⁾. Der Platz der Spitäler vor der Stadt blieb wohl leer, aber die Friedhofsanlagen bestanden weiter; sie wurden sogar vergrößert. Schon 1530 wurden Gründe jenseits der Wien angekauft. Der neue Teil diente hauptsächlich als Pestfriedhof. Er hatte den Umriß eines gleichseitigen Dreieckes, dessen Spitze mit der Nordostecke der jetzigen Technik zusammenfiel; seine Ostseite bildete die Argentinierstraße (Alleegasse) die südliche die Paniglasse. 1679 wurden auf diesem Spital-Freythof 1632 Pestleichen bestattet und weiter „bey einem Weingarten“ 1200, auf der „Wieden“ 1026 und „hinter den Zäunen“ (Pallisaden) 2300, wie Fuhrmann⁷⁾ berichtet.

1412 finden wir einen Wundarzt Clemens vor dem Kärntnertor als Arzt des Herzogs Ernst genannt. Er war Geselle des „Puech (Buch-)Arztes“ Berthold, für den er wohl die chirurgischen Eingriffe ausführte, da Operationen für einen universitätsangehörigen Arzt als nicht standesgemäß galten. Vielleicht stand er zur Badstube vor dem Widmertor, die bereits 1370 erwähnt wird, in Beziehung^{7a)}.

Nun dauerte es Jahrhunderte bis wieder ein Spital auf der Wieden gegründet wurde. War im 18. Jahrhundert die Notwendigkeit Spitäler zu gründen durch die mangelnden Ausbildungsstätten gegeben, so verlangte im 19. Jahrhundert die anwachsende Bevölkerungszahl, der zu wenig Spitalbetten zur Verfügung standen, die Errichtung neuer Krankenhäuser. Typhus und Cholera waren aufgetreten. So mußte im Allgemeinen Krankenhaus und in den anderen großen Spitälern gegen Ende der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts eine dritte Reihe Betten in den Sälen eingeschoben werden. Die Leopoldstadt besaß bei den Barmherzigen Brüdern, die Landstraße bei den Elisabethinerinnen, Gumpendorf durch die Barmherzigen Schwestern Spitäler. Bei der Suche nach einem geeigneten Platz richtete sich das Augenmerk auf unseren Bezirk. Die Anstalt wurde aus privaten Mitteln errichtet und geführt. Unter Erzherzog Franz Karl als Protektor gelang dies einem Komitee von Wiednern, von denen ich

⁷⁾ M. Fuhrmann: Alt & Neues Wien, 1739. Verlag I. Prosch, 2. & 3. Buch; Wilhelm Kisch: Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten u. ihre historisch interessanten Häuser, II. Bd. 1895.

^{7a)} Vgl. H. Kühnel, Die Leibärzte der Habsburger bis zum Tode Friedrichs III. (Mitt. d. österr. Staatsarchivs, Bd. 11, 1958), bes. S. 17 f.



Abb. 3. Das Klagbaumspital. Nach einer Zeichnung von Fuhrmann.
Beschreibung von Wien II/2/572. (Bildarchiv d. Nat.-Bibl.)

nur die Richter Franz, jenen von Margareten J. Reder, den von Hugelbrunn J. Schödl und den Herrschaftsverwalter von Hugelbrunn J. Buresch nennen möchte. Am 7. Dezember 1841 wurde unter der tatkräftigen Mithilfe des damaligen Bürgermeister von Wien Ignatz Czapka und des Regierungsrates Knolz das Spital eröffnet. Zuerst dachte man, bei den PP. Piaristen auf der Wiedner Hauptstraße, Ecke Phorugasse, deren Kloster von Kaiser Josef in ein Transporthaus umgestaltet worden war, das Spital einzumieten. Dann zog man das Danhausersche Wohngebäude wegen seiner hohen lichten Säle, wegen des großen Hofes und Gartens und wegen seines reichlichen und guten Trinkwassers vor. Hier hatte 1696 der Reichsgraf Thomas Czernin ein „Lustgepäu und Garten“ errichtet. Dann besaß es Graf Waldstein. Sein Nachfolger im Besitz, Graf Michael Althann, kaufte Weingärten und Gründe dazu. Seine schöne Gattin stand Karl VI. nahe, der den in der Favoritenstraße gegenüber liegenden Sommersitz zur „Favorita“, dem jetzigen Theresianum, ausbaute. Die Mayerhofgasse mit ihrer Allee scheint die Zufahrtsstraße gewesen zu sein. Die Gemeinde Wien hatte dort eine Brunnenanlage und Wasserleitung errichtet⁸⁾; sie lieferte täglich 800—1000 Eimer guten Trinkwassers. Davon wurden die öffentlichen Brunnen in der Mayerhofgasse, am Mozart-Platz und bei der Preßgasse gespeist. Die Wahl des Ortes für das Spital wird dadurch vollkommen verständlich, wenn wir bedenken, welche Opfer die

⁸⁾ Die Pläne dazu, von einem Maurermeister vom Nikolsdorfer Grund, sind im Archiv d. Stadt Wien noch vorhanden.

damals bestandene Trinkwasserversorgung forderte. So ergab eine Untersuchung im Jahre 1873 für die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung, die ihr Wasser aus der Schotterzone beim Heiligenstädter Bahnhof bezog, daß sich im Wasser Amoniak, Nitrate, ja sogar Leinen- und Baumwollfasern und Vogelfedern befanden⁹⁾. Anfangs nur eingemietet, konnte das Direktorium 1844 Haus und Grundstück aus der Danhäuserschen Konkursmasse um 57.500 fl. kaufen. 1847 wurde das Haus der Seidenzeugfabrik Hell und Schepper dazu gepachtet und so die Bettenzahl auf 340 erhöht. 1848 wurde das ursprüngliche Gebäude bis auf den Kapellentrakt (aus der Zeit des Grafen Althann) niedergerissen und von dem leitenden Direktor Dr. Dietl mit dem Architekten Schaden mit Kosten von 376.000 fl. in der vor kurzen abgerissenen Gestalt neu erbaut. 500 Öllampen wurden für die Beleuchtung verwendet, die ärztliche Leitung hatte Dr. Josef Dietl inne (der in der Waaggasse 9 ein Haus besaß). Er war seit 1833 Oberbezirksarzt auf der Wieden und hatte mehrere wissenschaftliche Arbeiten verfaßt, so über den Aderlaß bei der Lungenentzündung und die anatomische Klinik der Gehirnerkrankungen. Bereits im Jahre 1851 verlor ihn das Krankenhaus, da er den Lehrstuhl der internen Medizin in Krakau übernahm. Die Chirurgie führte zuerst F. Graf, später F. Lorinser mit zwei Sekundärärzten. 1861 wurde das Krankenhaus aus der privaten Erhaltung vom k. k. Krankenanstaltenfond übernommen. Es hatte dann 8 Abteilungen mit 1250 Betten. Zur Beleuchtung der damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse und der Stellung der Ärzte erwähne ich, daß der Direktor im Jahre 1856 1500 fl. erhielt, ferner freie Wohnung, acht Klafter weiches Holz, 48 Pfund Kerzen Deputat; der Wundarzt 700 fl. und 200 fl. Pauschale für die beizustellenden Instrumente im Jahr und die drei ordinierenden Ärzte (der Direktor hatte nur als Oberaufsicht die Verpflichtung, den Ordinationen beizuwohnen) je 600 fl., die fünf Sekundärärzte je 400 fl., die Wohnung mit Heizung sowie 36 Pfund Wachskerzen, die sieben Unterärzte 240 fl., die Schwestern im Monat 8 fl., die Wärter auf der Hautabteilung 8 fl.

An dem Spital arbeiteten bis in unsere Zeit eine Reihe für die Wissenschaft hochbedeutende Fachleute; zumindest schufen sie hier an ihrem Lebenswerk, bis sie im allgemeinen Krankenhaus als Primarii oder als Professoren der Universität ihre Tage beschlossen. So einige von vielen: Der berühmte Dermatologe Hebra (1876—1889), späterhin der Chirurg Schnitzler, der Dermatologe Prof. E h r m a n n und der Pathologe S t e r n b e r g.

Es ist nicht gelungen, das Spital für den Bezirk zu erhalten. Die Wohnungsnot trug über die Spitalsbettennot den Sieg davon. Es werden aus Platz- und hygienischen Gründen an weit entlegenen Stellen Spitäler gebaut. In einer Großstadt wäre es sowohl für den hilfesuchenden Kranken als auch für den besuchenden Familienangehörigen vorteilhafter, ein Spital in seinem Bezirk zu haben. 1958 wurden auf dem Areal des Wiedner Krankenhauses Wohnhausbauten errichtet. Die Grünflächen sind zum großen Teil, die alte Kapelle ganz verschwunden. Es scheint, als ob wir uns unserer alten Bauten schämten oder die in ihnen liegende Tradition fürchteten. Mit der Rosalienkapelle im Freihaus erleben wir jetzt dasselbe wie mit der Althannkapelle und doch geht das jetzige Prinzip im Großstadtbau auf Bildung von „Inseln“ hinaus, deren Zentrum eine Kirche oder ein anderer Bau öffentlichen Interesses ist.

Als letztes Spital auf der Wieden entstand in der Kolschitzkygasse (damals Liniengasse 28, 29) das St. Josefs-Kinderspital¹⁰⁾. Diese Gründung erfolgte

⁹⁾ V. Gegenbauer: Die Entwicklung der Wiener Wasserversorgung und ihr Einfluß auf die Typhus- und Choleraausbreitung in Wien. Wiener Klinische Wschr. 1935.

¹⁰⁾ Nach einem Elaborat des Primarius Dr. Khautz v. Eulenthal. — Manuskript im Wr. Medizinhistorischen Institut.

am 19. März 1842 von dem Verein „Wiener Allgemeines Kinderspital zum hl. Josef“, an dessen Spitze Heinrich Graf Bombelles, Pfarrer Josef Lindner und Primarius Dr. Franz Mayr standen, und dem die spätere Kaiserin-Mutter Sophie als Schutzfrau, Kaiser Ferdinand, Finanzleute wie Rothschild, von Wertheimstein, Figdor, Leute der Kunst wie Bäuerle, Carl, Fanny Elssler u. a. angehörten.

Das Kinderspital blühte auch weiterhin, bis es den Bomben des zweiten Weltkrieges zum Opfer fiel. Im Jahre 1908 z. B. wurden 1187 kranke Kinder an 22.558 Verpflegstagen behandelt. Es verdankte seine Bedeutung nicht zum Geringsten seinen hervorragenden Ärzten. Nach dem bekannten Internisten Dr. Josef Heim haben der Kinderarzt Dr. Edwin Rossiwall und der bedeutende Kinderchirurg Dr. Anton Khautz von Eulenthal durch viele Jahre am Spital gewirkt.

Der letzte Präsident, Dr. C. Freiherr von Macchio, eine bezirksbekannte, elegante Erscheinung, überlebte das Spital nicht lange. Er starb nach einer vieljährigen, aufopfernden Fürsorge für das Haus, darin von seiner Gattin werktätig unterstützt, im 64. Lebensjahr, während des Russeneinmarsches.

Nach den Spitälern seien die Ärzte genannt, die zur Wieden Beziehungen hatten. In der Zeit von 1650 bis 1860 konnten nicht weniger als 35 bedeutende Namen festgestellt werden. Den Reigen eröffnet Dr. phil. et med. Conrad Greißl, der auf der Wiednerhauptstraße, jetzt Nr. 55, Weingärten besaß. Dann folgen bekannte Ärzte, so Pius Nicolaus von Garelli (Abb. 4). Kaiser Karl VI. berief ihn nach Wien. Dieser Mann von vielseitiger Begabung wurde 1703 kaiserlicher Leibarzt und Protomedicus. Schon vorher nahm er großen Einfluß auf die medizinischen Verhältnisse und das Apothekerwesen in Wien. Die im Stiegenhaus der jetzigen Nationalbibliothek angebrachten römischen Inschriftsteine hatte er als Reisebegleiter des Kaisers in der Untersteiermark gesammelt. Er selbst besaß eine wertvolle Bibliothek, von der der größte Teil durch Kaiserin Maria Theresia 1748 der Theresianischen Ritterakademie überwiesen wurde.

Er schlug auf der Wiedner Hauptstraße, (jetzt Nr. 71), seinen Sommersitz auf. Sein Gehalt als Leibarzt und der als Praefekt der Hofbibliothek (2000 fl.) erlaubten ihm, 1724 von den Erben L. v. Engelskirchens dessen Lustgebäude zu kaufen. Er besaß noch einen zweiten Garten in der Währingerstraße, in dem er 1739 starb. Die Schönheit der Anlage und des Palais auf der Wiedner Hauptstraße kann man daraus ermessen, daß es 1746 Kaiser Franz (von Lothringen) erwarb. Das gab die Möglichkeit, daß Kaiserin Maria Theresia öfters auf der Wieden ihren Aufenthalt nahm, so auch als sie im Mai 1767 an Blattern erkrankte. Als Illustration für die Wertschätzung der Ärzte sei erwähnt, daß für die Behandlung der Kaiserin Freiherr v. Stoerk, der Vorfahre des namhaften Wiener Pathologen, 1000 Dukaten erhielt, van Swieten 2000 Dukaten und ein in Brillanten gefaßtes Portrait der Kaiserin.

Von der großen Zahl der Ärzte, die im Laufe der Jahrhunderte auf der Wieden wohnten, seien noch einige, die im 18. Jahrhundert lebten, genannt. So wohnte in der Margaretenstraße 59 Dr. L. v. Auenbrugger, der Erfinder der Perkussion. Der Protomedicus I. v. Vock besaß das Haus Wiedner Hauptstraße 30. Behaust waren hier noch der kaiserliche Leibchirurg Jean Tondeur auf der Wiedner Hauptstraße 36 (1680) neben dem Gluck-Haus. Er hatte, wie die meisten Wiener Doktoren wegen des damaligen Tiefstandes der Wiener Medizinischen Fakultät in Padua promoviert, repetierte (nostrifizierte) in Wien und wurde 1682 in die Fakultät aufgenommen. Aus der Lehrtätigkeit hatte er wohl nur das geringe Einkommen von 150 fl. jährlich und dabei sollten noch

nach den Fakultätsstatuten die Vorlesungen nicht durch die Praxis leiden. Dagegen betrug sein Gehalt als kaiserlicher Leibarzt (seit 1711) von Karl VI. 2250 fl. Er starb 1727. Ein anderer bedeutender Arzt, Dr. Focky, wohnte in der Krongasse 20 (1740). Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts finden wir sieben Ärzte als Hausbesitzer, die hier wohl auch ihre Praxis ausgeübt haben. Unter ihnen ist Dr. H. Joh. Crantz, Professor der theoretischen Medizin. Er war ein Schüler von Swieten; 1722 in Luxemburg geboren, studierte er in Wien. 1750 zum Doktor promoviert, war er schon 1754 Lektor der Geburts-



Abb. 4. Hofarzt Pius Nicolaus v. Garelli († 1793).
(Bildarchiv d. Österr. Nationalbibl.)

hilfe. In seinem Lehrbuch der Hebammenkunst wendet er sich bereits damals gegen die Künste der Beschleunigung des Geburtsaktes. 1758 wurde er Stoerks Nachfolger im Lehramt für theoretische Medizin. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit physiologischen Fragen. Sein Lehrbuch über Heilmittel galt als das beste und vollkommenste seiner Zeit. Als Botaniker arbeitete er über die Umbelliferen und verbesserte die Einteilung Linnés. Nach der Niederlegung der Professur wandte er sich dem Heilbäderwesen zu. 1777 beschrieb er in einem Werk 500 Quellen. Er begutachtete als erster die wieder aufgefundene Theresienquelle in Meidling. 1770 kaufte er sich das Haus, Paniglgasse 13, 1780 wurde er in den Freiherrnstand erhoben. Seinen Lebensabend verbrachte er auf seinem Gut bei Judenburg, wo er 1797 starb.

Paniglgasse 17 hatte der Protomedicus Guldener von Lobes im Jahr 1809 erworben. Er war der Herausgeber einer medizinischen Zeitschrift und der österreichischen Sanitätsordnung. Dr. v. Genzinger ist durch seine Freundschaft mit Haydn bekannt. Dr. Peter Leopold v. Genzingers Haus, Favoriten-

straße 13, wie es uns eine Randvignette des Vasquezplanes zeigt, war ein einstöckiges, palaisartiges Gebäude mit einem Garten, der bis in die Alleegasse durch die ganze Länge der Taubstummengasse reichte. Dr. Genzinger wurde von Maria Theresia geadelt, mit dem Titel eines Feldmarschalleutnants und dem Maria Theresienorden ausgezeichnet. 1792 war er Rektor der Universität. Seine Frau Marianne stand dem Herzen Haydn's sehr nahe. Genzinger, der Leibarzt des Fürsten Esterhazy war, hat das Haus 1792 vom Fürsten gekauft. Schon 1789 gibt die hohe musikalische Begabung von Frau Marianne Anlaß zu einem Brief an Haydn. Der Briefwechsel hält in herzlicher Weise bis zum Tod der erst 38jährigen Frau v. Genzinger (23. 1. 1793) an. Wir wissen sicher, daß Haydn oft in der Stadtwohnung Genzingers (Mölkerhof) gewohnt hat; so wird er auch das Sommerhaus auf der Wieden nicht zu selten betreten haben.

Ein anderer Arzt, Dr. Stefan Steiger, wirkte über seinen Beruf hinaus, in dem er außerordentlich geschätzt war, für das Schulwesen auf der Wieden. Als Ortsschulaufseher war er maßgeblich an dem Umbau des alten Wiener Gemeindehauses, Paulanergasse 6, zum Schulgebäude beteiligt. Bei der Eröffnung im Jahre 1823 hielt er die Einweihungsansprache. Wie er in seiner Aufgabe lebte, geht daraus hervor, daß er sich nicht stillschweigend von seinem Amte zurückzog, sondern sich von den Schülern mit einer Schrift verabschiedete, die ihnen ein Wegweiser durch das Leben sein sollte. Er war auch ein feinsinniger Kunstliebhaber. Zeuge davon war seine kostbare und berühmte Gemäldesammlung im Haus zur goldenen Kugel, Wiedner Hauptstraße 40/42, das er im Jahre 1802 vom Gastwirt Pichler erworben hatte. Das Haus ging, als er 1836 im Alter von 87 Jahren starb, an seinen Sohn über und von diesem 1857 an den „Opticus“ Georg Plössl¹¹⁾ (nach diesem ist eine Gasse benannt). Er ist durch die Anfertigung guter Mikroskope bekannt, die im anatomischen Institut noch nach 1900 in Verwendung standen.

Das vorgenannte Haus Dr. Genzingers diente auch später einem dem ärztlichen verwandten Zwecke. 1808 wurde nämlich das Taubstummeninstitut aus dem Windhaag'schen Haus hierher verlegt. Es erhielt die Aufschrift: „Surdorum Mutorumque Institutioni et Victui Josephus II Aug. 1784.“ Dieser Monarch hatte nämlich den Domherrn Storck und den Sprachlehrer Josef May nach Paris zu Abbé de l'Epée, dem Begründer des Taubstummenunterrichtes, entsendet, damit sie bei diesem die Schulung der Taubstummen erlernten. Im neuen Haus wurden die Zöglinge schon damals zu einem Beruf wie Gartenkultur, Kartongearbeiten, Nähen, Kleidermachen usw. angelernt, wie es Spitzzy nach dem ersten Weltkrieg für die Kriegsversehrten einführte. Von den Lehrern, die weiterhin am Institut wirkten, haben sich mehrere besondere Verdienste um die Weiterbildung der Unterrichtsmethode erworben.

Mit dem Ärztestand war der der Apotheker in enger Verbindung. Mehrfach waren die Apotheker Ärzte, wie jetzt noch die Landärzte Hausapotheken haben. Die Wieden hatte als erste von allen Vorstädten Wiens eine Apotheke, die des Heiligengeistspitales; es war dies eine Hausapothek. Sie ist wohl eine der ältesten Apotheken Wiens. Die anderen alten Apotheken, wie die zum „Goldenen Greifen“, zum „Goldenen Bären“ und andere, werden alle erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts genannt. Auch das Bürgerspital besaß eine Apotheke. Wir erfahren aus Urkunden, daß die Insassen angehalten wurden, Arzneikräuter für die Apotheke zu sammeln. Diese Apotheke übersiedelte dann, nach Zerstörung der Spitäler mit dem Bürgerspital in die Innere Stadt in ein Gassenlokal des Kärntnerstraßentraktes des Bürgerspitals. Den Namen „Zum Heiligen Geist“ scheint sie mitgenommen zu haben und diesen dann wieder bei der Verlegung

¹¹⁾ Natur und Technik, Jahrgang 1961.

in die Operngasse 16 im Jahre 1872¹²⁾. Leider wurden damals die meisten alten Apothekergeräte ausgeschieden.

Kaiser Maximilian gab von Augsburg aus i. J. 1518 einen Erlaß heraus, der sich mit der Medikamentenbeschaffung befaßte. 1519 schlug die Wiener Fakultät vor, daß viele der Heilkräuter von den armen Leuten, den Spitalsinsassen, selbst gesammelt werden sollten.

Die erste öffentliche Apotheke „Zur heiligen Dreifaltigkeit“ auf der Wiedner Hauptstraße 14 entstand mit einigem Widerstand der Berufskollegen. Der Apotheker Johann Georg Rauch von Rauchfeldt aus Ploskau in Böhmen muß ein sehr energischer Mann gewesen sein, da es ihm gelang, seine im Jahre 1692 in Preßburg errichtete Apotheke im Jahre 1701 gegen den Widerstand der 11 Wiener Apotheken nach Wien zu verlegen. Sie wehrten sich nach gutem alten Recht gegen diese Konkurrenz mit der Anschuldigung gegen Rauch als einer „persona vagabunda“, die sich auf den Jahrmärkten herumtreibe. Auch ein zweiter Einspruch im Jahre 1708 nützte nichts. Rauch, seit 1692 Hofarzt und Hofapotheker, erhielt 1708 sein Hofprivilegium. Das Dekret befindet sich heute noch im Besitz der Apotheke (auf der Wiedner Hauptstraße 16). Das Haus wird schon 1631 als Gasthof „Zum blauen Wolfen“ genannt.

Unter dem dritten Besitzer Haimerl, der übrigens von Maria Theresia mit dem Prädikat „von Ehrentreu“ geadelt wurde, trat im Jahre 1733 der lang gewünschte Apothekertarif in Kraft. Er wurde von einem Wiedner, dem schon erwähnten Hofarzt Dr. Nicolaus Garelli (Abb. 4) eingeführt. Diese Taxa Garelliana, seit 1692 wegen wiederholter Teuerungswellen angestrebt, brachte Ordnung in die verworrenen Arzneitaxverhältnisse. Von den drei folgenden Besitzern wurde die Dreifaltigkeitsapotheke fast immer in der weiblichen Linie vererbt. Haimerls Tochter Therese heiratete 1780 Josef Ign. Moser, der als Mineraloge und Fossilienkenner einen guten Namen hatte.

Erst 1795 finden wir eine zweite Apotheke auf der Wieden. Sie hieß zum „Frauenbild“, offenbar nach dem noch heute an dem Haus Ecke Margaretenstraße 31 und Waaggasse befindlichen kleinen Marienbild mit schöner plastischer Umrahmung. Die Apotheke führte jetzt den Namen „Zum Einhorn“.

ZUR MORPHOGENESE DES BUCHBERGER GEBIETES IN NÖ.

Von Helmut Riedl, Graz.

Nach den klassischen Arbeiten A. Beckers^{1), 2)} erfuhr das tertiäre Hügel- land nördlich der Donau erst in den letzten Jahren in seinen zentralen⁴⁾ und östlichen Landschaften⁵⁾ eine eingehendere morphologische Würdigung. Im zentralen Teil des Weinviertels konnte nachgewiesen werden, daß der jungtertiären und quartären Tektonik überraschenderweise in dem sonst labilen Randgebiete des inneralpinen Wiener Beckens keine größere morphologische Bedeutung zukommt. Die Leiser Berge erwiesen sich zusammen mit ihrem engeren Vorland als ziemlich starrer Rahmen. Die ersten Anzeichen einer jüngeren Morphotektonik fanden sich hingegen am Rande des Laaer Beckens im Falkensteiner Höhenzug. Es war von besonderem Interesse, das im Nordwesten der Leiser Berge benachbarte Gebiet des Buchberges bei Mailberg und sein Vorland aufzusuchen. Denn hier wiesen schon länger bekannte Tatsachen, wie z. B. die stark gestörten Leitha-

¹²⁾ Geschichte der Wiener Apotheken, Hochberger & Nogglner 1919; J. Schwarz, Geschichte der Wiener Apothekenwesens, 2 Bde., 1917 ff.

kalke am Buchberg und der ziemlich isolierte piedmonttreppenförmige Bau des Buchberges auf eine regere Bildung der Tektonik auch an der Entstehung der Oberflächenformen hin.

Zwischen dem Buchberg mit seinen in verschiedenen hoher Lage liegenden Flächensystemen und der Riedellandschaft des Schwarz- und Ernstbrunner Waldes schiebt sich eine sehr breite, heute vielfach einen funktionslosen Eindruck erweckende Tiefenzone ein, die zuerst W—O verläuft und dann den Erosionsrändern des Hollabrunner Schwemmfächers folgend nach Norden in die große Tiefenzone des Pulkautales einlenkt. Die talgeschichtliche Entwicklung dieser großen Tiefenfurche erwies sich unter der Berücksichtigung tektonischer Verhältnisse als kompliziert. Wie schon im näheren Vorland der Leiser Berge⁴⁾ nachgewiesen werden konnte, ist auch hier im Westen die Uroberfläche des großen Mistelbach-Hollabrunner Schwemmfächers nicht erhalten. Das beiderseits der zwischen Buchberg und Ernstbrunner Wald sich einschiebenden Tiefenzone auftretende Niveau von 360 m stellt bereits eine postoberpannone Erosionsfläche dar, die aber noch eindeutige präquartäre Züge trägt. Sie überzog einst das gesamte Gebiet des Ernstbrunner Waldes, strich über den heutigen Buchberggipfel hinweg nach Norden und dürfte im wesentlichen die flache Uroberfläche des pannonen Schwemmfächers um einige Dekameter erniedrigt widergespiegelt haben. Der Gipfel des Buchberges liegt heute in 416 m Seehöhe. Nachdem die tortonischen Leithakalke⁷⁾ der Gipfelregion, die über gleichaltrigen Tegeln liegen, die fast den gesamten Buchberg und sein südliches Vorland aufbauen (sieht man von der jüngeren Bedeckung ab), im Zuge der pannonen Akkumulation überschottet wurden, erfolgte in der postoberpannonen, aber präquartären Zeit eine deutliche Kappung der Gipfelkalke im Niveau von 360 m und die erosive Entfernung der Deckschotter. Schon Stiny⁶⁾ stellte vereinzelte Restschotter am Buchberggipfel fest. Vereinzelt dort auftretende Schotterexemplare zeigen den Typus aus dem Hollabrunner Schwemmfächer. Die heutige Höhenlage des Buchberggipfels über dem 360 m Niveau, das Vorhandensein einer postoberpannonen Erosionsfläche auf stark gestörten Leithakalken mit SSO-Fallen im Zusammenhang mit einem Schottererschleier, deuten auf eine Höher-schaltung des 360 m Niveaus am Buchberg hin. Die Hebungsachse verläuft parallel zum heutigen Verlauf des Pulkautales. Ähnlich wie im Falkensteiner Höhenzug konnte sich nach dieser Hebung das 360 m Niveau unterhalb der gehobenen Flächen noch ungestört entwickeln. Es erscheint fast gürtelförmig um die zentralen Flächensysteme des Buchberges angeordnet.

In der folgenden postoberpannonen-ältestpleistozänen Erosionsphase, die den Übergang zu den pleistozänen Kaltzeiten erkennen läßt, bilden sich die ersten Anfänge der Talanlagen der Schmida, des Göllersbaches und eines Vorläufers der Zaya heraus. Schmida und Göllersbach wurzelten in dieser Bildungsphase mit ihren Quellnischen noch weiter südlich. Der Göllersbach nahm damals, wie aus der Verteilung der 300 m Niveaus, die dieser Erosionsphase entsprechen, hervorgeht, im engsten Raume der Stadt Hollabrunn seinen Ursprung. Die Urzaya benützte eine Primärfurche, die zwischen Buchberg und Ernstbrunner Wald in W—O Erstreckung hindurchzog. Sie führte aus der Talfurche, die heute die obere Schmida benützt über Grund, die Flur des Prauzberges und Stronegg in ihre heutige Furche. Diesen alten Zayalauf hat Becker²⁾ bereits erkannt. Nur in das fluviatile Regime der Urzaya kann die Prauzbergterrasse einbezogen werden, und nicht, wie Weinhandl⁸⁾ glaubt, als Terrasse des obersten Göllersbaches angesprochen werden. Niveaureste des 300 m-Flächensystems am Nordrand der Riedellandschaft des Ernstbrunner Waldes zeigen den Verlauf der postoberpannonen-ältestpleistozänen Zaya an.

Das 300 m Niveau findet sich auch am Buchberg deutlich durch entsprechende Erosionsränder von dem höheren 360 m Niveau in halbkreisförmiger Anordnung abgehoben. Probegrabungen in Äckern dieses Niveaus nördlich des Galgenberges (346 m) zeigen über einem tortonischen Tegelssockel, der stark aufgemürbt ist, eine nur wenige dm starke Lage von Leithakalkschutt und Detritus, der mit Quarz- und Kristallinschottern durchsetzt ist. Kryoturbate Störungen lassen den kaltzeitlichen Wanderschuttcharakter der Deckschichte erkennen, dessen Kalkmaterial aus dem damals bereits höher aufragenden Hinterlande des Buchberges stammt und dessen Schotterkomponente zugleich den fluviatilen Formenfaktor vor Augen führt. Es verzahnten sich so in der Übergangsphase zwischen Pliozän und Quartär und im Ältestpleistozän ausgedehnte Pedimente im Niveau von 300 m am Buchberg an den Rändern mit breiten Talböden der Pulkau im Norden und der Urzaya im Süden, die beide im gleichen Niveau gelegen haben. Durch das Zusammenwirken einer bereits kaltzeitlichen flächenhaften Abtragung (Kryoplanation) und lateralerosiver Kräfte kam eine Vorlandseinebnung mit einer Breite von durchschnittlich 5 km zustande. Es sei festgehalten, daß das Niveau von 300 m *) im östlichen Vorland der Leiser Berge durchaus nicht wie im Buchberger Raum talgebunden in Erscheinung tritt, sondern dort vielfach eine weitflächige Ausdehnung im Sinne der pliozänen Höhenlandschaften anzeigt. Wie im Osten der Leiser Berge stellt das nächsttiefere Niveau von 260 m bereits ein sicheres altpleistozänes Terrassensystem dar. Gemäß der regionalen Verteilung dieses Niveaus läßt sich in dieser Höhe wieder ein alter Zayatalboden rekonstruieren, dem ein einheitlicher Verlauf aus dem Raume von Röschitz—Roseldorf über Nondorf—Grund—Prazuberg entsprach. Durch die Existenz des 260 m Niveaus am Blicken Berg (272 m) und Großen Atlas Berg (254 m) östlich des Buchberges wird klar, daß in altpleistozäner Zeit eine Anzapfung der präquartären-ältestpleistozänen Zaya durch einen Seitenbach der Pulkau, oder durch die in dieser Zeit stark nach Süden drängende Pulkau selbst erfolgte, wodurch ein neues altpleistozänes Gewässer seinen Lauf am Südfluß des Buchberges entlang nehmen mußte und östlich des Buchberges in die Pulkau umgelenkt wurde. Die in präquartärer-ältestpleistozäner Zeit bereits vorhanden gewesene Urzaya war nun mit Ausnahme des oberen Abschnittes funktionslos geworden und führte erst wieder ab jener Stelle, wo heute Eichenbrunn liegt, ein aktives Gerinne. Die sichere Datierung des 260 m Niveaus im Raume des Buchberges wird durch einen instruktiven Aufschluß nordöstlich Aspersdorf ermöglicht. Ein rezenter etwa 50 cm mächtiger Tschernosem besitzt als C-Horizont einen nur gering mächtigen untypischen Löß, der über kryoturbatem Schotter liegt. Es scheint, daß in den tieferen Teilen Hollabrunner Pannonschotter vorliegt und im Hangenden eine pleistozäne Umlagerung der Schotter stattfand. Syngenetische Eiskeile mit Lößfüllung und syngenetischen Kryoturbationen zeigen die kaltzeitliche Natur der Schotterumlagerungen, beziehungsweise der nur geringen Akkumulation an. In den Würgetaschen finden sich stark ferretisierte Schotter mit Resten einer warmzeitlichen rotlehmartigen Bodenbildung. Etwas unterhalb der Kryoturbationen stellen sich Manganschnüre und -bänder ein. Es handelt sich um den gleichen Typus der Talterrassen, wie sie sich am rechten Ufer der Zaya zwischen Mistelbach und Wilfersdorf⁴⁾ einstellen: um ein altpleistozänes Talterrassensystem.

Die nächste entscheidende Talentwicklungsphase setzte mit der intra-altpleistozänen Heraushebung des 260 m Niveaus im Bereiche des Buchberges ein. Zugleich mit einer Hebung des 260 m Niveaus im tektonisch mobilen Gebiete

*) Alle Zahlenangaben hinsichtlich Niveaus stellen mittlere Höhen dar, in denen sich bestimmte Flächen oder Flächenreste gesetzmäßig einstellen.

des Buchberges setzte ein rasches Vordringen der Quellgebiete des Göllersbaches und der Schmida nach Norden ein, wobei nun der altpleistozäne Flußlauf, der ja bereits das Ergebnis einer altpleistozänen Anzapfung eines ältestquartären Tales darstellt, in seinen oberen Strecken zugleich von Schmida und Göllersbach angezapft wurde. Dabei wurden durch die Hebungsvorgänge am Buchberg der Unterlauf des Flusses und Teile des Oberlaufes funktionslos. Am Ende des Altquartärs liegt also im Süden und Osten des Buchberges bereits ein funktionsloser Taltorso vor. Die Rückverlegung der Quellnischen der Schmida und des Göllersbaches nach Norden ist aus der energischen altpleistozänen Akkumulations- und Erosionsleistung der Donau im Wiener Raume verständlich. Im Altpleistozän errangen die N—S verlaufenden Gewässer im westlichen Weinviertel durch Anzapfungsvorgänge einen großen Gebietsgewinn auf Kosten der W—O Entwässerung.

In der nächstfolgenden mittelpleistozänen Zeit erfolgt ein Vordringen der Nebentäler der Pulkau in die Flanken der alten funktionslosen Talstrünke, wobei im Raume von Oberstinkenbrunn eine auch heute noch wirksame Grenzlinie erreicht wurde. Östlich von Oberstinkenbrunn erfolgt die Entwässerung zur Pulkau, westlich davon zum Göllersbach. Die mittelpleistozänen Talböden liegen in einer Höhe von 200 m. Im Bereiche der Tiefenzone der Pulkau münden die im Verhältnis zur Breite der heutigen Gerinne vielfach breiteren Talböden der Nebentäler auf markante weitflächige Talterrassen der Pulkau niveaugleich aus. Steht man unmittelbar an der Pulkau, die durchschnittlich 10 m tiefer als das mittelpleistozäne Terrassensystem liegt, und schaut in Richtung der südlichen Talbegrenzungen, so nimmt man den Nordabfall des mittelpleistozänen Flächensystems als einen markanten Wagram wahr und die Sohlen der darauf eingestellten Nebentäler streichen frei über der heutigen Talsohle der Pulkau in die Luft aus. Der mittelpleistozäne Talboden der Pulkau wird am schönsten in den Fluren der Ludäcker südlich Zwingendorf und in den Flächen nordnordöstlich Stronsdorf repräsentiert. Die aktiven rechtsseitigen Gerinne der Pulkau im Mailberger Raume verlaufen zuerst auf alten Talsohlen im 200 m Niveau und beginnen dann am Südrand der Pulkau furche die großen mittelpleistozänen Terrassen zu zerschneiden, indem sie sich auf das jüngste Niveau im Untersuchungsgebiete, auf die rezente Talaue der Pulkau einstellen. Wie später noch erläutert wird, ist aber die Zerschneidung der alten 200 m-Talböden der Pulkau nicht nur ein Werk der rezenten Kräfte, sondern zum größeren Teil noch vorzeitlicher Natur. Hohlwegaufschlüsse in kleinen Tälern, deren Sohlen um 200 m liegen, zeigen in der Umgebung von Mailberg, daß die der Pulkau tributären Nebentäler in ihren Mulden und Sohlen von einem fossilen Bodenkomplex ausgekleidet werden, der nach seinem locus typicus als Stillfried A-Bodenkomplex bezeichnet wird. Diese fossile Bodenbildung entstand nach Auffassung von J. Fink³⁾ im Riß/Würm Interglazial. Es zeigt sich also, daß bis zum R/W Interglazial die Täler des östlichen Buchberger Raumes bis zum Niveau von 200 m tiefen-erosiv bereits völlig ausgestaltet waren. Die heutigen Nebenbäche fließen somit auf Talböden, die vor der Bodenbildung des Stillfried A-Komplexes und nach den altpleistozänen Talgenesen ausgestaltet waren. Somit erweist sich auch die breite Pulkauterrasse im Niveau von 200 m als mittelpleistozäner Talboden. Durch die Anlage der 200 m Talsohlen erfolgte schließlich die Aufzehrung der altpleistozänen Taltorsos.

Westlich der Talwasserscheide von Oberstinkenbrunn liegen alle tiefsten Talsohlen bedeutend höher als im Osten. Dies deutet auf eine stärkere Erosionsleistung der Pulkau als der des Göllersbaches hin. Dazu sind aber auch die steilen nordexponierten Erosionshänge des 260 m Niveaus am Atlas Berg und Blicken Berg in Erwägung zu ziehen. Viele Kriterien deuten nämlich darauf hin, daß



Abb. 1. Blick vom unteren Buchberghang auf Mailberg gegen Osten. 1: mittelpleistozäner Talboden, auf dem Mailberg liegt. 2: Altpleistozänes Flächensystem im Niveau von 260 m. 3: Riedellandschaft des Ernstbrunner Waldes, Niveau 360 m: postoberpannoner und präquartärer Entstehung. Zwischen 2 und 3 die alte Erosionsfurche der Urzaya.



Abb. 2. Blick vom altpleistozänen Niveau (3) des Blicken Berges in das Pulkautal nach Norden. 1: jungpleistozänes Pulkautal mit Smonitzen und Kolluvien. 2: Mittelpleistozäner Talboden der Pulkau. Fot. H. Riedl 1959.

zwischen Alt- und Mittelpleistozän eine morphologisch wirksame Einmündung des Laaer Beckens und der Pulkaufurche eine starke Tiefenerosionstätigkeit der Flüsse und Bäche bewirkte. Nach dem Mittelpleistozän, das im Pulkauraum durch tektonische Ruhe ausgezeichnet war, so daß genügend Zeit zur Ausbildung der breiten 200 m-Talsohlen bis weit ins Hinterland hinein gegeben war, erfolgte im Jungpleistozän eine bedeutende Belebung der Abwärtsbewegungen. Jetzt erst kam das heutige Entwässerungssystem zustande. Die bereits im Mittelpleistozän vorgebildete zentripetale Entwässerungsrichtung, die besonders deutlich im engeren Bereich des Laaer Beckens ausgeprägt ist, wurde nun weiter nach Norden vorgetragen, sodaß es zu der fingerförmigen Zerschneidung der mittelpleistozänen Talböden durch Seitenbäche der Pulkau aus dem südlichen und östlichen Hinterland kam. Diese typische Zerschneidung geschah noch unter den Bedingungen des wärmzeitlichen Kaltklimas, wie aus dem dellenförmigen Charakter der Ausraumformen geschlossen werden kann. Diese Dellen sind auf die heutige Talaue der Pulkau eingestellt, womit sich die breite Talaue der Pulkau noch als jungpleistozäner Talboden erweist. Er trägt die holozänen Flußablagerungen. Die Dellen zerlappen die Ränder der 200 m-Talböden und sind manchmal durch rezente Gerinne aktiviert worden. Der jungpleistozäne Talsohlenkörper der Pulkau wird von Auelehmen ausgekleidet, die infolge eines jüngsttektonischen Grundwasseranstieges zu Smonitza-Böden umgeprägt wurden. An den Talflanken werden diese salterhaltigen Böden von oft 2 m mächtigen Kolluvien aus Löß- und Tertiärmaterial überdeckt. Die Kolluvien stellen das Sediment der jüngsten flächenhaft vor sich gehenden Abtragung der Hänge dar. Diese kolluviale Tätigkeit hat in einer so alten Kulturlandschaft aber auch bereits anthropogene Ursachen.

Literaturhinweise

- ¹⁾ Becker, A., Bau, Bild und Gliederung des Viertels unter dem Manhartsberg, aus: Becker, Ausgewählte Schriften, Wien 1948, S. 113.
- ²⁾ Becker, A., Studien für eine Heimatkunde des Bezirkes Oberhollabrunn. Jahresber. der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Oberhollabrunn 1910, S. 17.
- ³⁾ Fink, J., Das Marchfeld. Verhandlungen der Geologischen Bundesanstalt 1955, Sonderheft D, S. 111—115.
- ⁴⁾ Riedl, H., Beiträge zur Morphologie des Gebietes der Leiser Berge und des Falkensteiner Höhenzuges. Mittlg. der Österr. Geogr. Gesellschaft, Bd. 192, H. 1, 1960, S. 65—76.
- ⁵⁾ W. Schlegel (Vortrag im Geographischen Kolloquium der Universität Wien am 8. 3. 1960).
- ⁶⁾ Stiny, J., Geologisches vom Buchberg bei Mailberg, N.-Ö. Verhandl. d. Geol. B.A. 1928.
- ⁷⁾ Weinhandl, R., Stratigraphische Ergebnisse im mittleren Miozän des außer-alpinen Wiener Beckens. Verhandlungen des Geolog. B. A. H. 2, 1957, S. 129.
- ⁸⁾ Weinhandl, R., Bericht 1956 über Aufnahmen auf Blatt Hadres (23). Verhandlg. d. Geolog. B. A., H. 1, 1957, S. 92.

DIE WEHRANLAGE BEI SCHOLLACH – RIED STEFRING (WERDE?)

Von Franz Hutter, Melk.

Zwischen den beiden Kat.-Gemeinden Groß- und Kleinschollach im Ger.-Bez. Melk befindet sich eine Wehranlage, welche in der historischen Literatur als Werbe bezeichnet wird; der Bevölkerung ist dieser Name nicht geläufig. Die genaue Lage der Anlage auf der Karte 1 : 50.000 Blatt 55/Ob. Grafendorf, ist im Schnittpunkt der Linien Kreuzstöckel, südlich „Schloß Sitzenthal“, zu

dem Ruinenzeichen Sichtenberg und der Kote 260 nächst Hürm, nach dem Kreuzzeichen bei Kote 226 nördlich Merkendorf.

Von den östlichen Ausläufern des Hiesberges im Süden und einer sanften Hügelkuppe (Kote 262) im Norden begrenzt, befindet sich bei Schollach über einer Seelöß-Unterlage eine große sumpfige Wiesenfläche. Das Überwasser fließt über Merkendorf nach dem Westen ab, um von dem Roggendorfer Bach aufgenommen zu werden. In dieser Niederung zwischen Klein-Schollach und Roggendorf befindet sich ein jungdiluviales Niedermoor, welches infolge der guten balneologischen Eignung für medizinische Zwecke unter Umständen erhebliche Bedeutung hat. („Quartär“, Jahrbuch f. Erforschung d. Eiszeitalters u. seiner Kulturen, Band IV/Seite 109—124). An dieses Sumpfgebiet stößt nun unmittelbar die hufeisenförmige Wehranlage an. Da die beiden Wehrgräben gegen den Sumpf offen sind, ist bei starken Niederschlägen heute noch in den Grabenausläufen ein Wasserspiegel als Rückstau der Sumpfwiese zu beobachten, was die berechnete Annahme zuläßt, daß diese, als die Gräben noch ihre ursprüngliche Tiefe hatten, durch den Sumpf bewässert waren und solcherart die Wehranlage dem Charakter nach einer kleinen Wasserburg nahe kam. Die näheren Details der Anlage gehen aus der beigedruckten Geländezeichnung hervor, welche Herr Dipl.-Ing. Oblt. Friedrich Bernhard 1960 angefertigt hat, dem ich an dieser Stelle hiefür herzlichst Dank sage.

Auf der westlichen Innenseite wurde vor Jahrzehnten ein Suchgraben gezogen, der aber dem Vernehmen nach völlig fundlos war. Leeb berichtet im „Monatsblatt“ 1925, S. 10, von Feststellung einer Grundfeste, welche jedoch jetzt mit einer Sonde nicht gefunden werden konnte. Doch ist das von Schuldirektor J. Weilingen, Loosdorf, gesetzte Kreuz nach wie vor vorhanden, das alte Kreuz, von dem P. W. Leeb spricht und das lt. Hübner (Monatsblatt 1925/S. 99) im Bestand des Heimatmuseums Melk sein soll, ist dort nicht mehr vorhanden.

Die ganze Wehranlage befindet sich auf der Grundbuchparz. 290, Grundbuch Schollach und grenzt im Süden an die Parz. 291 — Sulzgraben genannt —, es ist dies die Sumpfwiese, durch welche auch der Drainageabfluß angelegt ist. Unmittelbar im Norden der Anlage schließt ein Acker (Parz. Nr. 289) an, der die gleiche Breite wie die Anlage hat und der den Flurnamen „Stefring“ trägt. Es ist zu bemerken, daß die Wehranlage und der Acker-Stefring ehemals eine Einheit waren, doch wegen der verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten Wiese—Acker topographisch getrennt wurden. Die Bezeichnung „Werde“ für die Wiese ist völlig ungebräuchlich.

„Stefring“, kann dies nicht eine Verbalhornung von „Stephaning“ sein? Hat doch Richarda, Tochter Leopolds III., den Burggrafen von Regensburg und Grafen von „Stephaning“ geheiratet und Güter nächst Melk als Morgengabe bekommen!! (Keiblinger Bd. I/141 u. Frieß, Blätter X/1876—2.)

Die kleine, nicht absonderlich verteidigungsfähige Anlage dürfte wohl nur als Sichtverbindung zwischen der Burg Sichtenberg und der Schallaburg gedient haben.

„Werde“ ist Insel; die Anlage ist aber aus einer leicht ansteigenden Hügellehne herausgearbeitet, wohl mit dem Süden an eine sumpfige Wiese stoßend, kann aber nicht als Insel, selbst nicht einmal als Halbinsel angesprochen werden. Es ist berechtigt anzunehmen, daß die Bezeichnung „Werde“ aus jener Zeit stammt, als man glaubte, auf der Wehranlage den Standort der „Kirche zu Werke“ gefunden zu haben.

Über Bitten des Dienstmannes Reinmars der Grafen Heinrich und Sieghard von Schalla hat Bischof Heinrich von Troyes, der sich 1147 auf einem Zuge nach dem heiligen Lande befand, im Einvernehmen mit dem Pfarrherrn von Mauer die Kirche zu Werke eingeweiht. Die Kirche wurde geweiht auf den



Die Wehranlage bei Schollach
„Ried Stefring“ (Werde?)

M 1:500

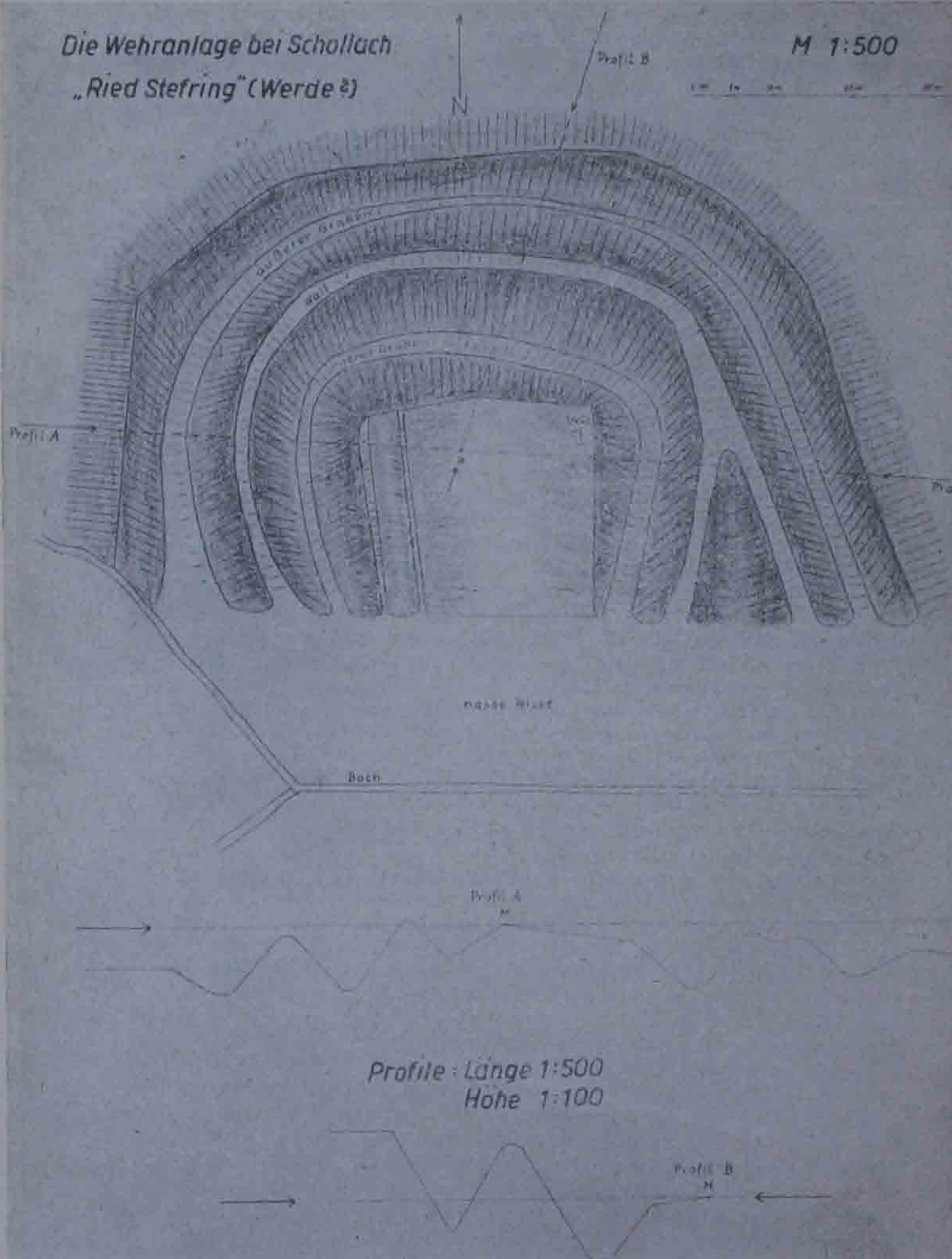




Abb. 1. Pielach, Eingang in die Brunnstube (Tavernengasthaus).
Links der verschliffene Eingang eines unterirdischen Ganges zur Quelle.

Namen der hl. Dreifaltigkeit, des hl. Kreuzes und der Gottesmutter Maria, sowie weiterer 10 männlicher und zwei weiblicher Heiligen, wobei der hl. Egidius ausdrücklich als Patron bezeichnet wird. Die kirchlichen Verrichtungen bei Taufen und Sterbefällen wurden der Kirche zu Werde zugesprochen, jedoch die der Trauungen hat sich Winter, Pfarrherr von Mauer, vorbehalten. (Mon. boic. XXIX/II—15, Neill Blätter XVII/114).

Die obenbeschriebene Wehranlage liegt zwischen der Pfarre Hürm (hl. Stephan Erzm., 1100) und der Pfarre Loosdorf (hl. Laurenz, 1147) und 6 km Luftlinie von Mauer (Maria Namen, 1122) und zwar 3,5 km von Hürm und 2,1 km von Loosdorf entfernt und wurden die beiden Orte Groß- und Kleinschollach 1783 von Hürm nach Loosdorf umgepfarrt. Ob nun diese Wehranlage wirklich der Standort der obgenannten Stiftungskirche ist, ist unwahrscheinlich.

Werde als Insel, kann ohneweiters auf die Wasserburg Pielach bezogen werden. Der heutige L-förmige Schloßbau zu Pielach hat 1692 u. 1766 verschiedene bauliche Veränderungen erfahren, dabei ist aber die alte Wasserburg zu einem Nutzteich mit Zierinsel umgestaltet worden, außerdem ist die ganze Schloßanlage mit einem großen Wassergraben umgeben, der auf dem Aquarell von F. Mayer ex 1767 (Kunst Top. Band III, S. 432) sehr gut zu entnehmen und noch zum Teil vorhanden ist. Auf diesem Bild ist auch ganz deutlich die Ruine des „protestantischen Tempels“ zu ersehen, der von dem Protestantenführer Ludwig von Starhemberg erbaut wurde, nachdem er die katholische St. Egidius-Kapelle vor seinem Schloß abtragen ließ (Keiblinger II/I—230) Wolf

in seinen „Erläuterungen zum hist. Atlas — Pfarrkarte — S/166/1 stellt außer Zweifel, daß die Pielacher Egidius Kapelle mit jener, die Bischof von Troyes 1147 einweihte, ident ist. Hiezu ist noch zu bemerken, daß die zwischen dem Schloß Pielach und dem Fluß Pielach liegenden Felder den Flurnamen „auf der Schollach“, heute Schula, führen und der Riedname Werd in den alten Grundbüchern des Stiftes Melk, mehrmals unter der Herrschaft Pielach vorkommt. In der Stiftungsurkunde der Egidius-Kirche zu Werde ist auch von einem Gut bei der Quelle, so auch von 17 Joch Acker und Wäldern neben der Seichparz und der Straße, die durch das Ekketal führt, die Rede. Sowohl die Ried Seichparz, als auch das Ekketal, heute Ackertal genannt, ist noch gebräuchlich, und ist dies der Landstrich zwischen dem rechten Ufer des Ursprungerbaches, welcher nächst dem Schlosse Pielach in den Mühlgang mündet, und dem davon westlich von Ursprung nach Pielach führenden Feldweg, der ebenfalls beim Schloß Pielach endet. In diesem Raum befand sich auch der Fischteich, welcher noch heute deutlich zu erkennen ist, so auch der Gutshof neben der Quelle. Der Gutshof ist an der Stelle des heutigen, in Verfall befindlichen Stiftsmeierhofes zu suchen, zu dem auch der heute im Besitze von Frau Therese Bauer-Steiner befindliche Gasthof „zur Taverne“ gehörte. Am bergseitigen Ende des rund 20 Meter langen und 7 Meter breiten Tavern-Kellers, befindet sich in einem eigens aus dem Felsen gehauenen, kammerartigen Raum ein Quellbrunnen. Leider fehlt es an Geldmittel, den von dieser steinernen Brunnstube weiter gegen den Berg führenden, durch Steine verschlitteten unterirdischen Gang freizulegen. Das in der Stiftungsurkunde genannte Gut mit Weingarten, so auch der durch Feuer gerodete Hof in „Voithschowe“ dürfte wohl mit dem nördlich von Neuhofen rund 500 Meter südlich der Kirche zu Mauer gelegenen Bauerngehöft, dem Reiserhof, ident sein, zumal die Ried dort Siernreuth genannt wird.

Juritsch berichtet in seiner Geschichte der Babenberger und ihrer Länder auf Seite 186 über den Kreuzzug, an dem Bischof Heinrich von Troyes teilnahm, wörtlich: es ist kein eiliges Hasten, um so rasch als möglich den Orient zu erreichen, so findet Bischof Heinrich von Troyes hinlänglich Zeit, eine Kirche zu Werth zu weihen, in dessen Nähe fast 150 Jahre früher der treue Begleiter des hl. Koloman, Gothalm, sein Leben beschlossen haben soll. Bekanntlich wird Mauer als Sterbeort des Dieners Gothalm bezeichnet.

Der gleiche Autor berichtet in dem obgenannten Werk auf Seite 188 „Otto von Freising (dieser trat zugleich mit dem Kärntner Herzogssohn, dem späteren Bischof von Troyes in das Kloster Morimund ein) wurde von dem stets rührigen Propst Gerhoch mit einer Begeisterung begrüßt, die fast an übertriebene Schmeichelei grenzte, und Herzog Heinrich überhäuft in einer Urkunde die Kirche zu Werth mit den höchsten Lobsprüchen (Mon. boi. XXIX/II—215).“

Aus den Crokets und meinen Ausführungen geht wohl eindeutig hervor, daß die kleine Wehranlage zwischen den beiden Orten Groß- und Kleinschollach nicht jenes Werde gewesen sein kann, das 1147 von Bischof von Troyes eingeweiht wurde und daß die St. Egidius Kapelle zu Werde in der von Ludwig von Starhemberg abgetragenen Aegidi Kapelle zu Pielach zu suchen ist.

Am 1. Mai 1377 bestätigt Urban, Pfarrer zu Mauer die Stiftung der Katharina, Witwe nach Symon von Pielach, wonach in der hl. Aegidius Kapelle in der Feste zu Pielach wöchentlich fünf Messen zu lesen sind (Fontes II/LI-636), woraus deutlich zu ersehen ist, daß die Burgkapelle zu Pielach dem Pfarrbereich von Mauer zugehörte, welche Zugehörigkeit erst 1783 erlosch und Pielach der Pfarre Melk einverleibt wurde. Es liegt auch kein plausibler Grund vor, daß der Pfarrherr von Mauer zwischen den Pfarren Loosdorf und Hürm eine seelsorgerische Enklave besessen hätte.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob der berühmte Schnitzaltar von Mauer, nicht doch in der Aegidius Kapelle der Feste Pielach, welche ehemals vielleicht „Werde“ genannt wurde, gestanden haben mag! Dies ist aber kaum anzunehmen, denn dann hätte Ludwig von Starhemberg, als Inhaber der Herrschaft Pielach, als er 1619 als Protestant die kath. Kapelle abtragen ließ, den Schnitzaltar dem Pfarrer Nikolaus von Mauer überantwortet. Laut Keiblinger II/I-230 berichtet Pfarrer Nikolaus seinem Abt, Georg von Göttweig, von der Demolierung der kath. Kapelle zu Pielach und hätte sicherlich von einer Übergabe des Schnitzaltars in seinem Bericht Erwähnung getan. Auch spricht der Umstand gegen die Annahme, daß der Schnitzaltar in der Aegidius Kapelle zu Pielach stand, denn dann hätte der unbekannte Künstler totsicher unter der Vielzahl der dargestellten Personen den Patron der Kapelle den hl. Aegidius durch ein Attribut (Hirschkuh-Reh- oder Pfeil in der Brust) hervorgehoben!

In der Pfarrkirche zu Mauer befindet sich die Grabplatte des Georg Enenkel von Albrechtsberg mit der Umschrift: Hic est sepult(ur)a honesti Georii dict(i) Enenkehl de Albrechtsperg uxoris et omn(ium) heredum eius fundatoris hui(us) capelle. Anno domini MCCCC(XV) o(biit) predict(us) d(o)m(inus). Georg — Jörg Enenkel, der um Ybbs reich begütert war, nannte sich urkundlich bis 1401 von Ybbs —, nach dem Tode seiner zweiten Hausfrau fällt ihm die Feste Albrechtsberg, nächst Loosdorf b/Melk zu und er siegelt 1406 eine Urkunde des Friedrich Asprekch für die Pfarre Mauer als „Jörg der Enigchell von Albrechtsperg“. 1407 machte Jörg Enenkel fromme Stiftungen: so bestätigt Pfarrer Gregor von Mauer, daß Jörg von Albrechtsberg, zur Zeit Mautner in Linz, seiner Kirche 4 Pfund Wiener Pfennige und einen Weingarten im Ursprung (O. G. Mauer) am Prackersberg, für sein und seiner Vorfahren und Nachkommen Seelenheil stiftete, wobei sich der Pfarrer verpflichtete, alle Sonntag nachts mit dem Weihbrunnen und gesungenem „absolve“ um die Kirche zu gehen, vor dem Karner ein „miserere“ und ein „collecte“ zu sprechen, um dort anschließend das „salve regina“ mit einer „collecten“ zu singen. Pfarrer Gregor bestätigt ferner, jeden Montag morgens — auf dem Altar in der Kapelle im Karner — ein Seelenamt zu singen und dabei für Jörg und Barbara Enenkel zu beten. Außer dieser eigenartigen Stiftung wird noch vereinbart, daß Jörg Enenkel und seine Hausfrau — „in der capeln auf dem kharnen in der egenandten kirchen zu Māur“ ihr Begräbnis haben sollen, weil sie die genannte Kapelle gebaut, gestiftet und weihen haben lassen. (FRA. II/69—570 f. u. Frz. Wilflingseder. Die ehemalige Burg Lonstorf bei Linz und ihre Besitzer S. 95 ff.).

Aus Vorstehendem geht eindeutig hervor, daß sich in Mauer, nebst der Kirche noch ein Karner mit einem Altar befand, ohne jedoch irgend einen Hinweis, wem die beiden Altäre geweiht waren! Zwei Urkunden aus 1427 geben jedoch deutlichen Aufschluß darüber. (FRA II/52—210 u. 211.) Andreas Hager, Pfleger zu Wolfstein, und Andreas, Pfarrer zu Haunoldstein, sprechen dem Pfarrer Gregor zu Mauer einen Weinzehent zu Neubach zu ... „der da gehört zw unser frawn kirchen gen Mawr ...“; so die Urkunde vom 2. Sept. 1427, während es in der Verkaufsurkunde vom 23. Oktober d. gleichen Jahres heißt, daß Benedict und Anna Velber zu Arnsdorf ... „dem erbern geistleichen herrn Gregörgen pfarrer ze Mawr bey Gerolting und der heiligen drivalentigchait altar des newn chors in demselben gochhaws ze Mawr“ ... eine Wiese nächst Scheibl-wies um 49 Pfund Pfennige verkaufen.

Es ergibt sich so, daß der Hochaltar ehemals, so wie heute, der hl. Maria und ein Altar in einer (Karner-)Kapelle der hl. Dreifaltigkeit geweiht waren. Nun sind Gottvater, Sohn und hl. Geist die tragenden Darstellungen des

Schnitzaltars. Dies läßt vielleicht die vorsichtige Folgerung zu, daß der Schnitzaltar für eine an die Kirche angebaute Begräbnis-(Karner-)kapelle angefertigt wurde.

Kirche und Karner wurden 1529 durch Brand schwer mitgenommen (Fahrngruber-Hosanna 127). In dem jetzt noch unverputzten Gemäuer des Gotteshauses zu Mauer sind insbesondere an der Abschlußmauer Chor-Schiff vielfach schön behauene Steine zu beobachten. Hier sei noch vermerkt, daß sich das Gegenstück zu dem an der obgenannten Abschlußmauer sichtbaren Frohnbogenansatzes (KunstTop. III/153) unter dem Kirchenschiffdach befindet.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Christoph von Zelking in seinem Testament vom 28. Oktober 1490 aus dem Zehenterlös der bei Melk gelegenen Dörfer Maierhofen, Bergern und Freiningau die finanzielle Grundlage zur Errichtung des St. Wolfgang-Altars zu Kefermarkt schuf! (Dworschak Krems und Stein 209).

DIE ABLÖSUNG DER GIEBIGKEITEN IN NIEDER-ÖSTERREICH.

Von Dr. Ing. Hermann Kallbrunner.

Die seit altersher bestandenen überaus mannigfaltigen Verpflichtungen der „Untertanen“ gegenüber den „Herrschaften“¹⁾ wurden über den im Reichstag am 26. Juli 1848 vom Abgeordneten Hans Kudlich gestellten Antrag auf Grund der kaiserlichen Patente vom 7. September 1848 und 4. März 1849 abgelöst und zwar im Gegensatz zu Preußen²⁾ in einer für die Erhaltung des bäuerlichen Besitzstandes vorteilhaften Weise: Der Bauer behielt — was nicht immer genügend gewürdigt wird — ungeschmälert seinen Grundbesitz und hatte im Allgemeinen nur ein Drittel des mit 5% kapitalisierten Geldwertes seiner „rechtlich gebührenden“ Leistungen, einschließlich 5% Zinsen innerhalb von 20 Jahren an den Grundentlastungsfonds zu entrichten. (Ein Drittel bezahlten die Kronländer und der Rest galt durch den Wegfall der bisher von der Obrigkeit geleisteten Verpflichteten abgegolten³⁾).

Es ist bei der außerordentlich großen Zahl und der Mannigfaltigkeit der gegenseitigen Verpflichtungen und Rechte verständlich, daß viele weniger ins Gewicht fallende Verbindlichkeiten bei den Ablösungsverhandlungen übersehen und daher auch nicht behandelt wurden. Dies war z. B. hinsichtlich der agrar-gemeinschaftlichen Besitzrechte an Weiden, Almen und Wäldern der Fall, die sich im Obereigentum der Herrschaft befanden, bei welchen aber gleichzeitig auch ein Nutzungseigentum der Untertanen bestand⁴⁾.

¹⁾ In Niederösterreich gelangten zur Ablöse: 6,177.184 Handarbeitstage, 542.062 Arbeitstage mit 1, 542.062 mit 2 Pferden, 108.843 mit 1, 752.983 mit 2 und 258.226 mit 4 Ochsen; Zehent im Jahreswert von 1,552.370 Gulden Conventionsmünze und Geldleistungen in der Höhe von 1,280.714 Gulden.

²⁾ Adolf Buchenberger. Agrarwesen und Agrarpolitik, Leipzig 1892.

³⁾ Grünberg. Die Grundentlastung. Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft. 1848—1898. Band I. Wien 1899.

⁴⁾ Wie dringend eine Regelung gerade auch dieser Verhältnisse gewesen wäre, geht schon aus dem Titel des diese Frage behandelten Werkes hervor: Gleichberecht. Die Teilung des Eigentums in Nutz- und Obereigentum und das kräftigste Heilmittel gegen Communismus und Proletariat. Prag 1849.

(Die Ordnung der rechtlichen und wirtschaftlichen Besitz- und Nutzungsrechte wurde erst durch das Reichsgesetz vom 7. Juni 1883, R.G.Bl. 94, betreffend die Teilung gemeinschaftlicher Grundstücke, bzw. durch das Bundesgesetz vom 2. August 1932, B.G.Bl. 256, in die Wege geleitet.)

Andere überkommene Rechte enthielten Verpflichtungen einzelner Personen oder Gruppen solcher, regelmäßig an einzelne Pfarren bestimmte Naturalien abzuliefern. Viele dieser „Giebigkeiten“ stammten aus der Zeit der Errichtung der Kirchen und sollten dem neuen, nur über wenige Pfründen verfügenden Pfarrherrn die Lebensführung erleichtern.

So waren auf Grund einer Verpflichtung aus dem Jahre 1716 die 13 Urhausbesitzer des Dorfes Sperkental verhalten, alljährlich dem Pfarrer je 3 Eier und ein Viertel eines „alten“ Metzen Roggen abzuliefern.

Andere Giebigkeiten konnten auf fromme Stiftungen zurückgeführt werden, wie jene des Gutes Persenbeug gegenüber der Pfarre Pöchlarn: Im Jahre 1380 hatte Herzog Albrecht III. dieser gegen die Verpflichtung, die Gräberkapelle zu erhalten und alljährlich einen „Jahrtag“ abzuhalten, die Grundherrlichkeit über die Dörfer Kracking und Auratsberg überlassen. Im Jahre 1738 wurden die Einkünfte aus der Grundherrlichkeit gegen die Leistung von 1 „Mut“ Hafer abgelöst, wobei vereinbart wurde, daß dieser entweder aus 30 Metzen nach dem „Gupfmaß“ oder $35\frac{5}{8}$ Metzen nach dem „Strichmaß“ umfassen sollte. (Beim „Gupfmaß“ wird in das zum Messen verwendete Hohlmaß solange Hafer geschüttet, bis sich auf diesem ein „Gupf“ bildet und noch weiter zugeführter Hafer abrieselt. Beim „Strichmaß“ wird dieser Gupf durch ein Brett, das über den Rand des Hohlmaßes geführt wird, weggestrichen.)

Die Bestimmungen über die Höhe und Art der Lieferungen waren in einigen Fällen eindeutig, wie z. B. in Asparn a. d. Zaya, wo die Länge der beizustellenden 9 Klafter Scheiter mit $2\frac{1}{2}$ Schuh festgelegt war. In anderen Fällen bestanden Unklarheiten über Menge und Beschaffenheit, die Anlaß zu verschiedenen Auslegungen gaben. So z. B. in Straßhof, wo die Gemeinde 1 „Fuhre“ Heu zu liefern hatte, oder in Seefeld, wo das Gut 1 „Fuhre Kuhfutter“ beizustellen hatte.

Bei der Ausführung der Lieferungen ergaben sich oft auch noch andere Schwierigkeiten, z. B. wenn die Erzeugnisse infolge der geänderten Verhältnisse nicht mehr gewonnen wurden, wie z. B. Flachs, oder wenn der Pfarrer für dieselben keine Verwendung hatte, wie, nach der Aufgabe der Rinderhaltung, für Streustroh. In solchen Fällen wurden die Verpflichtungen häufig in Geld abgelöst.

Die Giebigkeiten waren keine Geschenke oder bildeten auch kein Nebeneinkommen des Pfarrers. Der Gegenwert derselben wurde bei der Ermittlung seines Einkommens voll in Rechnung gestellt.

Die Leistungen waren sowohl für den Berechtigten wie auch für die Verpflichteten mit mehrfachen Unzukömmlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden, weshalb die Beschlußfassung eines die Ablösung der Giebigkeiten ermöglichenden Gesetzes allseits begrüßt wurde. Das Bundesgrundsatzgesetz vom 2. Juli 1929, enthalten im Bundesgesetzblatt 233, „betreffend die Ablösung der auf Grund und Boden haftenden Verpflichtungen zu Naturalleistungen an katholische Kirchen“ bestimmte den 25fachen Betrag des ermittelten reinen Geldwertes der geschuldeten Jahresleistung als Ablösungskapital. Ein Drittel derselben übernahm der Bund zur Bezahlung. Zwei Drittel hatten die Verpflichteten zu erlegen, über Wunsch in Teilzahlungen.

Auf Grund dieses Gesetzes wurden in den einzelnen Bundesländern Sondergesetze beschlossen, in Niederösterreich jenes vom 19. Mai 1930. (Enthalten im Landesgesetzblatt Nr. 66.)

In Anwendung dieses Gesetzes wurde die Giebigkeit Sperkental in folgender Weise abgelöst: Da einem „alten“ Metzen $1\frac{1}{3}$ „neuer“ Metzen entspricht und 1 Metzen Roggen mit 38 kg angenommen werden konnte, wurde die Verpflichtung eines jeden Urhausbesitzers mit einem Viertel von $38 + 13$ kg Roggen, das ist $12\frac{3}{4}$ kg und 3 Eier ermittelt. Bei einem Preis von 22, bzw. 8 Groschen ergab sich ein Wert der Jahresleistung von 3 S 04 und ein Ablösungskapital von 76 S. Hievon übernahm der Bund 25.33 S. Jeder Urhausbesitzer aber hatte 50,67 S zu erlegen.

Im Falle Pöchlarn wurde die Leistung des Gutes mit 1.095 kg Hafer, der Wert der Jahresleistung mit 314,05 S errechnet. Demzufolge wurde die Ablösungssumme mit 7.851,25 S, die Verpflichtung des Bundes mit 2.617,08 S und jene des Gutes mit 5.234,17 S festgesetzt.

Wenn auch bei der Durchführung des Giebigkeitenablösegesetzes oft erst über verschiedene Fragen, z. B. über das Gewicht einer „Fuhre“ Heu, eine grundsätzliche Einigung herbeigeführt werden mußte, konnten doch alle Anträge durch die mit dieser Aufgabe betrauten Beamten der niederösterreichischen Agrarbehörde zur Zufriedenheit der Berechtigten und Verpflichteten erledigt werden. Damit wurden Rechtsgeschäfte, die unter schon lange nicht mehr zutreffenden Voraussetzungen geschaffen worden waren und nur mehr als eine drückende Last empfunden wurden, zu einem endgiltigen Abschluß gebracht.

DIE SUMPFSCHILDKRÖTE IN NIEDER- ÖSTERREICH. EIN GELUNGENER EINBÜR- GERUNGSVERSUCH.

Von Reg.-Rat Ing. Carl Becker, Mödling.

Im Zeitalter der unaufhaltsam fortschreitenden Verarmung unserer Fauna, sei ein geglückter Aussetzungsversuch mit der europäischen Sumpfschildkröte, *Emys orbicularis*, erwähnenswert, der, wie sich später zeigte, zu einer bescheidenen Einbürgerung führte. Dies kann mit gutem Rechte gesagt werden, da immerhin mehr als 45 Jahre seit der ersten Aussetzung vergangen sind. Allen Naturfreunden, die sofort gegen jede Faunenverfälschung Stellung nehmen, sei gesagt, daß *Emys orbicularis* in Mitteleuropa heimisch war und lokal, auch viel nördlicher wie der Aussetzungsort, noch freilebend und ursprünglich vorkommt. Bei der Erstaussetzung im Juli 1915 war nur der Gedanke vorherrschend, meinen beiden Pfleglingen, welche ich vom Baby an aufgezogen hatte, das allgemeine Schicksal ihrer alljährlich zu Zehntausenden eingeführten Leidensgenossen zu ersparen und selbe vor einem langsamen Dahinsiechen zu bewahren. So hatte ich, als ich im Jahre 1915 auf der damals kaiserl. Domäne Orth a/d. Donau als junger Beamter eintrat, meine jungen Sumpfschildkröten mitgenommen, um ihnen geeignetenorts die Freiheit zu schenken. Die Tiere hatten eine Carapaxlänge von 5—6 cm, Geschlechtsunterschiede waren noch nicht mit Sicherheit erkennbar. Es waren muntere Tiere, die ich während meiner Studentenzeit sorgsam betreute und die recht zufriedenstellend wuchsen. Nun sollte ihnen die Stunde der Freiheit schlagen.

Die ersten Freistunden benützte ich dazu, um ein geeignetes Altwasser zu suchen, wo die beiden Sumpfschildkröten nicht nur alle Lebensbedingungen, sondern auch weitgehendst Ruhe und ungestörte Geborgenheit finden konnten. Hinter dem Schloß Orth, einer ursprünglichen Wasserburg, fließt der Fadenbach vorbei und in diesen mündete ein verwachsener Wasserarm, vom Mühlumpf oder

Mühlteich kommend. Dieser Tumpf, der heute vollkommen zugewachsen und verlandet ist, hatte damals ungefähr die Größe von 30 Ar und war nur an den Rändern verkrautet und verwachsen, während er in der Mitte eine offene Wasserfläche aufwies. Dieser Lebensraum schien mir geeignet und so setzte ich die beiden Sumpfschildkröten auf die dichte Schwimmdecke der Wasserpflanzen des oben erwähnten Wasserarmes. Dem Mühlteich selbst wollte ich sie nicht gleich anvertrauen, weil sie immerhin noch durch einen größeren Hecht, wenn auch nicht verschluckt, so doch gefährdet werden konnten. Kaum auf die Schwimmdecke gesetzt, bedurfte es nur einer kleinen Bewegung der Ruderfüße und schon waren sie zwischen dem Pflanzengewirr weggetaucht und verschwunden. Wie nicht anders zu erwarten war, blieben sie die nächsten Jahre unbemerkt und verschollen. Im April 1917 sah ich während meiner militärischen Ausbildung im Wiener Prater einen Fronturlauber, dessen Brotsack einen lebenden Inhalt bergen mußte, da er sich bewegte. Mit einer Zigarette wurde ein Gespräch eingeleitet und ich konnte den Inhalt, ein außergewöhnlich großes Exemplar einer *Emys orbicularis*, bestaunen, welches der Landser aus Mazedonien mitgebracht hatte. Bald war der Handel abgeschlossen, meine Zigaretten wechselten den Besitz und ich hatte die große weibliche Sumpfschildkröte eingetauscht. Der kommende Sonntag mit Standortsverlaß ermöglichte mir, meine Neuerwerbung nach Orth zu bringen. Inzwischen mußte sie wohl noch im Rucksack diese Zeit abwarten, aber sie wird Kummer bereits gewöhnt gewesen sein. Am gleichen Altwasser, wie zwei Jahre zuvor die kleinen Exemplare, setzte ich auch sie aus. Wieder vollzog sich das gleiche lautlose, fast bewegungslose Absinken und Nr. 3 war verschwunden.

Von den Aussetzungen machte ich keine Erwähnungen. Ich rechnete nicht mit Wiederfinden und freute mich nur um das Geheimnis der neuen Wasserbewohner. Ungefähr in der Mitte der Zwanzigerjahre wußte Ing. Sch., dessen Vater als pensionierter Oberförster der Domäne einen an den Mühlteich angrenzenden Besitz hatte, zu berichten, er und sein Vater haben beim Fischen im Mühlteich, zwei bisher dort unbekannte Wasserschildkröten einigemal beobachten können. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde von spielenden Kindern in der Orther Künette ein kleines Exemplar gefangen, welches glücklicherweise wieder entkam. Ein in der alten Pflanzschule der Orther Au beschäftigter Arbeiter berichtete wieder, er habe in dem dort befindlichen Wasserarm eine große Schildkröte gesehen, die sich sonnte, bei Annäherung aber gleich wegtauchte. Somit waren ziemlich gleichzeitig vier Exemplare festgestellt worden, davon zwei Exemplare je drei Kilometer in entgegengesetzter Richtung und Entfernung vom Aussetzungsort. Der Wasserarm bei der alten Pflanzschule stand seinerzeit mit dem Mühlteich in Verbindung und zu Zeiten reichlicher Niederschläge oder hohen Grundwasserstandes wird diese Verbindung vorübergehend wieder stattgefunden haben. Eine Abwanderung nach dorthin ist demnach erklärlich. Die Künette ist eine Ableitung durch den Markt Orth und hat Verbindung bis nahe dem Fadenbach und dieser wieder mit dem Aussetzungsort. Eine Rückwanderung ist bei Kenntnis der Örtlichkeiten nicht anzunehmen, so daß auch nicht die Möglichkeit besteht, die bisher ausgesetzten drei Exemplare wären zufällig im gleichen Zeitabschnitt an verschiedenen Orten gesehen und gezählt worden. Auch stimmt die geringe Größe des Exemplars aus der Künette nicht mit der inzwischen erreichbaren Größe der Exemplare aus dem Jahre 1915 überein, da inzwischen an 10 Jahre vergangen waren. Es ist auch bekannt, daß Wasserschildkröten, die aus engen Gefangenschaftsbehältern in Gartenteiche oder Gartenbecken umgesetzt werden, auffallend rasch an Größe zunehmen.

Durch diese Beobachtungen scheint es als erwiesen, daß eine Vermehrung der Schildkröten stattgefunden haben muß, da ja nur drei Exemplare bisher aus-

gesetzt wurden, während vier zur Beobachtung gelangten. Nun hörte ich wieder einige Jahre nichts von den Schildkröten, bis dann im Laufe weiterer Jahre dann und wann ein Exemplar, ausnahmslos größere Tiere, kleinere blieben vielleicht unbemerkt, an verschiedenen Orten gesichtet wurden. Im Jahre 1938 setzte ich noch sechs junge Sumpfschildkröten, mit einer Carapaxlänge von 7 und 8 cm, im gleichen Biotop aus, die ebenso ihr verborgenes Leben führten, wie ihre Vorgänger. Im Jahre 1960 fingen sich in einer Köderfischreue nacheinander zwei große Exemplare, deren spätere Freilassung verständnisvoller Weise zugesagt wurde. Hoffentlich erfolgt diese nicht zu spät, damit die Tiere nicht geschwächt in den Winter kommen, denn jeder Verlust wäre für diese kleine Population überaus bedauerlich.

Der Erstfang war ein männliches Exemplar von großer Vitalität, ein weibliches Exemplar, das später am gleichen Wasserarm in der Reuse gefangen wurde, war ziemlich am Ende seiner Lebenskraft, weil die Reuse zwei Tage ohne Kontrolle blieb. Als Lungenatmer sind Wasserschildkröten darauf angewiesen, Atemluft schöpfen zu können. Eine beschränkte Atmungsmöglichkeit besteht wohl durch die Analblasen, welche zwischen Enddarm und Kloake einmünden und dünnwandige, reich mit Blutgefäßen ausgestattete Blasen darstellen, in denen die Tiere vom After her Wasser aufnehmen, dessen Sauerstoff von dem Adernetz in einer Art von zusätzlicher Darmatmung ausgenützt wird. Auch durch das Kapillarnetz der Mundhöhle können Wasserschildkröten dem Wasser Sauerstoff entnehmen, beide zusätzlichen Atmungsmöglichkeiten erlauben den Wasserschildkröten einen längeren Aufenthalt unter Wasser, auch wenn der Luftvorrat der Lungensäcke inzwischen verbraucht ist. Zur Zeit der Winterruhe im Schlamm (alle Tiere graben sich nicht im Erdreich ein), mag bei den herabgesetzten Lebensfunktionen diese Art der Atmung genügen. Im Sommer, bei größerer Lebenstätigkeit und dem geringeren Sauerstoffgehalt des wärmeren Wassers, bei rastlosen Befreiungsversuchen, kann die Absperrung von der Atemluft zum Ertrinken bzw. zum Ersticken führen. Das zweitgefangene Exemplar war wohl zu lange in der Reuse unter Wasser gefangen, denn es war schon recht apathisch, doch erholte es sich wieder vollständig.

Nun zur Frage, wie war es möglich, daß aus der bescheidenen Aussetzung von drei Schildkröten nach ca. 10 Jahren eine Vermehrung festzustellen war? Die erst ausgesetzten zwei kleinen Exemplare möchte ich zunächst für die Fortpflanzung, auch wenn selbe glücklicherweise ein Paar gewesen sein sollten, außer Betracht lassen. Ich nehme an, das sehr große weibliche Exemplar vom Jahre 1917 stand vor der Eiablage, wie es der Jahreszeit entsprach, und das Gelege wurde durch günstige Umstände gezeitigt. Im Allgemeinen hängt bei den Schildkröten die Eizahl offenbar von Größe, Alter und Ernährungszustand der Tiere ab. Für *Emys orbicularis* werden für ein Gelege 3—16 Eier angegeben. Nachdem dieses Weibchen ein sehr großes Exemplar war, das größte, welches ich bisher gesehen habe, so kann dessen Gelege immerhin an die Höchstzahl herangereicht haben. Nun kommt aber noch ein sehr bemerkenswerter Umstand hinzu, die Zahl der Gelege in einem Sommer kann bis zu 5 Stück betragen, ein einmaliges Legen dürfte am häufigsten sein, zwei bis drei Gelege sind bei einigen Arten jedoch ebenfalls normal (Dr. Krefft). Die Zeitigungsdauer ist von den Witterungsverhältnissen abhängig und beträgt in der Regel drei Monate, mitunter auch länger, so daß in unseren Breiten das Schlüpfen gewöhnlich im Spätherbst erfolgt. Aus Populationen von russischen *Emys orbicularis* ist bekannt, daß auch eine Überwinterung im Ei stattfindet, wenn das Gelege spät erfolgt. Frisch geschlüpfte Sumpfschildkröten sind 15—20 mm groß, haben eine kreisrunde Rückenschale, einen Schwanz von beträchtlicher Länge und besitzen einen rautenförmigen Nabel in der Mitte des Plastrons. Besondere Beachtung verdient

weilers der Umstand, daß einmal befruchtete Weibchen verschiedener Schildkrötenarten noch drei und vier Jahre nach der Trennung von den männlichen Tieren fertile Eier legen. Doch verringert sich diese Zahl im Verhältnis zu den unfruchtbaren von Jahr zu Jahr und im fünften Jahr werden nur noch sterile Eier gelegt. Ob und wie weit auch bei *Emys orbicularis* die Befruchtung durch mehrere Jahre andauert, darüber fehlen mir nähere Angaben und eigene Beobachtungen. Sei es wie immer, im Jahre 1918 und später bestand bereits die Möglichkeit einer neuerlichen Befruchtung der großen weiblichen Schildkröte durch eines der inzwischen herangewachsenen Exemplare, die als ungefähr dreijährige im Jahre 1915 ausgesetzt wurden. Auch bei Berücksichtigung einer beträchtlichen Verlustquote der Eier und der geschlüpften Schildkröten ist nach allen bisherigen Beobachtungen und Wahrnehmungen mit einer kleinen Population von *Emys orbicularis* im Bereich des erweiterten Aussetzungsgebietes zu rechnen. Mögen sich diese netten und in Freiheit sehr langlebigen Panzerträger auch über die nächsten 50 Jahre, die ersten haben sie bald erreicht, weiter erhalten, zur Freude aller Tier- und Naturfreunde, die noch ein empfängliches Herz für die Geschöpfe Gottes haben.

Allen Tierhaltern von europäischen Sumpfschildkröten sei ans Herz gelegt, diese Tiere nicht durch eine unsachgemäße Pflege und falsche Überwinterung dahinsiechen zu lassen und einem langsamen Absterben auszuliefern, sondern jetzt, vor der Einwinterung, dem österr. Naturschutzbund zu schenken, damit selbe richtig überwintert, im Frühjahr dort in Freiheit gesetzt werden können, wo sie alle Lebensbedingungen vorfinden, um so beizutragen, daß eine der interessantesten Tierarten, die zu den ältesten Bewohnern der Erde zählt, wenigstens lokal unserer Fauna erhalten bleibt bzw. wieder geschenkt wird.

Nachtrag: Diesen Bericht schrieb ich 1960. — Leider wurden die beiden in der Reuse gefangenen Sumpfschildkröten nicht vor Winter wieder ausgesetzt, so daß ich, sowohl in Anbetracht der primitiven Unterbringung als auch der mangelhaften Fütterung, die schlimmsten Befürchtungen hege. Ich hatte dringend angeraten, die Aussetzung frühzeitig durchzuführen, damit sich die beiden Schildkröten noch im Frühh Herbst für die Überwinterung erholen und nach der unsachgemäßen langen Gefangenschaft kräftigen können, um ungeschwächt in den Winter zu gehen. Schildkröten sind keineswegs so hart und widerstandsfähig wie der Laie annimmt, sie leiden nur ungemein lang, siechen viele Monate dahin und sterben überaus langsam. Reptilienpflege ist eines der heiklichsten Kapitel der Tierpflege. Darum Achtung vor dem tierischen Leben, denn Raum für alle hat die Erde.

Für die kleine, inselförmige Population ist der Verlust von zwei fortpflanzungsfähigen Tieren — in den Augen aller wirklicher Tier- und Naturfreunde — ein sehr bedauerlicher Verlust.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Zum Aufsatz „Hildebrandts Pfarrkirche von Groß Stelzendorf“.

U. H. 5/6, S. 101 ff. sei ergänzt.

Der Kirchenbau dort wurde am 18. April 1735 im Pfarrhofe Hausleiten zwischen dem Patron der Pfarre Dechant Josef Benedikt Tschiderer von Gleißheim und dem Vikar Christian Rohr von Stelzendorf einer- und dem Maurermeister Michael Hueber und dessen Sohn, dem Polier Johann Hueber, andererseits kontrahiert¹⁾. Der hintere Teil der Kirche sollte bis zum vorderen Chor ganz abgetragen und auf Büsten neu aufgeführt werden. Den Turm sollte der Meister um 28 Schuh erhöhen. 5 Tage später wurde mit dem Abbruch begonnen und am Pankrazitag der Grundstein gelegt. Zu

¹⁾ Pfarrarchiv Hausleiten, Faszikel Pfarre Großstelzendorf, Original.

Leopoldi 1736 war der Bau bis auf den Hochaltar, die Kanzel und den Turm fertig²⁾. Zum Hochaltar und wohl auch zu 2 Seitenaltären lieferte den Rahmen der Bildhauer Johann Jakob Vogl aus Wien³⁾. Die 3 Altarblätter St. Andreas (ca. 1738)⁴⁾, Muttergottes und Sebastian sind Werke des Malers A. Hertzog aus Wien und weisen in ihren lebhaften Farben auf dessen Lehrer Johann Georg Schmid (den böhmischen oder Wiener Schmid) hin. Das Bild vom Altar der Heiligen 3 Könige ist ein Werk des Kremser Schmid und nach Feuchtmüller, Der Kremser Schmid, um 1770 entstanden⁵⁾. Auf eine frühere Datierung deutet hin eine Stiftung der 1751 verstorbenen Anna Maria Schörg, die 7 heilige Messen auf dem Dreikönigsaltar haben wollte; die Stiftung trat 1755 in Kraft und fußte auf einem Kapital von 400 Gulden⁶⁾. Es ist möglich, daß dieser Altar eine Widmung der Wirtsfamilie Schörg vom Schwarzen Adler ist. 1685 war die Kirche abgebrannt⁷⁾ und der 1700 verstorbene und in der Kirche beerdigte Wirt Ferdinand Schörg⁸⁾ hatte die Hälfte der Kosten für den neuen Hochaltar, der von einem Bildhauer aus Znaim verfertigt und mit einem Blatt eines Stockerauer Malers geziert wurde⁹⁾, beigetragen und eine Orgel spendiert¹⁰⁾. Frau Anna Maria Schörg dürfte die Schwiegertochter des Wohltäters zum Hochaltar gewesen sein. Ihr Gatte hieß Andreas und ein Wirt Andreas Schörg beklagte sich 1723 und 1724 mit Erfolg dagegen, daß Vikar Sambhaber vom Hochaltar die Tafel mit dem Namen seines Vaters Ferdinand habe abnehmen lassen¹¹⁾.

Der Turm wurde 1737 erhöht und im Sommer mit einer neuen gespendeten Uhr versehen¹²⁾. 1761 kam eine neue Orgel zur Aufstellung¹³⁾.

Die Kosten des Baues waren mit 8700 Gulden veranschlagt worden¹⁴⁾ und machten schließlich 12.000 aus¹⁵⁾. Die Hälfte der Baukosten hatte der 1728 verstorbene Vikar Ferdinand Sambhaber aus eigenem zusammengebracht¹⁶⁾. Die Pfarrkinder bezeugten ihren Eifer auch noch dadurch, daß sie Grundstücke, die verschiedenen Herrschaften untertänig waren, auch noch mit einer Abgabe zu Gunsten der Kirche beluden¹⁷⁾ und je 10 Gulden (eine Kuh) mit einem Zins von 30 Kreuzern stifteten¹⁸⁾.

K. Keck, Senning.

Zur Topographie von Hollabrunn.

In „Unsere Heimat“, Heft 3/4 von 1961 hat Dr. Wilhelm Hauser über Besitz des bairischen Klosters Asbach um Hollabrunn geschrieben. Er lag in „Willolfesdorf“, doch ist die Lage dieses Ortes bisher nicht genau bestimmt. Seit längerem teile ich die Vermutung von Pfarrer K. Keck, daß diese Siedlung nicht verödet ist, sondern einen Teil der heutigen Stadt Hollabrunn bildet.

Der Burgfrieden von Hollabrunn ist durch eine westöstliche Linie in zwei Hälften geschieden, so zwar, daß die Bauernhäuser nördlich des heutigen Stadtplatzes ihre Hausgründe nur in der nördlichen Hälfte, die Häuser der Wienerstraße nur im südlichen Anteil hatten.

²⁾ Ebendort.

³⁾ Diözesanarchiv, Konsistorialprotokoll 1736.

⁴⁾ Jahrbuch f. Landeskunde v. N.Ö. 1938, S. 224.

⁵⁾ Feuchtmüller S. 256.

⁶⁾ Diözesanarchiv, Faszikel Großstelzendorf, Specification der gestifteten Jahrtäg.

⁷⁾ Pfarrarchiv, Diözesanarchiv.

⁸⁾ Sterbebuch Großstelzendorf.

⁹⁾ Pfarrarchiv, Kirchenrechnung 1699/1700.

¹⁰⁾ Sterbebuch Großstelzendorf.

¹¹⁾ Wie 3, Konsistorialprotokolle 1723, 1724.

¹²⁾ Wie 3, 1737.

¹³⁾ Wie 6, Inventar der Kirche 1770.

¹⁴⁾ Wie 1.

¹⁵⁾ Pfarrarchiv, Pfarrgedenkbuch.

¹⁶⁾ Wie 15.

¹⁷⁾ N. Ö. Landesarchiv, Kirchenurbarium.

¹⁸⁾ Wie 15.

Solche Doppelorte mit getrenntem Burgfrieden gab es in Niederösterreich viele. Im Hollabrunner Bezirk gehören dazu Aspersdorf, Hetzmannsdorf, Klein Stetteldorf, bei Mistelbach Eibestäl und Prinzendorf; auf Öhling bei Amstetten hat schon Klebel hingewiesen.

Ob Willolfsdorf nun dem nördlichen oder südlichen Ortsteil entspricht, läßt sich beantworten, wenn man die Lage der Asbacher Häuser kennt. In der Ther. Fass. bilden die Hollabrunner Häuser ein eigenes Amt der Herrschaft Sonnberg. Nur sieben Häuser bildeten ein Sonderamt, es waren sogenannte „Freisassen“, frei von Grundzins. Neben 4 Kleinhäusern waren darunter 3 bestiftete Häuser und zwar die Cser. Nr. 147, 148 (Mühle)¹⁾ und 149, alle an der jetzigen Bundesstraße gegen Ernstbrunn gelegen.

Es ist anzunehmen, daß dies die drei Asbacher Grundholden sind. Gewißheit könnte man aus den alten Grundbüchern gewinnen, sofern diese erhalten sind.

Demnach wäre Willolfsdorf dem Nordteil der heutigen Stadt gleichzusetzen. Daß der Name vergessen wurde, hängt wohl mit der Errichtung der Pfarre zusammen. Die Kirche wurde an der Grenze beider Orte erbaut, erhielt aber den Namen von Hollabrunn.

Das „Wieseldorf“, das in Göttweiger Quellen auch Mos genannt wird, ist nördlicher, etwa zwischen Aspersdorf und Schöngrabern zu suchen. Dort gibt es auch den Flurnamen Moos.

Die Flur Wullersdorfer (an der Fellabrunner Straße) kann weder örtlich noch sprachlich einem der beiden Orte entsprechen. Es gab aber einen Ort „Wolfmannsdorf“, der etwa zwischen Hollabrunn und Thern bestanden haben muß. Das Schottenkloster hatte dort Besitz. Die heutige Form „Wullersdorfer“ kann sprachlich sehr wohl auf altes Wolfmannsdorf zurückgehen (o vor l wurde in unserer Altmundart zu u, ein Lautwandel, der in der Umgangssprache wieder rückgängig gemacht wurde, in unverständlichen Namen aber erhalten blieb).

In der Ried Wullersdorfer gab es keine Hausäcker, sondern nur Überländgründe, sodaß ihre Herkunft von einer früh verödeten Siedlung recht wahrscheinlich ist.

Dr. Heinrich Weigl.

Ergänzungen zu meinem 1960 im ersten und letzten Heft der Zeitschrift „Unsere Heimat“ erschienenen Aufsätzen.

Nach vielen schriftlichen und mündlichen Erkundigungen konnte ich durch die freundliche Mithilfe des Herrn Anton Mitmannsgruber, Kaufmann in Hilm-Kematen, nachweisen, daß Klesheims Gedicht „Die alten Leut“ schon lange vor seiner Verbreitung durch den Rundfunk mit der gleichen Melodie wie das Lied „Es steht a Bleamerl gaonz alloa“, dessen Text ich im zweiten Aufsatz brachte, in Ybbsitz und Umgebung gesungen wurde. Auf meine Aufsätze Bezug nehmend, teilte mir nun Herr Franz Schunko, der Leiter des Arbeitsausschusses für Wien und Niederösterreich des Österreichischen Volksliedwerkes, mit, daß im Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich für das Lied „Es steht a Bleamerl“ 14 Belege aus allen Teilen Niederösterreichs vorliegen; zum Teil liegt der Text allein vor, zum Teil auch die Melodie, nach der im Radio Klesheims Gedicht „Die alten Leut“ gesungen wird. Die Aufzeichnungen reichen von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis 1953. Herr Schunko bemerkt dazu, daß das Lied mit der in Rede stehenden Melodie vor und nach dem ersten Weltkrieg auch von seinem Vater in Wien gesungen wurde. Einen weiteren Beleg für Wien und für ungefähr dieselbe Zeit liefert mir Frau Professor Stefanie Wais, die es oftmals von einer Hausbesorgerin in der Gatterburggasse im 19. Bezirk singen hörte. Es war ferner, wie mir Frau Sophie Fitzinger, die Mutter des Oberlehrers von Waldenstein, und meine Schwester Dini Albrecht kürzlich mitteilten, in Waldenstein und Gr. Höbarthen bei Gmünd seit 1914 und besonders in den 20er und 30er Jahren sehr beliebt.

Woher dieses Lied stammt, erfährt man nun, was den Text betrifft, aus einem Flugblatt, in das ich im Volksliedwerk Einblick nehmen konnte. Auf diesem Flugblatt steht: „'s Waldbleamerl, Lied von Wilhelm Hendl, Musik von August Helmreich, gesungen von Frl. Betty Kuhn im Neulerchenfelder Orpheum“ (Verlag Josef Blaha,

¹⁾ Die „Pointner Mühle“.

Nr. 1801). Hendl ist darnach der Verfasser des Textes; die Weise ist indes eine andere, weniger eingängige, und die Worte Hendls haben offenkundig erst später die noch heute fortlebende Melodie erhalten. Ob aber diese etwa zuerst zu Klesheims Gedicht gesungen wurde, bleibt im Dunkel. Dafür, daß dieses auch schon längst vertont war, hat das Volksliedwerk ebenfalls Belege, darunter einen von K. M. Klier vermerkten Flugblattdruck aus Urfahr-Linz und einen Gesang mit Pianoforte von Wilhelm Eyle, Leipzig, Eulenburg 1880/85. Weder bei Eyle noch in der Liedersammlung „1000 fl. sind wir wert“ von Martin Hölzel, die ab 1903 in 9 Auflagen erschien (die erste in Wien, die zweite 1904 in Altenmarkt bei Radstadt ...), ist der Name des Dichters angegeben. Bei Eyle handelt es sich um eine eigene Vertonung und auch die mit „Volkslied“ bezeichnete Weise, die Hölzel zu dem Gedicht „Die alten Leut“ bringt, hat nichts mit der im Radio gebrachten Weise zu tun. Das Flugblatt aus Urfahr-Linz habe ich nicht gesehen. Klesheims Gedicht wurde also schon lange vor seiner Verbreitung durch den Rundfunk gesungen, ob aber die Melodie, mit der es im Rundfunk vorgetragen wird, zuerst mit ihm verbunden war und dann auf den Text „Es steht a Bleamerl“ überging, war — da sagt auch der Beleg aus Ybbsitz und Umgebung nichts aus — bisher ebensowenig festzustellen wie die Herkunft dieser Melodie. Es ist aber jedenfalls ein Gewinn, daß der Textdichter des Waldbleamerlieds durch die Mithilfe vonseiten des Volksliedwerks, für die ich bestens danke, ausfindig gemacht werden konnte, und ich möchte hier an die Bemerkung in meinem zweiten Aufsatz erinnern: „Daß dieses Mundartgedicht ein Kunstprodukt ist, liegt auf der Hand.“ In einer Arbeit über ein Waldviertler „Volkslied“ und seine Herkunft, die 1953 in Nummer 10—12 der Zeitschrift „Unsere Heimat“ herauskam, habe ich ebenfalls den Verfasser eines weit verbreiteten Liedes, das in Erk-Böhmes Deutschem Liederhort als Volkslied aufscheint, nachgewiesen, und zwar kam derselbe Klesheim zutage, der das Gedicht „Die alten Leut“ schrieb.

Prof. Dr. Franz Schmutz, Höbarthen.

Ein Druckprivileg Kaiser Josefs I.

Zeitlich befristete Druckprivilegien waren lange Zeit der einzige Schutz gegen unbefugten Nachdruck. Sie waren die erste Erscheinungsform besonderer Rechte an Geisteswerken. Doch stellten sie bloß eine gewisse gewerberechtliche Sicherung dar, das eigentliche Urheberrecht entwickelte sich erst später, wenn sich auch sein Ursprung im neunzehnten Jahrhundert nach den neuesten Forschungen nicht mehr halten läßt (vgl. L. Gieseke, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Urheberrechts, Göttinger rechtswissenschaftliche Studien, Band 22, 1957, Seite 24 ff. u. ö.; H. J. Pohlmann, Neue Mitteilungen zum deutschen Urheberschutz im 16. Jahrhundert. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens XXVI, Frankfurt am Main 1961, S. 761 ff.).

Von der N:Ö: Regierung wegen, denen sambendlichen Richtern inner denen Linien-Thören insgemein, und einem jeden insonderheit hiemit anzuzeigen.

Es habe der Friedrich Hoz¹⁾ Hofbefreijter Buchbinder allhier gehorsambst angebracht, wassassen die jüngst abgeleibte Keijs: Maijt: Josephus primus mildseligisten angedenckens über die vorhero von gehörigen Orthen abgefordert = auch eingelangte Bericht und gutachten ihme und seinen Erben das privilegium impressorium aller Nāmen-büchl und Catechismen auf fünfzeñen Jahr lang unterm vir-und zwainzigsten Septembris vorigen Sibenzehenhundert zehenden Jahrs allergnädigst verlichen hetten, wie ihme dan auch dessendwegen ein allergnädigstes schuz-Patent außgefertiget worden seije: und damit nun derselbe bei diesen ihme allergnädigst ertailten privilegio gebührend geschüzet, auch sich keiner mit der Unwissenheit, dß ihme von solch-allergnädigst außgefertigten schuz-Patent ein Exemplar eingehändiget worden, entschuldigen könne, alß hat derselbe gehorsambst gebetten, daß allen inner denen Linien-Thören befindlichen Buchdruckern,

¹⁾ G. Gugitz berichtet über ihn in den „Quellen zur Geschichte des Buchdruckes, Buchhandels und Buchbindens in Wien“ (in: Das Antiquariat, XV. Jahrgang, 1960, Nr. 9/10, S. 183/7): Hotz, Friedrich, hofbefreiter Buchbinder, sein Kind, † 7. 4. 1710 Stadt, Riemerstraße; sein Kind, † 12.2. 1713, Naglergasse; er selbst † 30. 1. 1733, 55 Jahre, Krankenhaus.

Buchbindern, Schuelmaistern, und andern Krämer, gegen einhändigung eines Exemplars sich in reingefertigtes Register aigenhändig ein zu schreiben, gnädigst auferlegt, und dieselbe zur Complirung erstgedachten schuz-Patents angehalten werden möchten.

Wan nun Regirung in des Supplicantens Begehren von Billigkeit wegen gnädigst gewilliget, alß würdet ihnen sambendlichen Richtern ins gemain, und jedem insonderheit hiemit anbefohlen, das siße mehrgedachten Hoz auf gegenwärtig-vorweisendes Decret wider solch-allergnädigst ertailltes Privilegium beiß Vermaijdung schwährer Bestrafung nit allein nicht beschwären lassen, sondern auch erwähnte Buchtrucker, Buch-binder, Schuelmaister, und andere Krammer, jeder in seinem District zu aigenhändiger einschreibung in sein gefertigtes Register anhalten sollen. Actum Wienn den zway und zwainzigsten Maij Anno Siben zehen Hundert Aijlfe.

Johann Baptista Schell m. p.

Expeditior.

(Archiv des Erzbischöflichen Amtes für Unterricht und Erziehung J.-Nr. 150—2—14.)

Dr. Karl Pleyer.

Der „Heidenturm“ bei Berg, polit. Bezirk Hainburg.

Südwestlich von Berg bei Hainburg steht in freier, kaum merklich gewellter Ackerlandschaft ungefähr 280 m südlich der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze eine Ruine, die im Spezialkartenblatt Hainburg, 1 : 50.000 die Bezeichnung „Heidenturm“ trägt. Umfragen bei Bewohnern in Berg und Edelstal ergaben, daß man diese Benennung seit jeher auf eine römische Ruine bezieht. Näheres war nicht zu erfahren.

Eine von mir am 9. April 1961 vorgenommene rasche Autopsie ohne Benützung eines Maßbandes ergab Folgendes: Der Bau ist ein prismatischer Turm von ungef. 13 m Höhe, der Grundriß quadratisch mit einer Seitenlänge von 4,00 m. Die nordwestliche und die südöstliche Seite laufen parallel mit der Bundesstraße Kittsee-Gattendorf, wodurch die Lage des Turms im Raum gegeben ist. Das Material ist durchwegs Bruchstein, ältere, z. B. antike, Spolien sind nirgends sichtbar, an einigen vertikalen Kanten sind die Bruchsteine etwas zugearbeitet. Aus der Masse des Turmes springt schwach ein ungef. 2,5 m hoher Sockel aus dem gleichen Material vor. Der ganze Turm ist dreistöckig, im 1. und 2. Stock sind an einigen Seiten Schlitzfenster eingebrochen, im obersten Stock große hochrechteckige Fenster, die von kleinen Quadern eingefast sind. In der Südostecke befindet sich ganz unten eine rundbogige Nische; sie wurde später vermauert und dann mit einer schlitzartigen Scharte versehen. Diese Nische ist sichtlich ungef. zur Hälfte in der Erde versunken, auf welchen Umstand noch später zurückzukommen sein wird. Aus der Nordostwand springt mit ungef. $\frac{1}{2}$ m Tiefe der Rest eines sonst zur Gänze verschwundenen Anbaues(?) vor, er reicht bis in Zweidrittel der Höhe der Turmwand und ist oben dreieckig (Querschnitt eines Daches) abgeschlossen. Die Wand dieses rudimentären Anbaues ist derzeit bis hoch hinauf aufgerissen, alle Kanten sind unregelmäßig ausgebrochen.

Im Inneren des Turmes fehlen alle Zwischendecken, doch sieht man noch ihre Auflager, ganz oben springen aus den Ecken vier mächtige Konsolen vor. Die obere Kante des Turmes ist ganz gerade.

Der vorerwähnte aufgerissene Rest an der Nordostwand deutet auf einen Anbau, der wegen der dreieckigen Form seines oberen Abschlusses ein Kirchenschiff gewesen sein könnte. Über seine Dimensionen war wegen der bereits vollentwickelten Saat kein Aufschluß zu gewinnen, angeblich sollen im Erdboden „Steintrümmer“ liegen. War nun tatsächlich ein solches einschiffiges Langhaus vorhanden (für eine Dreischiffigkeit fehlt jeder Platz), so bestand hier eine nicht geostete Kirche mit Westturm nach karolingischer Art, eine Bauform, die noch Jahrhunderte lang beibehalten wurde. Der Eingang in diese Kirche müßte dann in der Längsachse an der Südwestseite des Turmes gewesen sein, doch zeigt diese Mauer keine Spuren eines Tores, eine solche ist, wie vorhin erwähnt, nur an der Südostseite noch zu erkennen, falls die später vermauerte Nische tatsächlich zu einem halb im Boden versunkenen Eingang gehörte. Auch bei kleinen Kirchen dieses Bautypus sind nicht axial gelegene Ein-

gänge sehr selten. Eine Begründung für die Verlegung des Einganges von der Südwest- auf die Südostseite ist hier nicht gegeben. War der Bau einst tatsächlich eine Kirche, so ist die Lage im freien Feld, weit weg von Ortschaften und Kommunikationen, sehr seltsam. Für eine Wallfahrtskirche fehlt hier jede Tradition. Also ist die Bestimmung des Baues als Kirchenruine nicht gesichert. Dem Material und den wenigen architektonischen Einzelheiten nach stammt der Turm aus der Zeit um 1500, wenn nicht noch später. Es ist fraglich, daß von einem Bau, der erst zu Beginn der Neuzeit zur Ruine wurde, jede Erinnerung an seinen kirchlichen Zweck derart restlos verloren gegangen wäre, um hier schon seit vielen Generationen die Bezeichnung „Heidenturm“ zu ermöglichen.

Ob die ungarische lokale Literatur Material über den Bau enthält, ist mir unbekannt. Grabungen im Bereich des angenommenen „Langhauses“ und unter dem „Eingang“ könnten vielleicht brauchbare Aufschlüsse bringen.

E. Schaffran.

Papst Pius VI. 1782 im Schloß Stuppach.

In der Wiener Neustädter Zeitung vom 11. Februar 1961 ist ein Artikel über die „Alte Post“ in Neunkirchen mit 2 Photos erschienen. Der Aufsatz nennt keinen Autor. Erstes Bild: Gasthaus Ritter. Zweites Bild von einer Tafel: „In diesem Gasthof übernachtete Papst Pius VI. anlässlich eines Besuches bei Kaiser Josef II. in der Zeit vom 21. bis 22. März 1782.“

Diese Tafel dürfte ein Irrtum sein. Denn die Österr. Nationalbibliothek bewahrt einen Schatz, das Tagebuch des päpstlichen Zeremoniärs Giuseppe Dini, gedruckt in Rom. Die Reise des Papstes begann am 27. Februar und endete am 13. Juni 1782. Im Tagebuch (Diario) heißt es auf Seite 19:

„Donnerstag, 21. März ist er abgereist von diesem Ort (Viden bei Pruch) und hat die Reise fortgesetzt zum Schloß von Stuppach, wo für ihn Quartier vorbereitet war im Palast des Grafen Wurmbbrand. Hier befanden sich, ihn zu empfangen und Seine Heiligkeit zu begrüßen, der hochwürdige Herr Kardinal-Erzbischof von Wien, der Herr Gesandte von Spanien, von Venedig, der Minister des Hofes von Portugal und andere Herren. Der Gesandte von Frankreich war durch eine Krankheit verhindert. Alle wurden eingeladen zu einer speziellen Audienz Seiner Heiligkeit und wurden empfangen mit den größten Beweisen der Hochachtung und Liebe.

Freitag, 22. März. Nachdem er die Messe in der kleinen Kirche des Palastes, die dort zelebriert wurde, gehört hatte, hat Seine Heiligkeit um 14 Uhr die Reise gegen die Stadt Wien, Hauptstadt des Staates Österreich, fortgesetzt. In der Nähe von Neunkirchen, ca. 5 Meilen oder mehr entfernt von Neustadt, wurde Seine Heiligkeit unvorhergesehen überrascht durch Seine kaiserliche Majestät und den königlichen Erzherzog Maximilian, welche sich dorthin begeben haben, um ihm zu begegnen.“

Leopold Schriebl.

BERICHTE.

Festfeier zum 80. Geburtstag des Ehrenpräsidenten, Professor Hofrat DDR. Richard Kurt Donin.

Aus Anlaß des 80. Geburtstages unseres hochverehrten Ehrenpräsidenten, Professor Hofrat DDR. Richard Kurt Donin, fand am 5. Juni d. J. im Rittersaal des n.-ö. Landhauses eine Feier statt. Der Präsident des Vereines, Hochschulprofessor Dr. Adalbert Klaar, konnte die Herren Landeshauptmannstellvertreter Viktor Müllner und Dr. Otto Tschadek, die Herren Landesräte Emil Kuntner, Ökonomierat Johann Waltner und Emerich Wenger von der n.-ö. Landesregierung sowie Herrn Landesamtsdirektor vortr. Hofrat Dr. Hans Vanura und vortr. Hofrat Dr. Johann Holzfeind und vor allem den Jubilar unter dem Beifall der Anwesenden begrüßen.

In seiner Begrüßungsansprache erinnerte Klaar daran, daß Donin seit 1912 Mitglied des Vereines ist, 1921 in den Vereinsausschuß berufen wurde, 1941 die höchste Auszeichnung des Vereines, das Max Vancsa-Diplom, erhielt, seit 1945 als Vizepräsident sehr verdienstvoll für den Verein wirkt und 1955 einstimmig zum

Ehrenpräsidenten gewählt wurde. Klaar hatte bei der Würdigung der Persönlichkeit Donins besonders im Auge, was dieser durch seine Forschungen und Werke für die Landeskunde von Niederösterreich und hier wiederum für die Disziplin Kunstgeschichte bedeutet. Donin legte seit dem Jahre 1913 eine Fülle von kunsthistorischen Arbeiten, basierend auf einer genauen Bauanalyse und einer gründlichen Quellenforschung, vor, die Niederösterreich betreffen oder in irgend einer Weise in Beziehung zu diesem Lande stehen. Reiche Anregungen gingen auch von seinen beiden Neuauflagen des „Dehio“ aus. Zu diesen Schriften, die im Druck vorliegen, kommt noch die nicht erfaßbare Zahl von Vorträgen und kunsthistorischen Lehrfahrten. Klaar dankte dem Jubilar für diese umfassende Lebensarbeit, die dem Lande Niederösterreich und seinen Kunstschatzen galt. Als bescheidene Festgabe konnte er Donin ein Heft des Monatsblattes „Unsere Heimat“, kunsthistorische Aufsätze beinhaltend, und eine Mappe mit den kunstgeographischen Karten des „Atlas von Niederösterreich“ samt Erläuterungen überreichen.

Nachdem Hofrat Donin sein Leben der Jugendwohlfahrt und der Kunst geweiht hat und vielen Vereinen und Organisationen seine Kräfte und Mithilfe zur Verfügung stellte, waren auch Vertreter dieser Verbände zur Festfeier eingeladen worden.

Kabinettsdirektor a. D. Wilhelm Klastersky sprach namens des „Vereines für Geschichte der Stadt Wien“ dem Jubilar den Dank aus für seine unermüdliche, hingebungsvolle Tätigkeit und Mithilfe, für sein konziliantes Wesen, das das Verhältnis Donins zu den Mitgliedern des Vereins ein freundschaftliches werden ließ. Er konnte, nachdem der Verein Donin zum Ehrenmitglied ernannt hat, die in einem Exemplar hergestellte Ehrenmedaille des „Vereines für Geschichte der Stadt Wien“ dem Jubilar überreichen mit den wärmsten Glückwünschen für weitere gedeihliche und wertvolle wissenschaftliche Arbeit.

Reg.-Rat Professor Felix Halmer, Präsident des Vereines „Freunde der Burg Starhemberg“, würdigte in kurzen Zügen Donins Verdienste um die kunsthistorische Erforschung von Burg und Schloß. Er konnte ihm als erstem als Zeichen des Dankes und der Anerkennung die Medaille des Vereines in Gold überreichen.

Direktor Dr. Margarete Poch-Kalous von der „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“ erinnerte daran, daß die Gründung dieser Gesellschaft erfolgte, als im Jahre 1933 eine der beiden kunsthistorischen Lehrkanzeln an der Universität Wien aufgelöst wurde, Donin seit der Gründung der Gesellschaft angehört und so oft als Vortragender mit immer neuen Themen und wissenschaftlichen Erkenntnissen zu den Mitgliedern und Gästen sprach und immer noch die im Jahre 1948 gegründeten „Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“ als Redakteur betreut. Sie brachte die Bitte der Gesellschaft zum Ausdruck, immer noch ihr Präsident zu bleiben.

Im Anschluß verlas Professor Klaar einige der zahlreichen Glückwunschtelegramme und -schreiben: des Bundesministeriums für Unterricht, der Österr. Akademie der Wissenschaften, des Kunsthistorischen Instituts Wien, des Bürgermeisters der Stadt Wien Franz Jonas, des Vizebürgermeisters Hofrat Dr. Hans Mandl, der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, der Österreichischen Byzantinischen Gesellschaft, der Kralik-Gesellschaft u. a. m.

Landeshauptmannstellvertreter Viktor Müllner behandelte sehr ausführlich, was Donin für die Heimat sowohl in jugendfürsorgerischem als auch in kunsthistorischem Sinne geleistet hat. Er schilderte des Jubilars Werdegang, seine Gymnasialstudien im Benediktinerstift Melk, wo er den Prachtbau Prandtauers als junger Mensch auf sich einwirken lassen konnte, und schließlich den Eintritt als junger Jurist 1905 in den Landesdienst, wo er die Jugendfürsorge vor vielen Jahrzehnten auf fast neue Grundlagen gestellt hat. Heute erscheint manches so selbstverständlich, worum Donin schwer ringen und kämpfen mußte. Es scheint selbstverständlich, daß wir heute Bezirksfürsorgeämter und -heime haben, Winterskikurse für die Jugend in unserer schönen Bergwelt. Die Liebe zum Mitmenschen, zur Jugend war es, daß gerade ein Jugendbildner und Jugendfürsorger sich gleichzeitig der Kunst- und Heimatforschung annimmt, um der heranwachsenden Generation die Augen öffnen zu können, um all' das Schöne der Heimat zu sehen. Auch in der Zeit des Zusammenbruchs der Monarchie, der Inflation, der Arbeitslosigkeit hatte Donin unverdrossen seinen Weg und sein Ziel

vor Augen. Am Schlusse seiner längeren Rede überreichte Landeshauptmannstellvertreter Müllner im Namen von Landeshauptmann Ökonomierat Johann Steinböck dem Jubilar das ihm mit einstimmigem Beschluß der n.-ö. Landesregierung verliehene „Goldene Komturkreuz des Ehrenzeichens für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich“.

Hofrat Donin gab der Freude über die Gesinnung Ausdruck, die hinter all' diesen Auszeichnungen steht, jene Gesinnung, die ihn verbindet mit Vereinen, Behörden, Wissenschaftlern. Eine Schilderung seines Lebensganges gab reichen Einblick in seinen Werdegang, in die Zusammenhänge, die ihn vermöge einer höheren Fügung vom protektionslosen Halbwaisen zum Jugendfürsorger und Kunsthistoriker werden ließen. Einblicke, in denen auch die Einführung des Jugendwanderns zur Sprache kam und die Hinführung der Jugend zum Schönen, zur Kunst.

Dr. B.

In dem Sammelwerke „Zur Kunstgeschichte Österreichs“, welches der Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, die Gesellschaft für Vergleichende Kunstforschung und der Verein für Geschichte der Stadt Wien, Donin zum 70. Geburtstage 1951 widmeten, wurde auch ein Verzeichnis seiner kunsthistorischen Arbeiten mit 101 Nummern veröffentlicht¹⁾, das hiemit bis auf die letzte Zeit (Juli 1961) fortgesetzt sei:

102. Zur Kunstgeschichte Österreichs. Gesammelte Aufsätze. R. K. Donin zum 70. Geburtstage überreicht vom: Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, Gesellschaft für Vergleichende Kunstforschung, Verein für Geschichte der Stadt Wien 1951, 36 Aufsätze, Verzeichnis der kunsthistorischen Arbeiten 405 S., 159 Abb. und Grundrisse.
103. Schloß Weinberg und seine Baugeschichte. Österreich in Wort und Bild 35, 1951, S. 59—61; 1 Abb.
104. Der Wiener Stephansdom und seine Geschichte. Zweite veränderte Auflage, Wien 1952, 160 S., 86 Abb., Grundrisse und Aufrisse.
105. Zwei Innenansichten der Stephanskirche von Franz Alt. Österreichische Zeitschrift für Denkmalpflege VI, 1952, S. 45—47; 2 Abb.
106. Neuere Forschungen über den Stephansdom. (Weiterführung der Literaturübersicht in Donin, Der Wiener Stephansdom 1946, S. 175 und 1952, S. 144). Österreichische Zeitschrift für Denkmalpflege VI, 1952, S. 51—56.
107. Dehio Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Niederösterreich, 3. neubearbeitete Auflage unter Mitarbeit von Maria Capra, Erwin Neumann, Alfred Schneller, Wien 1953, 416 S., 30 Pläne und Grundrisse, 1 Gesamtplan auf 3 Falttafeln.
108. Zwei Fassadenentwürfe des Dombaumeisters Friedrich von Schmidt für die Kirche SS. Maria e Donato in Murano. Jahrb. des Vereines für Geschichte d. Stadt Wien 1953, S. 240—250; 7 Abb., Grund- und Aufrisse.
109. Romanische Bauten in Tulln. Heimatkalender des Tullner Bezirkes 1953; S. 105—113, 6 Abb., Grund- und Aufrisse.
110. Geschichte der bildenden Kunst in Wien, 2. Band, Gotik, unter Mitarbeit von Karl Ginhart, Kurt Holter, Franz Kieslinger, Margarete Poch-Kalous, Erich V. Strohmer, Josef Zykan; Wien 1955, 277 S., 56 Tafeln; 118 Abb., Grundrisse und Pläne.
111. Geschichte der gotischen Baukunst in Wien. Ebenda S. 9—67; 43 Abb., Pläne und Grundrisse.
112. Die Kirchen Saint-Front in Perigueux und San Marco in Venedig. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien, VI, 1953, S. 97—101; 2 Grundrisse.
113. Zu den Bauten in Salzburg-Stadtmitte. Festschrift Professor Dr. J. Anselm Weißenhofer, Wien 1954, S. 29—41.
114. Österreichische Denkmalpflege in Venedig 1815—1866.

¹⁾ Richard Kurt Donin, Zur Kunstgeschichte Österreichs. Gesammelte Aufsätze. Verlag Rohrer, Wien 1951, S. 459—465.

- Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien, VII-1954, S. 19—26. (Hievon auch ein verbesserter Sonderdruck.)
115. Zur baulichen Entwicklung der Universitätskirche in Wien. Lebende Stadt, Literarischer Almanach, 1955, S. 281—287.
 116. Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Niederösterreich, 4. verbesserte Auflage, Wien 1955, 416 S., 30 Pläne und Grundrisse, 1 Gesamtplan auf 3 Teilkarten.
 117. Hans Tietze und die Kunst Wiens. Wiener Geschichtsblätter, 10. (70.) Jahrgang 1955, S. 62—65.
 118. Zum XVIII. internationalen Kongreß für Kunstgeschichte in Venedig vom 12. bis 18. September 1955. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien, VIII, 1956, S. 81—85.
 119. Unbekanntes Venedig. Einbegleitung zu acht Lithographien und Pinselätzungen von Christoph Donin. Österreichische Gesellschaft für zeitgenössische Graphik, Wien 1955.
 120. Die Rosenburg als ein Beispiel nördlicher und südlicher Baugesinnung. Gedächtnisschrift für Anton Becker, Jahrb. für Landeskunde von Nied.-Öst., XXXII, 1955/56, S. 192—208; 3 Abb. (Gedruckt 1958).
 121. Das Gattermannhaus in Krems im Rahmen der heimischen Architekturentwicklung. In: Ein Kremser Bürgerhaus der Renaissance und seine Stubengesellschaft; Wien 1959, S. 33—50, Abb. 1—12.
 122. Venetianisches in der Baukunst von Wien und Niederösterreich (im Drucke).
 123. Das Neugebäude in Wien und die venezianische Villa suburbana. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien XI—1958, S. 61—69, 5 Abb., Grundrisse und Schnitte. (Dazu 1 erweiterter Sonderdruck.)
 124. Zisterzienser und Bettelorden. Zum Werden der gotischen Baukunst in Niederösterreich. Alte und moderne Kunst IV, 1959, S. 4—6, 4 Abb., Dazu ebenda IV—1959, S. 28, Daten über das Leben Donins.
 125. Die ehemalige Minoritenkirche in Stein an der Donau, der Schauplatz der Ausstellung „Die Gotik in Niederösterreich“. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien XI, 1959, S. 87—89.
 126. Zur Baugeschichte der Pfarrkirche von Langenzersdorf. Rund um den Bisamberg. Ein Heimatbuch, Bd. 2 (1961), Museumsverein Langenzersdorf, S. 42—48, Abb. 9—14.
 127. Wiener Bauten des Johann Bernhard Fischer von Erlach und sein Aufenthalt in Venedig. Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien (Geyer Gedächtnisschrift) XVI, 1961, S. 157—167; 8 Abb.
 128. Jakob Prandtauer und die Baukunst des Südens. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Festschrift zum 60. Geburtstag von Adalbert Klaar, N. F. XXXIV, 1958—1960, S. 325—346.
 129. Katalog der venezianischen Fachbibliothek Donin. Zusammengestellt von Gudrun Rotter, Wien 1959, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs.
 130. In memoriam Anselm Weißenhofer. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung XIII, 1960/61, Nr. 3, S. 17—18.
 131. Eine Wiener Fachbibliothek. Ebenda, S. 18—21.

Eröffnung des Museums der Stadt Mautern am 13. Mai 1961.

Die Stadtgemeinde Mautern a. d. Donau erlaubte sich, eine Anzahl von interessierten Gästen zur Eröffnung ihres Stadtmuseums höflichst einzuladen. Der Bürgermeister der Stadt, Herr Hubert Rohrhofer, konnte im festlich geschmückten Rathausaal den Herrn Bezirkshauptmann von Krems, Ober-Reg.-Rat Dr. Gasteiner begrüßen, ferner Herrn Univ.-Prof. Dr. Artur Betz vom archäologisch-epigraphischen Seminar der Universität Wien und Frau Dr. Herma Stiglitz, Assistentin am Archäologischen

Institut; ferner als Vertreter des Bundesdenkmalamtes Frau Staatskonservator Dr. Gertrud Moßler und Herrn Oberpräparator Ernst Müller. Als alter Freund Mauterner Kulturbelange gab Hofrat Dr. Fritz Dworschak die Ehre seiner Anwesenheit und die Herren Dr. Thorwesten und Dr. Mayer erschienen als Vertreter der Stadt Krems. Das Stift Göttweig entsandte Herrn Archivar P. Emmeram Ritter, ferner erschienen noch Herr Stadtpfarrer Geistl. Rat Johann Georg Czurda und Herr Gemeindefarzt Med. Rat Dr. Hans Zimprich. Der Vizebürgermeister der Stadt Mautern, Herr Oberst a. D. Viktor Kaaden nahm mit den Herren des Gemeinderates, sowie die Herren Bürgermeister von Baumgarten und Mauternbach, Eigner und Graf, an der Feier teil. Als Vertreter des Bundesheeres nahm Herr Major Klein an der Eröffnung teil.

In seiner Begrüßung gab der Herr Bürgermeister seiner Freude darüber Ausdruck, daß es der Stadt Mautern nunmehr gelungen ist, einen alten Gemeinde-ratsbeschluß aus dem Jahre 1909, der die Errichtung eines Museums vorsah, zu verwirklichen. Der Bürgermeister dankte den geladenen Gästen für ihr zahlreiches Erscheinen und nahm zur Kenntnis, daß sich Herr Hofrat Dr. Karl Lechner, Herr Univ.-Prof. Dr. Rudolf Egger, Herr Hofrat Dr. Fritz Eichler, Herr Präsident des Bundesdenkmalamtes Hofrat Dr. Demus und Herr Hofrat Dr. Josef Zykan wegen unaufschiebbarer Verpflichtungen bzw. Krankheit entschuldigten.

Er dankte vor allem dem Initiator des Museums, Herrn Dir. Franz Kainz, der in vieler Mühe dieses Museum verwirklichen half.

Über die Geschichte des römischen Mauterns referierte sodann Frau Dr. Herma Stiglitz, die als langjährige Ausgräberin gerne der Einladung der Stadt folgte. Nach dem mit großem Beifall bedankten Ausführungen der Vortragenden, gab Herr Dir. Franz Kainz eine kurze Einführung über das Museumsinventar und seinen Rahmen, die Margaretenkapelle.

Nach diesem Vortrag nahm noch einmal der Herr Bürgermeister das Wort und bat, diesem Museum und der Stadt auch weiterhin Fürsorge und Anteilnahme entgegenzubringen.

Darauf begaben sich die Gäste in die Margaretenkapelle, wo die ausgestellten Funde und der würdige alte Kirchenbau besichtigt wurden.

Ein Mittagessen im Gasthause Ziekbauer vereinigte anschließend die Teilnehmer an der Feier in frohem Beisammensein. Herr Hofrat Dr. Fritz Dworschak dankte im namen der geladenen Gäste der Stadt Mautern für den herzlichen Empfang und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß Mautern eine seiner Tradition würdige Tat mit der Eröffnung des Museums gesetzt hat.

F. K.

Das Museum der Stadt Mautern a. d. Donau.

Eröffnung am 13. Mai 1961.

Die Besichtigung des Museums der Stadt Mautern ist in zweifacher Hinsicht interessant. Abgesehen von den eigentlichen ausgestellten Fundstücken aus römischer Zeit, ist der Raum, der das Museum birgt, die uralte Margaretenkapelle, selbst schon eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Ist sie doch bereits im Göttweiger Stiftungs- und Dotationsbrief vom Jahre 1083 als schon bestehend, erwähnt; wahrscheinlich ist sie aber weitaus älter.

Heute ist diesem alten Kirchenbau, von einer ursprünglichen Länge von 12 m, ein 10 m langer, barocker Zubau im Westen angefügt. Der Altbestand setzt sich aus dem quadratischen Chor und, getrennt davon, durch einen Triumphbogen, einem einschiffigen Langhaus zusammen. Die Grundmauern dieses Triumphbogens, sowie des einstigen Westabschlusses der Kapelle, sind in der Technik des „opus spicatum“ gebaut; zum erstenmal zeigte sich dieses Fischgrätenmuster bei der Freilegung durch Frau Dr. Stiglitz, im Jahre 1954. Leider ist es heute nicht mehr zu sehen, weil es vermauert wurde. Die Südmauer des Langhauses liegt auf einer römischen Gußsteinmauer auf, die im Mittelalter als Teil der Stadtmauer Verwendung fand. Überdies zeigt die südliche Innenmauer, die Triumphbogen und die Außenostwand des Chores Strichfugenmörtel, wie er ähnlich an der Karnburg in Kärnten zu sehen ist! Im Langhaus und im Chor wurden durch das Bundesdenkmalamt Fresken aufgedeckt, deren Datierung zum

Großteil noch aussteht. Es handelt sich hierbei an der Nordseite unter dem zweiten Fenster um eine Darstellung des Martyriums des Hl. Laurentius, in den Farben schwarz, gelb und rot. In der Nordostecke überdeckt heute ein später eingezogener, barocker Pilaster teilweise einen Kreuzweg von neun Stationen. Im Triumphbogen sind Adler in Medaillons dargestellt; das Medaillon in der Mitte zeigt einen Christuskopf. Im Kreuzgewölbe des Chores, der mit gelben, sechseckigen Sternen auf blauem Grunde geschmückt ist, befindet sich ein Gnadenstuhl (Hl. Dreifaltigkeit!). An Stelle des Schlußsteines bietet sich die Darstellung eines gemalten Osterlammes mit Fahne. Die Ostwand zeigt eine Darstellung der Verkündigung und der Geburt Mariens. In diesem Teil der Kapelle ist ein frühgotisches Fenster ausgebrochen, das in seinem unteren Teil eine romanische Inschrift weitgehend zerstört hat. Immerhin ist der verbliebene Text durch die Nennung des Hl. Altmann interessant; weiters nennt er die Heiligen Johannes und Paulus, sowie die drei heiligen Jungfrauen: Cäcilie, Agathe und Margarete. Die Südseite zeigt die Anbetung der Hl. Drei Könige, die Nordseite einen Freskenzyklus, der noch nicht gedeutet ist; an ihr ist auch noch ein romanisches Schlitzfenster erhalten geblieben.

Nun zu den musealen Gegenständen:

Links des Einganges, noch auf der Westseite hängend, befindet sich eine Zeitafel, die den Ablauf der Geschichte des Mauterner Raumes bis zur Gründung des Stiftes Göttweig zeigt.

Darunter befinden sich in Vitrine I zwei Urnen aus prähistorischer Zeit, Geschenk des Herrn Stadtamtsdirektors Rammel aus seinem neuerbauten Haus. In der einen Urne befinden sich noch der Leichenbrand und ein Lockenwickler aus Bronze, der als Beigabe gefunden wurde. Auch der Ausguß eines Gefäßes in Form eines Tierkopfes fand sich daselbst.

In den beiden unteren Fächern der Vitrine II sind Keramiken aus Grabfunden, die bei der Notgrabung des Jahres 1957 auf dem Kasernengelände geborgen wurden, ausgestellt. Zumeist sind es schwarzgefirniste Töpfchen in verschiedener Größe; eines davon trägt die Ritzinschrift: Antonini. Zu diesen Funden gehören auch eine Vase aus Ton mit rötlichem Firnisüberzug, ein gleichartiger Faltenbecher, ein Teller, sowie eine Sigillata-Nachahmung in Gestalt einer kleinen Schüssel, mit der dazugehörigen Untertasse. Ein besonders wertvolles Stück ist ein kleiner Becher, der an der Unterseite einen Bodenstein trägt, den bisher niemand entziffern konnte.

Gleichfalls aus dem Gräberfeld stammt eine gebauchte Urne aus gelblichem Ton, sowie ein kleiner Gußbecher, der wohl zum Handwerkszeug eines Verstorbenen gehörte. Nicht zu den Grabfunden gehören ein einflammiges Lämpchen, eine graue Henkelkanne mit eigenartigen Wellenbändern und ein Napf mit steilem Mittelstück und umgelegtem Rand. Diese Näpfe kommen in Mautern sehr häufig vor und sind den hiesigen Töpfereien zuzuordnen.

In Vitrine III sind unten rechts zwei starke Verputzstücke ausgestellt, die in zweiter Verwendung als Kopfplatten eines Steinkistengrabes dienten. Im gleichen Fach befindet sich ein, auf grobem Schotter liegender, feiner Estrich, der von Parz. 673/3 im Westen der Stadt stammt. Im gleichen Fach ist ein von Frau Dr. Stiglitz geborgener Teil einer Inschriftplatte mit sehr schönen, großen und regelmäßigen Buchstaben ausgestellt. Vermutlich ist dies ein Teil einer Bauinschrift, wie sie ähnlich der in Laureacum gefundenen ist, die in das Jahr 205 zu datieren ist.

Im Nachbarfach derselben Vitrine sind Verputzstücke aus den 1929 aufgedeckten Thermen von Mautern zu sehen. Die Verbesserung dieses Mörtels mit zerstoßenen Ziegeln ist dabei besonders gut zu merken. Im gleichen Fach ist noch das Fragment eines römischen Grabsteines zu sehen, dessen wissenschaftliche Bearbeitung noch aussteht.

Im oberen Fach der Vitrine ist eine interessante Urne ausgestellt, die von Frau Dr. Stiglitz in das 5. Jhdt. n. Chr. datiert wird. In demselben Fach finden wir noch eine Sammlung von Bruchstücken aus rätischem Geschirr, eine Sammlung von nachgeahmter Sigillata, ferner einige Bruchstücke von Amphoren. Interessant ist ein Tintenfaß aus Blei, das einem Toten wahrscheinlich als Handwerkszeug beigegeben war. Weiters befinden sich in dieser Vitrine eine bauchige Urne mit ganz eingezogenem Rand, aus dem Westen Mauterns stammend und ein weiterer Topf mit steilem Mittel-

stück und eingezogenem Rand. Auch einige der häufig vorkommenden Nägel, ein Hufeisen, eine Sigillataschale mit dem Töpferstempel „Vitalis“, aus Lezous in Südfrankreich stammend, sind in der Vitrine ausgestellt. Die Sigillataschale ist bedeutungsvoll, weil sie beim Praefurnium (Heizanlage) der Kirche des Hl. Severin gefunden wurde. — Das rechte obere Fach der Vitrine zeigt vor allem eine Anzahl von Bruchstücken von Reibschalen; zwei Bruchstücke tragen private Stempel. Eine fast ganz erhaltene Reibschale wurde mir vom Herrn Bürgermeister übergeben.

In Vitrine IV befindet sich eine umfangreiche Sammlung von Bruchstücken von Sigillatagefäßen, insbesondere von Bilderschüsseln. Die in Mautern gefundenen Stücke reichen von frühester arretinischer Ware, über die besonders schönen Funde von Lezous, dann über die Funde der rheinischen Werkstätten bis zur schlechteren Ware von Westerndorf. Wir haben im Museum 16 Stempel und sechs mit teilweise leserlichen Ritzinschriften, meistens den Namen des Besitzers nennend, zur Ansicht.

Vitrine V zeigt im nächsten Fach diversen Schmuck aus dem Gräberfeld von 1957. Es sind da Zwiebelkopf- oder Armbrustfibeln, Bogenfibeln, tropfenförmiger Schmuck aus Bernstein und lavaähnlichem Glasfluß, Armreifen aus Bronze und Glas, Spielsteine aus Bein, Fingerringe aus Silber und Bronze. Auch ein goldenes Ohrgehänge und ein Kettchen aus Gold, mit Anhängern in der Form von kleinen Blättern, geziert mit grünen Edelsteinen, silberne und bronzene Schnallen, Spiegelrähmchen aus Blei, ein silberner Handspiegel und mehrere späte Münzen. Weiters eine Helmzier aus Bronze, darstellend den Kriegsgott Mars, aus dem Hypocaustum am Grünen Weg und eine Agraffe in belgischer Emailtechnik, eines der beiden Stücke, die in Österreich gefunden wurden. (Eine ebensolche Spange befindet sich im Museum Carnuntinum!)

Vitrine VI birgt im linken Fach bemalte Verputzstücke aus dem Fund in der Schubertstraße. Ein großer Teil dieses Fundes befindet sich noch im archäologischen Institut der Universität Wien; in dieser Vitrine liegt auch eine Mittelbronze Domitians, Prägejahr 91, eine Spende des Herrn Gemeinderates Heinrich Hagen und zwölf Bronzemünzen aus dem Besitz des Herrn Fritz Weichhard. Ferner eine griechische Münze, die als Streufund von Herrn Schulrat Hiesberger geborgen wurde. Im rechten Fach dieser Vitrine befindet sich eine Sammlung von Keramikbruchstücken, die vor allem mit Wellenbändern verziert sind, dann Deckel aus Ton, zwei Bruchstücke von Gefäßen mit umgelegtem, dem Bauche verbundenem Rand. Ferner ein Spinnwirtel aus achätähnlichem Glas, sowie ein bemerkenswertes Stück eines Tondeckels, auf dem sich eine Schlange ringelt. Rechts in der Ecke sind mehrere Stücke Eisenschlacke, die mit einem Löffel abgeschöpft wurden. Es ist durch eine Metallanalyse der montanistischen Hochschule Leoben erwiesen, daß in Mautern Eisen verhüttet wurde, wir wissen jedoch nicht, woher der Rohstoff, das Erz nach Mautern kam. Es wurde übrigens Eisenschlacke auch in einem Befestigungsgraben der Nordfront des Lagers von Frau Dr. Stiglitz ergraben.

Glasgefäße, die gelegentlich der Notgrabung 1957 geborgen werden konnten, sind in Vitrine VI in verhältnismäßig reicher Auswahl ausgestellt.

Im rechten, unteren Fach der Vitrine VII befinden sich gestempelte und ungestempelte Ziegel aus römischer Zeit. Wir haben Firstziegel, Legionsziegel in der Größe von 29 cm im Quadrat, große und kleine Keilziegel, Tubuli (Wandheizungsziegel) und Leistenziegel. Fast jede Legion stempelte in Mautern, u. zw. die zehnte, vierzehnte, fünfzehnte, die erste Ubierkohorte, die zweite italische Legion, die erste norische, die erste aelische Britenkohorte, die zweite passauische Kohorte, der Festungsbaumeister Valentinians Ursicinus, sowie Truppen, deren Stempel nicht geklärt sind: OFARE-NUNO und CPERLR. Einige dieser Stempel sind im Museum vorhanden, so der Stempel der zweiten italischen Legion, eine Leihgabe des Herrn Med.-Rat Dr. H. Zimprich auf einem Leistenziegel im oberen Fach der Vitrine. Dort ist auch eine Anzahl von Henkeltöpfchen- und Krügen. Rechts im oberen Fach dieser Vitrine sind die Gefäße aus rötlichem Ton mit glasierter Oberfläche ausgestellt. Voran eine gestempelte Figurenvase, die ein Unikat darstellt. Zusammen mit den Bruchstücken haben wir etwa 16 Stücke von glasierter Ware im Museum. Auch der Schleier ihrer Herkunft konnte gelüftet werden, da sich im Kasernengelände in Mautern 1958 der Töpferofen fand, der auch Ziegel, die mit der gleichen Glasur überronnen waren, erbrachte. Verschwindend klein ist die bisher aufgefundene glasierte Keramik im Limesgebiet, nur in Mautern kam eine größere Anzahl dieser Gefäße zutage.

Zu erwähnen ist noch der kellerartige Raum unter dem Langhaus der Margaretenkapelle; er war ausgehoben worden, damit man die Fundamente genau erforschen konnte. Die Südmauer der Kapelle beweist nämlich durch Gerüstlöcher, ähnlich denen am Magdalensberg in Kärnten, die klare Bauweise ihrer römischen Herkunft. In diesem Keller befindet sich noch eine Gesimsplatte von der „Porta praetoria“, eine Platte von der „Porta decumana“, ein Grabsteinfragment, das eine Frau in norischer Haube zeigt und ein Quader aus Konglomerat, der ein Teil der Heizanlage von der Kirche des Hl. Severin ist. Darüber hinaus wurde noch ein Steinkistengrab aus dem Gräberfeld der Kaserne in die Kapelle übertragen.

Eine Auswahl aus den deutschen Heldenliedern bringt ein Text, der am nördl. Mittelpilaster angebracht ist. Daraus ersehen wir den Zusammenhang der Vita Severini mit den Ereignissen der Völkerwanderungszeit, wie sie in den deutschen Heldensagen von einem anderen Standpunkt aus gesehen sind. Hier wie dort tritt die Bedeutung Mauterns unter den Donaustädten hervor.

Am nördl. Eckpilaster ist der Text des Liebeszaubers aufgezeichnet, der von Univ.-Prof. Dr. Rudolf Egger enträtselt werden konnte und seinesgleichen in Noricum nicht hat.

Verschiedene Aufnahmen und Vergrößerungen zeigen die Bilder an der Nord- und Ostwand des Chores; in der Mitte die Fotokopie des 10. Kapitels der Wiener Vita Severini.

An der Westseite endlich ist ein Plan von Mautern im Maßstab 1 : 2880 angebracht, in dem die wichtigsten Funde in und um Mautern eingezeichnet sind.

Ich habe nun also eine kleine Übersicht über die Funde, die im Museum ausgestellt, gegeben. Vieles in der Schausammlung mag der modernen Auffassung nicht ganz entsprechen; ich mußte mir jedoch bewußt bleiben, daß das Museum in einem sakralen Raum zur Aufstellung gelangt, was dem allzu Modernen eine Grenze zog. Auch an der Geldfrage scheiterte fürs erste mancher Wunsch. Alles kann man auf Anhieb in einem solchen Belang nicht fertig bringen.

Ich danke aber allen denen, die mich bei meinen Bestrebungen unterstützt haben. Vor allem gilt mein Dank dem Herrn Bürgermeister für seine tatkräftige Hilfe und Unterstützung und den Herren der Gemeindeverwaltung für ihre einsichtsvolle Haltung. Weiters bin ich dem Bundesdenkmalamt für die Restaurierung der Kapelle und der Funde dankbar und möchte insbesondere Frau Dr. Gertrud Moßler erwähnen, die mir mit Rat und Hilfe wertvollste Unterstützung gewährte.

Weiters danke ich dem Oberpräparator Ernst Müller für seine mustergültige Restaurierung der Fundgegenstände und dem Restaurator des Bundesdenkmalamtes, akadem. Maler Prof. Fritz Weninger für die Aufdeckung der Fresken in der Kapelle.

Mein besonderer Dank gilt auch dem Archäologischen Institut der Universität Wien, vertreten durch Frau Dr. Herma Stiglitz und dem archäologisch-epigraphischen Seminar für die wissenschaftliche Arbeit.

Ganz besonderer Dank gebührt auch dem Bundesheer, das als Besitzer der ergiebigsten Fundplätze stets ein geneigtes Ohr für unsere Grabungsarbeit hatte. Danken möchte ich aber auch der Bevölkerung der Stadt Mautern, die mir in großer Aufgeschlossenheit half, die vielen Museumsstücke zusammenzutragen.

Möge nun dieses Museum zum Ansehen der Stadt beitragen und verneigen wir uns in Ehrfurcht vor denen, die Träger jener Kultur waren, ohne die das Museum in Mautern nicht existieren könnte.

Franz Kainz, Mautern.

Das neue Stadtmuseum in Waidhofen a. d. Ybbs.

Das Presseamt der n.-ö. Landesregierung veranstaltete unlängst eine Fahrt nach Waidhofen a. d. Ybbs, um den Teilnehmern das vollkommen neu aufgestellte Stadtmuseum vorzuführen. Der unausgesetzten Initiative des Bürgermeisters dieser autonomen Stadt mit eigenem Statut, der frei von Parteipolitik sich zeigenden Zusammenarbeit aller Parteien im Gemeinderat und in erster Linie der nicht nur beratenden, sondern sehr aktiven Mitwirkung des n.-ö. Landesmuseums (Dr. Feuchtmüller und Dr. Machura), sowie namhaften Subventionen zweier Ministerien und vor allem der n.-ö. Landesregierung ist es zu danken, wenn hier nun nicht nur das Museum neu auf-

gestellt wurde, sondern daß darüber hinaus um die musealen Räume ein Kulturzentrum Waidhofens geschaffen wurde. Denn dem Museum angegliedert sind ein großer Vortragssaal und — in Bildung begriffen — ein Leseraum mit einer Bibliothek.

Außer den vielen in Vitrinen aufgestellten Objekten sind nun besonders zu nennen: Das sehr gelungene Modell der Stadt vom Jahre 1570 (Fachlehrer Richter), die vollständig eingerichtete Hammerstube mit Esse und Doppelschwanzhammer aus der Gegend von Ybbsitz, der Waffensaal mit den Erinnerungen an die Türkenzeit, der Franzosensaal mit solchen an die Franzosenkriege 1799/1800, 1805 und 1809, mit vielen Urkunden, die zusammengehörige Raumgruppe Schwarzküche, Bauernstube und Bürgerzimmer, der große Saal des „Ehrsamen Handwerkes“, der den naturwissenschaftlichen Belangen dienende Landschaftsraum (mit sehr schönem Diorama von L. Pregartbauer) und der Saal für religiöse Kunst und Brauchtum. Geplant ist ein Raum mit Werken berühmter Waidhofner, wie Halauska, Andri, Pauser u. a. Als musealer Gegenstand von besonderem Wert ist ferner die in einem eigenen Pavillon nahe dem Süden der Stadt aufgestellte Hammerschmiede. Hier wird ein historisches Denkmal jenem Handwerk gesetzt, das in der Geschichte von Stadt und Umgebung seit jeher die wichtigste Rolle spielte. Die Bewahrung der Tradition ist es auch, die dem neuen Stadtmuseum den eigentlichen Charakter gibt. Denn abgesehen von der „hohen Kunst“ spiegelt sich im gesamten Kunsthandwerk und im ganzen Brauchtum von Waidhofen und seiner Umgebung, den „Eisenwurzeln“, die bodenständige Verarbeitung des steirischen Eisens wider.

Es wäre zu wünschen, wenn das Museum nun auch einen von sachkundiger Hand geschriebenen Katalog erhielte.

Prof. E. Schaffran.

Regierungsrat Kirsch †.

Am 24. Mai 1961 starb im hohen Greisenalter der zu Mauer mit Haus und Atelier beheimatete Bildhauer und Medailleur Hugo Franz Kirsch, der besonders durch seine vielseitigen keramischen Arbeiten (darunter z. B. geschmackvolle Hauszeichen) bekannt geworden ist. Am 15. Juli 1873 zu Haendorf bei Friedland in Böhmen geboren, hat er zunächst die Kunstgewerbeschule zu München, dann die in Wien besucht, wo er Schüler der Professoren Breitner und Barwig war. Seit 1903 selbständig künstlerisch tätig, bildete er sich auf Reisen nach Italien, nach Deutschland und in die Schweiz fort und erwarb sich so ein weites Weltbild, das ihn zu vielseitigem Schaffen befähigte. 1921 zum Mitglied des Wiener Künstlerhauses ernannt, errang er dort u. a. 1928 bei der Frühjahrsausstellung den Förderpreis, 1948 erhielt er den Goldenen Lorbeer. Von seinen Medaillen und Plaketten sind etwa Großporträts auf Hugo Wolf, Conrad von Hötzendorf, Peter Rosegger und Franz Liszt zu nennen, sowie mehrere Plaketten, die im Auftrag von Mittelschullehrkörpern geschaffen wurden. 1916 schnitt der Künstler das Bildnis seiner Mutter in Elfenbein. Für das Wachauer Frühlingsfest entwarf er 1937 das Festabzeichen. Der Meister war bis in seine letzten Lebensjahre unermüdlich tätig, schrieb er dem Unterzeichneten doch noch am 27. Juli 1958: „85 Jahre ist eine lange Zeitspanne, trotzdem habe ich noch nicht die Arbeit eingestellt, doch mit Weinheber muß ich immer wieder sagen:

Gott geb, es geh mit Kunst und Fleiß
eine Zeitlang noch im alten Gleis,
eh daß uns, hilf Herr Jesu Christ,
unrettbar die Maschine frißt!“

Wir dürfen diese Worte als ein Vermächtnis auch seines Geistes betrachten.

Dr. Karl Pleyer.

BESPRECHUNGEN.

Ignaz Zibermayr: St. Wolfgang am Abersee. Seine Legende und ihr Einfluß auf die österreichische Kunst. Horn, Verlag Ferdinand Berger, 1961, 136 Seiten.

Der frühere öö. Landesarchivdirektor hat nun nach seinen bekannteren Werken, die dem öö. Landesarchiv in Linz (3. Aufl. 1950) sowie dem Problem der historischen Kontinuität von Noricum, Bayern und Österreich (2. Aufl. 1956) gewidmet

waren, auch seinen schon 1924 im 80. Jahresbericht des OÖ. Musealvereines publizierten Aufsatz über den Hl. Wolfgang neu erscheinen lassen. In ihm will Z. die Legende vom Aufenthalt und Kirchenbau des Regensburger Bischofs Wolfgang (gest. 994) im heutigen St. Wolfgang in OÖ. auf ihren tatsächlichen Kern zurückführen und ihre Erweiterung und Ausschmückung einerseits aus den wechselhaften Beziehungen des Bistums Regensburg zu seinem Eigenkloster Mondsee sowie der Auseinandersetzung des letzteren mit dem Erzbistum Salzburg und anderseits durch die seit dem 14. Jh. aufkommende Wallfahrt nach St. Wolfgang zu erklären. Sodann wird die Geschichte der Wallfahrt und der dazugehörigen Kirche gesondert untersucht und gezeigt, wie weit sie von den großen Zeitereignissen — so der Melker Reform der öst. Benediktinerklöster im 15. Jh., der Reformation und schließlich der Aufklärung — beeinflusst wurde. Schließlich schildert Z. noch, in welcher Form sich die Kunst jeweils der Gestalt des Heiligen annahm und konzentriert seine Betrachtung dabei auf die Geschichte der beiden bekannten Flügelaltäre zu St. Wolfgang und Kefermarkt.

Erstaunlich ist die Menge und Weite des benützten Quellenmaterials, das in der neuen Auflage nach Möglichkeit auf den heutigen Stand gebracht wurde, sowie die Gabe Zs., durch eine originelle Verknüpfung verschiedener historischer Teilaspekte zu neuen Schlüssen zu kommen. So werden, um nur einiges zu nennen, der Versuch des Vfs., einzelne Taten und Attribute (z. B. Beil) des Heiligen aus territorialen Ansprüchen der an der Legendenformung beteiligten religiösen Zentren zu erklären (bes. S. 41 ff.), ebenso diskutiert werden, wie seine Ausführungen über die Beziehungen der Ordensreform zur baulichen Ausgestaltung der St. Wolfgang Kirche (S. 67 ff.) einer Beachtung sicher sein können. Bemerkenswert sind ferner die Zeugnisse über das Fortdauern der Wallfahrt in den ersten Zeiten der Reformation (S. 91 ff.) und den nö. Leser dürften die Bemerkungen Zs. über die Wolfgangkirche zu Kirchschlag a. Wechsel (S. 59 ff.) sowie die vermuteten Beziehungen des Meisters des Kefermarkter Altares zum Kloster Melk (S. 132) interessieren. Einer verfassungsgeschichtlichen Interpretation harren außerdem noch die Quellenzeugnisse über eine kleine Landesbildung (S. 31 mit Anm. 9).

So bietet die anregende und lehrreiche Studie vieles und dem betagten Autor ist sehr zu danken, daß sie nunmehr in Buchform vorliegt. Allerdings hätte sie technisch bessere Bilder — sie sind schlechter als in der nun schon fast 40 Jahre alten Erstauflage — und einen stabileren Einband verdient. Othmar Hageneder.

Josef Karl Homma, Burgenlands Burgen und Schlösser, Kastelle, Ruinen, Wehrtürme, Wehrkirchen, Ortsbefestigungen, Hausberge, Fluchtburgen. Birkenverlag Wien 1961. 128 Seiten, 12 Bilder, 31 Zeichnungen, 2 Karten, 5 Pläne.

Der Verfasser behandelt in den 6 Teilen, in die sich das Buch gliedert, 1. die Wehranlagen des Landes in ihrer historischen Entwicklung, 2. heute bestehende Burgen, Kastelle, Schlösser und Ruinen, 3. die Ortsbefestigungen, Wachttürme, Wehrkirchen, Hausberge, Fluchtburgen und die „Alte Schanz“, 4. urkundlich belegte, aber abgekommene Burgen und Kastelle, 5. die wichtigsten Grenzgrafengeschlechter und im 6. Teil die „Zeittafel“.

Das Buch hat einen sehr großen Vorteil: es behandelt nicht nur den Bau an sich, wie dies leider immer noch geschieht, sondern stellt ihn in den Raum und versucht alle damit auftauchenden Zusammenhänge wehr- und verwaltungspolitischer Art aufzuzeigen. In dem ersten Teil betont der Verfasser das Entstehen eines Wehrgürtels im 11. Jahrhundert entlang der Ostgrenze von Niederösterreich (Österreich) und der Steiermark; der niederösterreichische Wehrgürtel reichte vom Waldviertel bis weit nach dem Süden, Stadtgründungen wie Retz, Laa, Zistersdorf, Marchegg, Hainburg, Bruck an der Leitha, Ebenfurt, Wiener Neustadt, Aspang, Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg stellen eine geschlossene, planmäßig verteilte Wehrzone dar, die ihre Bedeutung bis in die Türkenzeit beibehalten hat, was auch erkennen läßt, daß die Landesverteidigung zu Stadtgründungen führte. Diesem deutschen Gürtel standen die Komitatsburgen von Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg gegenüber. Diese wehrpolitische Funktion geht aus der urkundlichen Bezeichnung wie „castrum“

und „fortalicium“ hervor¹⁾ (S. 4). Bei fast allen Objekten wird die Wehrfunktion sehr gut herausgearbeitet. Interessant ist die Stellung von Forchtenstein als Bollwerk gegen Osten (S. 5) und als gewaltiger Eckpfeiler zwischen Neusiedlersee und Rosalingebirge (S. 31), was unwillkürlich an die Stellung Starhembergs im Piestingtal, Niederösterreich, als Eckbastion des nordweststeirischen Burgengürtels der Neuen Welt am Fuß der Hohen Wand und an Wien zur Zeit der Türkenbelagerungen als nördlicher Eckpfeiler des Burgengürtels am Ostabfall des Wiener Waldes denken läßt (S. 87). Im Zuge der geschichtlichen Weiterentwicklung zeigt Homma die Burg als Mittelpunkt eines Herrschaftsgebietes und wie diese Burgherren durch eine kluge Politik immer mehr Grund und Boden erwerben, man denke an die Güssinger, die fast als Gegenspieler der Babenberger bezeichnet werden können. Interessant ist der Hinweis auf die Kastele, die im ganzen Land anzutreffen sind, aber besonders dicht dort, wo Einfallswegen aus dem Osten (Türken) gegen Westen führen; diese Kastele waren im Besitz des niederen Adels und können vielleicht mit unseren festen Häusern verglichen werden (S. 8).

Bei Eberau wird mit Recht die Gemeinschaftsarbeit — Archäologe, Historiker, Geometer — hervorgehoben; es ist zu hoffen, daß sich im Lauf der Zeit die in Betracht kommenden Wissenschaften koordinieren werden, um endlich den eigenen Wissenszweig — die Burgenforschung — zu schaffen. Diese gemeinsame Arbeit ist ein erfreulicher Ansatz hiezu²⁾! Auch bei der Gliederung des einzelnen Objektes — Bauzustand, Geschichte, Herrschaftsbezirk, Funktionen der Wehrhaftigkeit und der Verwaltung, Patronatsrechte, Gerichtsbarkeit, wirtschaftliche und kulturelle Momente — wird der Verfasser einer modernen Burgenforschung voll und ganz gerecht (S. 13). Daß er auch Hausberge, Wachttürme (S. 82) und Wehrkirchen (S. 84) einer kritischen Untersuchung für Wert findet, ist nur zu begrüßen; da Wachttürme nur im östlichen Niederösterreich auftauchen, weisen somit diese beiden aneinandergrenzenden Gebiete die gleiche Befestigungsart auf.

Der Ausdruck Niederburg ist gut gewählt (S. 10), da nicht jede Burg in der Ebene eine Wasserburg war.

Das Literaturverzeichnis (S. 10) kann fast als vollständig bezeichnet werden.

Das Anführen der wichtigsten Grenzgrafengeschlechter mit ihren Wappen (S. 102) war eine sehr gute Idee und läßt das Überschneiden und die Verzahnung der Adelsinteressen in diesem Raum — Landsee, Schwarzenbach, Pottendorf, Ebenfurth, Mattersburg, Güssing, Ödenburg u. a. — klar erkennen; auch zeigt der Verfasser auf, wie an Stelle der halbdeutschen Adeligen des späten Mittelalters — Kaniczai, Baumkircher, Ellerbach — die magyarischen Geschlechter wie Esterhazy, Batthyány, Nadasdy, Niczky — traten. Dieses historische Geschehen spiegelt sich sehr gut in der beigegebenen „Zeittafel“ (S. 118), die bedauerlicher Weise bereits 1918 endet; es wäre jedenfalls nicht schlecht gewesen, auch das Werden des Burgenlandes — „Venediger Protokolle“, Abstimmung, Name³⁾ — zu erwähnen.

Es sei gestattet, noch auf einige Kleinigkeiten hinzuweisen, die vielleicht in einer Neuauflage berücksichtigt werden könnten: Wie hat Güssing 1945 überstanden? (S. 39), was heißt bei Halbthurn „In neuerer Zeit“, wann? und was wurde 1949 genau zerstört (S. 42). Wann wurde genau der hintere Teil des Schlosses Kittsee vernichtet? (S. 45), das genaue Datum der Abtragung fehlt auch bei Rechnitz (S. 68), sowie der genaue Zeitpunkt der Erwerbung von Schlaining durch DDDr. Illig (S. 76).

Zur raschen Orientierung leistet das Verzeichnis auf S. 128 vortreffliche Dienste und bekommt noch dadurch einen besonderen Wert, daß durch ein Sternchen jene Orte bezeichnet sind, die „urkundlich belegt und lokalisiert, aber abgekommen“ sind.

¹⁾ Die Bezeichnung *castrum* hat nicht überall eine militärische Bedeutung, so bedeutet es z. B. in der Westschweiz eine Burg schlechthin und kann mit dem mittelhochdeutschen „bure“ und „veste“ gleichgesetzt werden.

²⁾ Es wäre Aufgabe der Kommission für Burgenforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die hiezu notwendige wissenschaftliche Synthese zu schaffen.

³⁾ Der Name „Burgenland“ kommt zuerst in dem Gedicht „Heinzenland“ von Wahlheim vor (24. Dezember 1918).

Alles in allem, ein ausgezeichnetes Buch! Es sagt nicht nur dem Laien etwas, sondern auch dem Burgenforscher. Der Verfasser hat hier gründliche Arbeit geleistet. Dieses Büchlein kann für andere Burgenbücher als Vorbild dienen! Für die gute Ausstattung muß dem Verlag gedankt werden und es ist nur zu hoffen, daß diese „Burgen des Burgenlandes“ jene Verbreitung finden, die sie verdienen!

Felix Halmer.

Südtiroler Volkskunst. Ausstellungskatalog, Heft 3/4, Gesamtserie Band 63 der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1960. Herausgegeben von Direktor Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt.

Ein kurzes Vorwort des Herausgebers skizziert in großen Zügen die Erforschung der eigenständigen Volkskunst des Landes an Eisack und Etsch, die eigentlich erst vor etwa 100 Jahren in das Blickfeld der Wissenschaft trat und stellt die aus 775 Objekten bestehende, in dieser Form zum erstenmal so vollständig in Wien gezeigte Ausstellung vor, die eine nach wissenschaftlichen Prinzipien vorgenommene Auswahl aus den reichen Sammlungsbeständen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien darstellt. — Bei der Neuaufstellung des Museums im Jahre 1945 standen Direktor und Mitarbeiter vor einer schier unübersehbaren Aufgabe. In mühevollster Klein- und Teilarbeit waren Jahrzehnte nachzuholen, das vorhandene Material war zu sichten, vieles überhaupt völlig neu zu erarbeiten. Erst dann konnte darangegangen werden, eine Auswahl zu treffen, die geordnet und zum Teil nach neuen Gesichtspunkten zusammengestellt wurde. Ausführliche Beschreibungen der einzelnen Objekte, die in typischen Gruppen übersichtlich zusammengefaßt sind, ferner Orts- und Namensregister sowie eine chronologische Übersicht über die datierten Objekte machen den Katalog für jeden volkskundlichen Interessierten zu einer wertvollen Bereicherung seiner Bibliothek und geben darüber hinaus wichtige Hinweise für künftige wissenschaftliche Arbeiten. Der Bildteil ergänzt mit einer informativen Auswahl typischer und wichtiger Exponate aus allen Gruppen die sachlich fundierte, gediegene Arbeit, die zum Verständnis Südtirols und seines bodenständigen Volkstums beitragen will, „abseits vom politischen Getriebe des Tages, aber erfüllt von herzlicher Anteilnahme an seinem Schicksal“.

P. W.

NEUERSCHEINUNGEN ÜBER NIEDERÖSTERREICH.

Zusammengestellt von der n.ö. Landesbibliothek.

- Ämtliches Österreichisches Bäderbuch.** Hrsg. v. Bundesmin. f. soziale Verwaltung. Bearb. auf Grund ämtlicher Unterlagen v. F(erdinand) Scheminzky u. Wolf-dietrich Weis unter Mitw. v. Chr. Exner u. a. (Loseblattausgabe.) — Wien: Frick 1959. 21 S., 48 Bl., 4 Ktn. gef. 4^o Ln. S 160.— (24.073 C)
- (B a x a, Jakob): Österreichische Zuckerindustrie-Aktiengesellschaft. 1909—1959. (Festschrift.) (Illustr.) — (Wien: 1960. Druck: R. Spies & Co., Wien.) 184 S., 1 Kt. gef. 4^o Ln. (23.900 C)
- B e n e s c h, Erwin: Wohin am Sonntag? 125 neue Ausflüge vom Bisamberg bis zum Grimming, darunter 60 Wienerwaldwanderungen. Mit 12 Übersichtsskizzen, Tabellen d. Fahrpreise d. Österr. Bundesbahnen u. d. Staatl. Kraftfahrbetriebe. — Wien: Österr. Staatsdruckerei 1960. 205 S. 8^o Kart. S 18.— (21.789 B)
- Die natürliche Bevölkerungsbewegung im Jahre 1959. Bearb. im Österr. Statist. Zentralamt. — Wien: (Österr. Staatsdruckerei in Komm.) 1960. 180 S. 8^o Kart. S 55.— (Beiträge zur österr. Statistik. 55.) (18.163 B)
- B i n d e r, Franz: 800 Jahre Wallfahrtskirche Maria Moos und 800 Jahre Zistersdorf. Beiträge zur Geschichte der Stadt u. Pfarre Zistersdorf. (2. Aufl.) (Illustr.) — Zistersdorf: Binder 1960. 51 S. 8^o Kart. S 6.— (23.126 B)
- Rund um den B i s a m b e r g. Ein Heimatbuch. Hrsg.: Museumsverein Lang-Enzersdorf. Bd. 2. 1961. (Illustr.) — (Wien: Touristik-Verlag) 1961. 151 S. 8^o Kart. S. 33.— (21.969 B)
- Die Buchführungsergebnisse aus der österreichischen Landwirtschaft 1959.

- Betriebswirtschaftlicher Bericht an das Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft u. d. Präsidentenkonferenz der Landwirtschaftskammern Österreichs. — (Wien): Selbstverlag Land- u. forstw. Landes-Buchführungs-Ges. m. b. H. (LGB) 1960. IV S. 1 Kt., 111 S. 4^o Kart. S 50.—. (18.472 C)
- Bultmann, Bernhard: Oskar Kokoschka. (Illustr.) — Salzburg: Galerie Welz (1959). 127 S. 4^o Ln. S 230.—. (23.975 C)
- Carnuntum-Jahrbuch 1958. (Hrsg. im Auftrag des Kulturreferates der N.-Ö. Landesregierung von Erich Swoboda.) (Illustr.) — Graz, Köln: H. Böhlau Nachf. 1960. 71 S., 19 Taf. 8^o Kart. S 48.—. (Römische Forschungen in N.-Ö. Beiheft 4.) (19.586 B)
- Gutachten des Institutes für Raumplanung. Fremdenverkehrsplanung Waldviertel. (Verf.) im Auftrage des Amtes der n.-ö. Landesregierung. T. 1.: Die Eignung des Waldviertels f. d. Fremdenverkehr auf Grund der natürlichen Ausstattung u. d. Landschaftsbildes. — Wien: (Institut f. Raumplanung) 1960. 56 S., 15 Bl. Ktn., Tab. u. Diagr. 4^o Kart. (Institut f. Raumplanung. Veröffentlichung. 13.) (Maschinschr. vervielf.) (22.203 C)
- Garas, Klara: Franz Anton Maulbertsch. 1724—1796. (Aus dem Ungarischen übertr. v. Klara Garas u. Tilda Alpári.) Mit 332 Abb. u. 16 Farbtaf. — Wien: Amalthea-Verlag (1960). VI, 333, CCXL S. 4^o Ln. S 580.—. (24.030 C)
- Gewerbe- und Landwirtschaftsausstellung in Zistersdorf 1960. — (Zistersdorf: 1960. Druck: F. Binder, Zistersdorf, N.-Ö.) 30 S. 8^o Kart. (Umschlagtitel: Zistersdorf, 800 Jahre. Gewerbe- u. Landwirtschaftsausstellung 14.—21. Aug. 1960.) (18.440 B)
- Grabner, Annie: Lustige und b'sinnliche G'schichten für lustige und b'sinnliche Leut'. Erlauschtes und Erlebtes aus der Buckligen Welt. Erzählt von Annie Grabner. (Illustr.) — Wien: Europäischer Verlag 1958. 67 S. 8^o Ln. S 35.—. (23.756 B)
- Grimschitz, Bruno. — Bruno Grimschitz, Rupert Feuchtmüller, Wilhelm Mrazek: Barock in Österreich. Mit 116 Bildtaf., davon 24 in Farben. — Wien, Hannover, Basel: Forum-Verlag (1960). 94, 92 S. 4^o Ln. S 198.—. (23.851 C)
- Grünberg, Alexander: Pestsäulen in Österreich. Mit 43 Bildbeigaben. — Wien: Bergland-Verlag (1960). 16 S., 12 Bl. Abb. S 19—24. 8^o Kart. S 24.—. (Österreich-Reihe. 122—124.) (20.884 B)
- Habeck, Fritz: Der Kampf um die Barbacane. (Roman.) (Illustr. v. Lajos Horvath.) — Wien: Verlag f. Jugend u. Volk (1960). 287 S. 8^o Ln. S 78.—. (24.018 B)
- Handbuch für die Sanitätsberufe Österreichs. Adreß- u. Nachschlagewerk über die Sanitätsbehörden, Sanitätsberufe u. Sanitätseinrichtungen Österreichs. Hrsg. unter Mitarbeit der zust. Sanitätsbehörden u. Standesorgane der Sanitätsberufe von Ignaz Stremnitzer. Ausgabe 1960. — Wien: A. Göschl (1960). 400 S. 8^o, S. 38.—. (18.689 B)
- Statistisches Handbuch für die Republik Österreich. Hrsg. vom Österr. Statist. Zentralamt. NF. Jg. 11. (1960). — Wien: Österr. Staatsdruckerei 1960. XX, 467 S. 8^o Kart. S 110.—. (4.954 B)
- Handelsregister Österreich. Mit dem genauen Wortlaut d. amtl. Protokollierung. (Hrsg. auf Grund d. amtl. Eintragungen bei d. zuständigen Handelsgerichten Österreichs.) Stichtag einschl. Änderungen während des Druckes bis 6. April 1960. — Wien: Jupiter-Verlag (1960). 29, 325, 4, 36, 47, 58, 38, 70, 39, 24, 173, 238 S. 4^o Hln. S 150.—. (22.713 C)
- Haßlwander, Jolanthe: Vom Leben geschrieben. Wahre Begebenheiten, erzählt von J. Haßlwander. — Horn: F. Berger (1960). 72 S. 8^o Kart. (23.998 B)
- Heimathbuch des Verwaltungsbezirkes Mistelbach. (Hrsgbr.: D. Bezirkshauptmann u. d. Bürgermeister des Verw.-Bez. Mistelbach.) Bd. II. (Illustr.) — (Wien: Touristik-Verlag 1959.) 272 S. 8^o Hln. S 45.—. (23.198 B)
- Heimat-Kalender des Tullner Bezirkes 1960. (Heimatkunde des Verwaltungsbezirkes Tulln. Hrsg. vom Arbeitsausschuß der Lehrerarbeitsgemeinschaften d. Bezirkes Tulln. Teil 8: Die Geschichte des Bezirkes Tulln. 5. Fortsetzung. Mit Gesamtregister f. d. „Heimatkunde“ sowie die von 1926 bis 1938 erschienene Zeitschrift f. Heimatforschung „Der Tullner Gau.“) Tulln: Verlag der „Tullner Bezirksnachrichten“ (1960). 210 S. 8^o Kart. (18.299 B)

- Ausstellungsführer. Ein unbekanntes Herbarium von Jakob Alt. Mit Beiträgen von Gabrielle Gräfin Seefried, Harald Schweiger, Kurt Wegerer. Graph. Arbeiten: Irmgard Grillmayr. — (Wien: 1960. Druck: Amt der n.-ö. Landesregierung.) 39 S., 4 Bl. Abb. 8° Kart. (Umschlagtitel: Ausstellung Jakob Alt. Blumen-aquarelle, Gresten, Schloß Stiebar, N.-Ö.) (23.835 B)
- Hofbauer, Friedl: Am End ist's doch nur Phantasie. Ein Raimund-Roman. — Wien: Globus-Verlag (1960). 290 S. 8° Ln. S 58.—. (23.873 B)
- Hofer, Maria: 's Johannifeual. Epos in niederösterreichischer Mundart. (Buchschmuck: Franz Korger.) — Wels: Welsermühl (1959). 63 S. 8° Kart. S 21.—. (Lebendiges Wort. 2.) (24.016 B)
- Hollnsteiner, Franz Xaver: Durch die Wachau. Auf der Straße am Strom. (Illustr.) — (Wien): Jupiter-Verlag (1960). 78 S. 8° Kart. S 10.—. (23.954 B)
- Hübl, Erich: Die Wälder des Leithagebirges. Eine vegetationskundliche Studie. (SA. aus: „Verhandlungen der Zoologisch-Botan. Ges. in Wien, Bd. 98/99, 1959.) (Mit Tab.) — (Wien: Selbstverlag der Zoolog.-Botan. Ges. in Wien 1959.) S. 96—167. 8°. (24.013 B)
- Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. NF. 34. 1958—1960. (Festschrift zum 60. Geburtstag von Adalbert Klaar.) (Mit Portr., Abb., Ktn. u. Plänen.) — Wien: Verein für Landeskunde von N.-Ö. u. Wien 1960. IX, 353 S. 8°. S 60.—. (6.975 B)
- Hydrographischer Dienst in Österreich. Hydrographisches Jahrbuch von Österreich. Bd. 67. 1959. — Wien: Hydrograph. Zentralbüro im Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft 1960. VI, 247 S., 2 Ktn. gef. 2° Kart. S 180.—. (5.859 D)
- Jahrbücher der Zentralanstalt für Meteorologie u. Geodynamik. Amtl. Veröffentlichungen. Bd. 104. Jg. 1959 = NF. Bd. 96. — Wien: Gerold in Komm. 1960. XX, 30, 48, 26, 22, 11, 1 S. 4° Kart. S 90.—. (Zentralanstalt f. Meteorologie u. Geodynamik. Publikation. 174.) (4.360 C)
- 10 Jahre Landwirtschaftliche Bau- u. Maschinenkreditgenossenschaft für Niederösterreich und Wien. (Mit Diagr.) — (Wien: Landw. Bau- u. Maschinenkreditgenossenschaft f. N.-Ö. u. Wien 1960.) 23 S. 8° Kart. (Umschlagtitel.) (24.008 B)
- 50 Jahre Krankenhaus Mistelbach. Hrsg. vom Krankenhaus Mistelbach. (Redakt. Betreuung: Franz Bayer u. a.) (Illustr.) — (Mistelbach: 1960. Druck: A. Riedel, Mistelbach.) 76 S. 8° Kart. (23.938 B)
- Jursa, Oskar: Das Wachauer Weinbuch. (Zeichnungen: Barbara Pletschacher. Photographien: Gottfried Hofmann.) — Salzburg, Stuttgart: Verlag „Das Bergland Buch“ (1961). 72 S. 4° Ln. S 58.—. (24.095 B)
- Kainz, Walter: Untern Manhartsberi. Gedichte in Weinviertler Mundart. (Buchschmuck: Franz Korger.) — Wels: Welsermühl (1960). 61 S. 8° (Lebendiges Wort. 7.) (24.016 B)
- Kern, Christl: Das Haus in Altkettenhof. Erzählung. Gedichte. (Zeichnungen v. Maria Czerny. Lichtbilder u. Reprod. v. Carl R. Defeny.) — (Krems a. d. D.: Faber 1960.) 50 S. 8° Hln. S 30.—. (24.045 B)
- Klima-Hengl, Leopoldine: Weggefährten. Lyrische Dichtung. — Horn, N.-Ö.: Berger (1960). 64 S. 8° Ln. S 28.—. (24.006 B)
- Klosterneuburg — Zentrum der Gotik. Ausstellung im Stiftsmuseum anläßl. d. Klosterneuburger Kulturtage, Sept.-Nov. 1960. (Katalog.) — Klosterneuburg: Stadtgemeinde (1960). 53 S., 3 Bl. Abb. 8° Kart. (24.014 B)
- Knauer, Oswald: Österreichs Männer des öffentlichen Lebens von 1848 bis heute. — Wien: Manz 1960. 128 S. 8° Kart. S 68.—. (23.961 B)
- Kraus-Kassegg, Elisabeth: Pfarrgeschichte der Stadtpfarrgemeinde zur hl. Maria Magdalena in Scheibbs. (Illustr.) — Scheibbs: Stadtpfarramt (1960). 70 S. 8° Kart. S. 28.—. (23.897 B)
- Kuderer, Peter: Ein Leben für Afrika. Die Missionstat der Maria Th. Ledochowska. (Illustr.) — Loosdorf bei Melk: Selbstverlag des Pfarramtes Loosdorf b. Melk (1960). 39 S. 8° Kart. S 5.—. (23.870 B)
- Kulturnachrichten der Marktgemeinde Deutsch-Wagram. Mitteilungsblatt der Deutsch-Wagramer Museumsfreunde. (Schriftl.: Otto Schilder.) Jg. 1. 1960. —

- (Deutsch-Wagram: Marktgemeinde Deutsch-Wagram 1960.) 4^o (Maschinschr. vervielf.) (23.992 C)
- Lechner, Karl: Zur ältesten Geschichte von Lang-Enzersdorf und seiner ältesten Nennungen. (S. A. aus dem Heimatbuch „Rund um den Bisamberg“, Bd. 2/1961.) — (Lang-Enzersdorf: Museumsverein 1961.) S. 33—43. 8^o. (24.087 B)
- Lechner, Karl: Der „pagus Grunzwiti“ und seine Besitzverhältnisse. S. A. aus: „Jahrbuch für Landeskunde von N.-Ö.“, Festschrift zum 60. Geburtstag von Adalbert Klaar, NF. 34/1958—60. — (Wien: Verein für Landeskunde von N.-Ö. und Wien 1960.) S. 302—324. 8^o. (23.936 B)
- Meisinger, Augustin: Naturdenkmale Niederösterreichs. 2. erw. Aufl. — Wien: Amt der n.-ö. Landesregierung 1959. 272 S., 13 Bl. Abb. 8^o Kart. (17.750 B)
- Meysels, Theodor F(riedrich): Auf Römerstraßen durch Österreich. Von Aguntum nach Carnuntum. (Illustr.: R. Schmitt.) — Wien: Herder (1960). 303 S. 8^o Ln. S. 90.—. (23.865 B)
- Österreichisches Montan-Handbuch. (Mitteilungen über den österr. Bergbau.) Verf. im Bundesmin. f. Handel u. Wiederaufbau, Oberste Bergbehörde. Jg. 34, 1960. — Wien: Montan-Verlag (1960). 347, LXVI S., 1 Kt. gef. 8^o Ln. S. 135.—. (19.431 B)
- Österreichische Ordensstifte. Notring-Jahrbuch 1961. (Illustr.) — (Wien: Notring d. wiss. Verbände Österreichs 1960.) IV, 243 S. 8^o Kart. S. 60.—. (20.934 B)
- Pfandler, Josef: Die große Sehnsucht. Rahmenerzählung zur Idee der europäischen Einheit. — Wien: Österr. Verlagsanstalt (1961). 207 S. 8^o Ln. S. 68.—. (23.997 B)
- Pietschmann, Artur: Michelhausen in alter Zeit. — (Wien X., Quellenstr. 45: A. Pietschmann 1960.) 17 S. 8^o Kart. (Umschlagtitel.) (Als Manusk. vervielf.) (23.935 B)
- Jakob Prandtauer und sein Kunstkreis. Ausstellung zum 300. Geburtstag des großen österreichischen Baumeisters. Stift Melk, Österreich, 14. Mai—23. Okt. 1960. (Katalog.) 2. verm. Aufl. (Illustr.) — (Wien: Österr. Staatsdruckerei 1960.) 299 S., 1 Pl. gef. 8^o Kart. S. 30.—. (Rückentitel: Barockausstellung Melk.) (23.794 B)
- Raimund, Ferdinand: Der Diamant des Geisterkönigs. Zauberspiel in 2 Aufzügen. Eingel. v. Gustav Pichler. Mit 5 Bildbeigaben. — Wien: Bergland-Verlag (1960). XI S., S. 95—163. 8^o Kart. S. 12.—. (Österreich-Reihe. 121.) (20.884 B)
- Raimund, Ferdinand: Moisasurs Zauberspruch. Zauberspiel in 2 Aufzügen. Eingel. v. Gustav Pichler. Mit 5 Bildbeigaben. — Wien: Bergland-Verlag 1960. VI S., S. 249—311, 2 Bl. Abb., S. XI. 8^o Kart. S. 12.—. (Österreich-Reihe. 127.) (20.884 B)
- Raimund, Ferdinand: Dramatische Werke. Hrsg. u. mit einem Vorwort versehen v. Gustav Pichler. 2. Bde. — Wien: Bergland-Verlag (1960). 311 S., VIII, 8S. Abb.; 399 S., 8 Bl. Abb. 8^o Ln. S. 190.—. (24.059 B)
- Rechnitz, Stefan: Niederösterreichische Friedhöfe. Grabstätten berühmter und verdienter Persönlichkeiten. Eine Auslese. Bd. 1—3. Beilage zu Bd. 1 u. 2: Die Badener Friedhöfe. — (Wien): 1960. 4^o. (Manusk.) (23.840 C)
- Sachs, Walter: Der Karneol. Gedichte. — Wien: Hollinek (1960). 80 S. 8^o Hln. S. 32.—. (24.007 B)
- Schaffran, Emmerich: Die Porta Hungarica von Petronell bis Wolfsthal. Mit 27 Bildbeigaben u. 3 Kartenskizzen. — Wien: Bergland-Verlag (1960). 80 S., 8 Bl. Abb. 8^o Kart. S. 18.—. (Österreich-Reihe. 116—117.) (20.884 B)
- Schmiedbauer, Alois: Meisterwerke kirchlicher Kunst aus Österreich. (Aufnahmen, Text u. Bildgestaltung v. Alois Schmiedbauer.) (Mit 266 Tafelbildern.) — Innsbruck, Wien, München: Tyrolia (1960). 359 S. 4^o Ln. S. 380.—. (23.924 C)
- Schöner, Erich: Abriß der Geschichte des Marktes Spitz a. d. Donau. — Spitz a. d. Donau: 1960. 46 S. quer-8^o Kart. (Maschinschr. vervielf.) (23.933 A)
- Schreiber, Georg: „Den Funden nach zu schließen ..“ Österreich in römischer Zeit. Unter Mitarbeit von Wilhelm Alzinger. (Mit 38 Abb., 25 Zeichnungen.) — (Wien): Wollzeilen-Verlag (1960). 239 S. 8^o Ln. S. 128.—. (23.921 B)

- Schüssel, Therese: Kultur des Barock in Österreich. — (Graz): Stiasny 1960. 176 S. 8^o Ln. S 96.—. (Historische Schriften des Arbeitskreises f. österr. Geschichte. 2.) (23.018 B)
- Schweiger, Harald: Schönes und Interessantes aus dem Insektenleben. (Eine Sonderausstellung des N.-Ö. Landesmuseums anl. des XII. int. Kongresses für Entomologie. Wiss. Bearb. u. Planung: Harald Schweiger. Ausstellungsgest.: I. Grillmayer.) (Illustr.) — (Wien: N.-Ö. Landesmuseum 1960.) 35 S., 6 S. Abb. 8^o Kart. (24.015 B)
- (Stiglbauer, Karl): Raumordnungsgutachten zur Stadtplanung Klosterneuburg. Verf. im Auftrage des Amtes der n.-ö. Landesregierung, Abt. BD/R. — Wien: Institut für Raumplanung 1960. 40 S., 1 Tab., 12 Kartenbeil. 4^o Kart. (Maschinschr. vervielf.) (Gutachten des Inst. f. Raumplanung.) (22.203 C)
- Waldner, E(rnst): Ein Tor ins Leben. Die Waldschule bei Wiener Neustadt. Ein Kurzbericht über die Sonderschule f. Körperbehinderte. (Illustr.) — (Wiener Neustadt: Sonderschule f. Körperbehinderte 1960.) 8 S. 4^o. (24.009 C)
- Österreichischer Wappenkalender 1960. Historische österr. Städtewappen. Zeichnerisch u. textlich gest. von Franz Gall. — Wien: Selbstverlag der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“ in Wien (1959). 32 S. 8^o Kart. S 30.—. (21.573 B)
- Zeissl, Franz: Geschichte der Stadt Korneuburg. Bd. I. (Illustr.) — (Wien: Touristik-Verlag) 1959. 200 S. 8^o Hln. (23.852 B)
- (In Klammer ist jeweils die Signatur der n.-ö. Landesbibliothek angeführt. Eine Haftung für die Preisangaben wird nicht übernommen.)

Dr. Broinger.

PROGRAMM DER VERANSTALTUNGEN.

Oktober 1961 bis Februar 1962.

- Sonntag, den 8. Oktober: Lehrfahrt „Neue Welt“. (Wien—Leobersdorf—Berndorf—Hernstein—Piesting—Ruine Starhemberg—Dreistetten (Mittagessen)—Neue Welt—Unter-Höflein—Grünbach—Puchberg am Schneeberg—Stixenstein—Neunkirchen—Wien.) (Führung: Halmer, Klaar, Rungaldier.) Autobusfahrt. Abfahrt: Liebenberg-Denkmal, 8 Uhr. Fahrpreis S 50.—. Änderungen vorbehalten!
- Samstag, den 14. Oktober: Heimatwanderung „Die Wiedner Hauptstraße vom Matzleinsdorferplatz bis zum Mozartplatz“. (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Matzleinsdorferplatz—Ecke Gürtel, 15 Uhr.
- Freitag, den 20. Oktober: Professor Walter Redl: „Der Eichkogel — ein neues Naturschutzgebiet vor den Toren Wiens“ (mit Lichtbildern).
- Samstag, den 21. Oktober: Stadtwanderung „Bruck an der Leitha“. (Stadtbesichtigung.) (Führung: Klaar, Lechner, Rungaldier.) Abfahrt: Wien-Südbahnhof, 12.50 Uhr. (Eisenbahnfahrt. Rückfahrkarte lösen!)
- Freitag, den 3. November: Staatsarchivar Dr. Otto Friedrich Winter: „Quellen zur Geschichte Niederösterreichs im Haus-, Hof- und Staatsarchiv“.
- Samstag, den 4. November: Heimatwanderung „Das Kaiviertel vom Ringturm bis zur Ruprechtskirche“. (Führung: Schulrat Professor Gustav Greiner.) Treffpunkt: Vor dem Ringturm (Ecke Kai—Schottenring), 15 Uhr.
- Freitag, den 17. November: Oberstaatsbibliothekar Dr. Hedwig Gollob: „Probleme des spätantiken und frühmittelalterlichen Sakralbaues“ (mit Lichtbildern).
- Freitag, den 1. Dezember: Reg.-Rat Professor Felix Halmer: „Burgenforschung und Burgendarstellung“. (Unter besonderer Berücksichtigung von Niederösterreich.) (Mit Lichtbildern.)
- Samstag, den 2. Dezember: Besichtigung des n.-ö. Landesmuseums. 1. Teil: Österreichische Strafrechtspflege, 16.—18. Jh. (Führung: Obermuseumsrat Dr. Helmut Lang.) Treffpunkt: Wien I., Herrngasse 9, 15 Uhr.
- Freitag, den 15. Dezember: Hochschulprofessor Dr. Randolph Rungaldier: „Wagram und Weinbau am Tullnerfeld“ (mit Lichtbildern).

Freitag, den 12. Jänner 1962: Univ.-Professor Dr. Alexander Novotny: „Ein Kampf um ständische Autonomie. Dr. Martin Siebenbürger und sein tragisches Ende“.

Freitag, den 26. Jänner: Univ.-Dozent Dr. Rupert Feuchtmüller: „Niederösterreichische Maler des 20. Jahrhunderts“ (mit Lichtbildern).

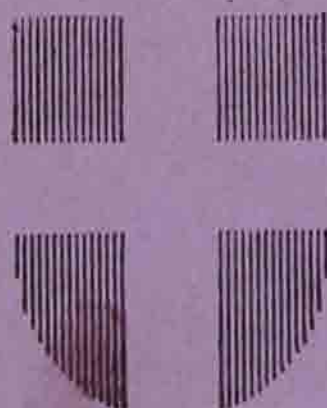
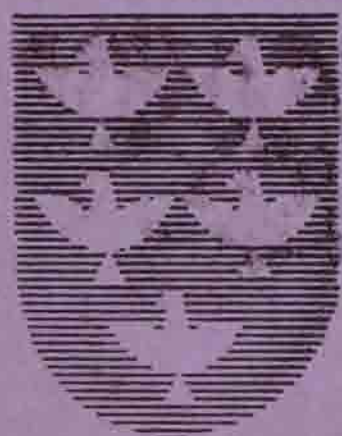
Freitag, den 9. Februar: Univ.-Dozent Dr. Fritz Felgenhauer: „Die neuentdeckte Paläolith-Siedlung von Langenlois“ (mit Lichtbildern).

Freitag, den 23. Februar: Dr. Heimold Helczmanovszki: „Der Fremdenverkehr im Waldviertel — Entwicklungsmöglichkeiten und -aufgaben“ (mit Lichtbildern).

Die Vorträge finden jeweils Freitag, 17.30 Uhr, im Hörsaal 21 der philosophischen Fakultät der Wiener Universität statt. Näheres über Heimatwanderungen und Lehrfahrten — soweit möglich — bei den jeweils vorhergehenden Vortragsabenden.

UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE
VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN



INHALT: GUSTAV HOLZMANN, *Die Fluranalyse als Geschichtsquelle* — OTHMAR PICKL, *Die Herrschaft Reichenau* — KARL WENTY, *Morphogenetische Kenntnisse vom Wiener Boden* — HEINZ SCHÖNY, *Die Steinmetzmeister Steinböck in Eggenburg* — *Kleine Mitteilungen* — *Berichte* — *Besprechungen* — *Neuerscheinungen über Niederösterreich* — *Vereinsnachrichten*.

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 10/12



UNSERE HEIMAT

MONATSBLATT DES VEREINES

FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTERREICH UND WIEN

JAHRGANG 32

1961

NUMMER 10—12

DIE FLURANALYSE ALS GESCHICHTSQUELLE

Von Dr. Gustav Holzm ann

Der „Atlas von Niederösterreich“ zeigt auf einem seiner Blätter recht klar, wieweit die seit der Jahrhundertwende durchgeführte Kommassierung, die Zusammenlegung der historisch entwickelten Ackerparzellen, in den niederösterreichischen Gemeinden schon fortgeschritten ist. Vielfach weiß man heute gar nicht mehr, wie das Flurbild vor dieser Rationalisierungsmaßnahme ausgesehen hat. Und doch spiegelt auch das vor der Kommassierung bestehende Flurgefüge längst nicht mehr die ursprüngliche Form wider, seitdem im Jahre 1868 der Bestiftungszwang gefallen und der Verkauf von Ackerparzellen oder ganzen Bauernwirtschaften nicht mehr an die Bewilligung einer politischen Behörde gebunden war.

Um das historische Bild einer Flur rekonstruieren und auswerten zu können, müssen wir daher mindestens auf die Pläne und Protokolle der Franziszi'schen Fassion zurückgreifen. Wenn wir uns hierbei der topographisch-genetischen Methode bedienen, so erhalten wir nicht nur Hinweise auf die Beschaffenheit der Kulturarten Acker, Weide, Wiese und Wald, es rollt auch die Entfaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in der Gemeinde vor uns ab¹⁾. Es genügt nämlich nicht, die um 1820 vorgefundenen Verhältnisse einfach in die Vergangenheit zurück zu projizieren. Die Eingriffe des absoluten Staates in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie viele andere, bereits früher durchgeführte Umformungen haben längst an dem mittelalterlichen Flurformengefüge genagt. Die Primärformen haben sich entweder abgeschliffen und verändert oder neue Funktionen übernommen.

Es bleibt daher nichts anderes übrig, als die Flur aus der Zeit von ungefähr 1820 zu analysieren, in Funktionskreise zu gliedern und daraus Entwicklungsstufen abzuleiten. Dann erst erkennen wir, in welcher Weise sich die Wirtschaftsfläche einer Gemeinde verkleinert oder vergrößert, also gewandelt hat. Damit erhalten wir aber auch ein viel lebhafteres Bild vom Wirtschaftsgeschehen und gesellschaftlichen Aufbau einer Gemeinde, besonders dann, wenn fast überhaupt keine anderen schriftlichen Quellen vorhanden sind²⁾. Gewiß ist die Fluranalyse nur ein Hilfsmittel der landeskundlichen Forschung. Trotzdem liefert sie den Beweis, daß auch geographische Methoden in ihrer genetischen Form wesentlich zum Aufhellen des geschichtlichen Lebens einer Gemeinde beitragen können.

Am Beispiel der Ackerfluren der Stadtgemeinde Groß-Enzersdorf soll daher demonstriert werden, daß die Unterlagen der Franziszi'schen Fassion, für historisch-geographische Zwecke richtig ausgewertet, einen sichtbaren Fortschritt und eine bedeutende Vermehrung der landeskundlichen Kenntnisse darstellen.

¹⁾ Müller-Wille, W.: „Langstreifenflur und Drubbel“. Dt. Archiv f. Lds.- u. Volksfshg. 8 (1944), S. 9—44.

²⁾ Oberbeck, G.: „Neue Ergebnisse der Flurformenforschung in Niedersachsen.“ Ber. z. dt. Ldskde. 20 (1958), S. 125—142.

Die Flurformenbezirke

Ungefähr in der Mitte des nord-südlich sich erstreckenden Gemeindegebietes, an der Grenze zwischen dem ursprünglichen Acker- und Weideland, befindet sich die mauerumgürtete Siedlung, die im Jahre 1820 eine Flur mit den Kulturarten Acker, Wiese und Wald besaß. Das flächenmäßig überwiegende Feldgebiet setzte sich aus mehreren Flurteilen oder „Rieden“ zusammen. Nördlich der Siedlung, wo die Schwarzerdeböden vorherrschen, waren die der Dreifelderwirtschaft entsprechenden langgestreckten Großgewanne „Oberes, Mittleres und Unteres Feld“ zu finden, wobei die letztere Flureinheit ein wenig nach Süden gerückt war³⁾.

Westlich der Stadt, zur Eßlinger Gemarkungsgrenze hin, von der nach Wien führenden Straße im Norden begrenzt, dehnte sich das „Weinlinger Feld“ und anschließend im Süden, an den Groß-Enzersdorfer Donauarm angeschmiegt, der Ried „Weinling“ aus.

Als weitere Feldflur ließ sich östlich von Groß-Enzersdorf zwischen Mittlerem und Unterem Feld im Norden und dem von Weidenbäumen begleiteten Ausgang im Süden das „Kohlfeld“ ansprechen. Südlich davon erstreckte sich das Ackergebiet der „Alten und Neuen Neurisse“. Teils feldmäßig, teils als Gärten wurden die zwischen Stadt und Donauarm vorhandenen Flurteile „Überland- oder Weingärten“ sowie „Krautgärten“ genutzt.

Als Hutweiden fanden nicht nur alle Wiesenflächen beiderseits der wichtigsten Straßen und Feldwege Verwendung; umfangreiches Weidegebiet, vor allem Gemeinweide, dehnte sich im Vorfeld der Stadtmauer und beiderseits des Uferhausweges, dort „Hammelweide“ genannt, aus. In der Form eines großen Blocks schob sich eine weitere Gemeinweide zwischen die herrschaftliche Neurisse und das Auegebiet ein. Ebenso begleiten Grünflächen den vom Friedhof zur Oberhauser Gemarkungsgrenze führenden morastigen Altwasserarm, „Augang“ bezeichnet.

Südlich der Linie Uferhaus—Bruchgraben wurde das Gemeindegebiet vom Auwald, von wenigen Waldwiesen unterbrochen, eingenommen. Der Raum in der Nähe des Uferhauses hatte auf den Karten keine besondere Bezeichnung erhalten. Mit Namen bedacht wurden hingegen die vom Bruchgraben begrenzte „Herrnau“, die vom Steinbiglgraben umrahmte „Steinbiglau“ als auch der südlichste Zipfel, die „Raasdorfer Au“.

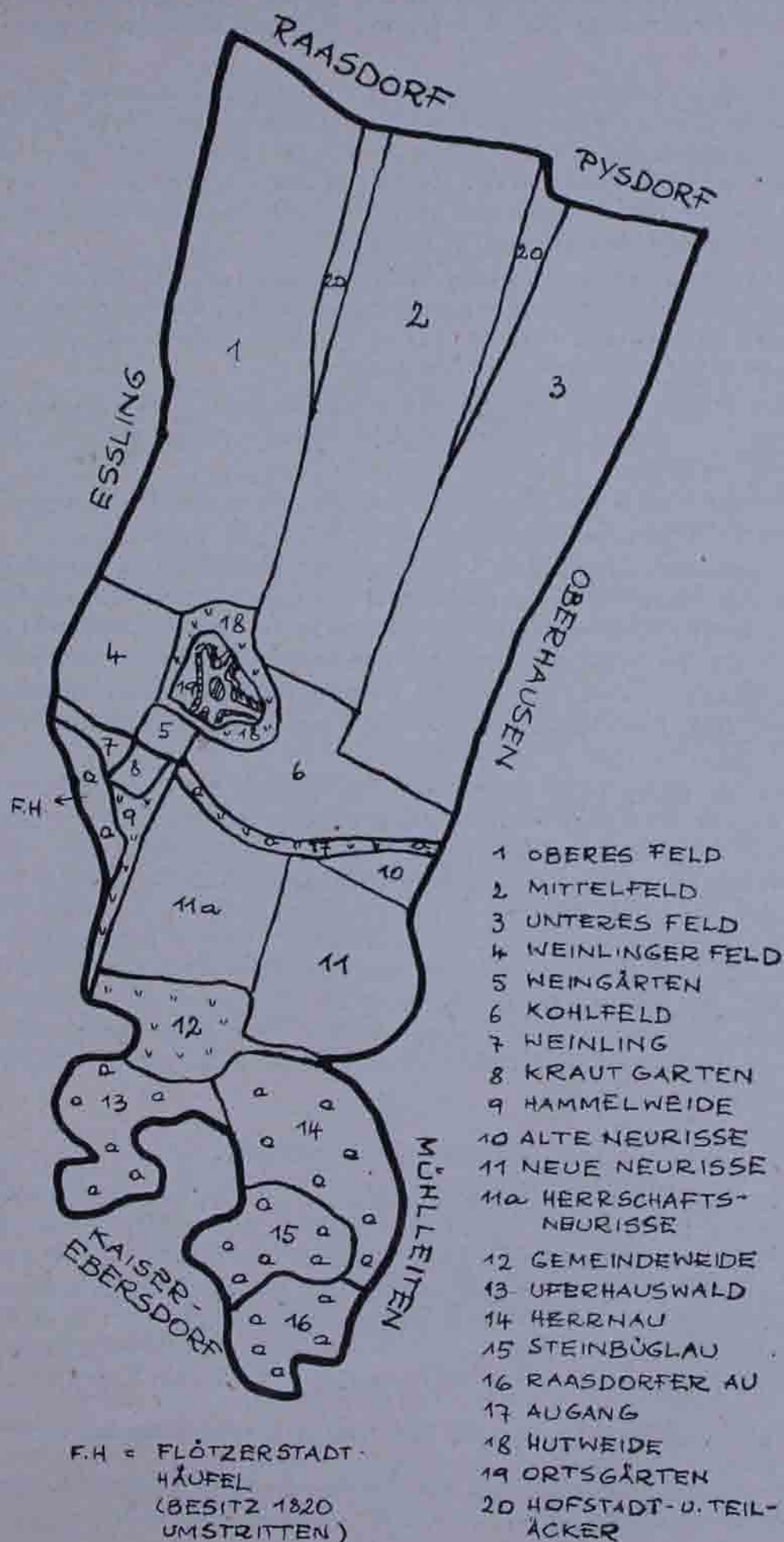
Aus dem beschriebenen Flurformenbild lassen sich bereits einige Entwicklungsstufen des Kulturartengefüges ableiten. Ohne Zweifel bestehen die drei Großgewanne nördlich der Stadt bereits seit der Siedlungsgründung um 1030, gewiß aber seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Der Abschnitt zwischen dem genannten Flursystem und dem früher in den Groß-Enzersdorfer Arm mündenden Ausgang, also östlich und westlich der Siedlung, wurde von den Rieden mit gartenmäßiger Bodenbewirtschaftung ausgefüllt. Es kamen sogar hier einige Weingärten vor.

Sämtliches Gebiet aber zwischen dem Ausgang und dem Auwald, dessen Ausbreitungsareal im großen und ganzen konstant blieb, diente sowohl der Grundherrschaft des Freisinger Hochstiftes wie auch der Bürgerschaft als Hutweide. Die Auen nutzte man nicht allein durch Holzschlag und Jagd, sondern auch in der Form der Waldweide.

Die Flurteile Kohlfeld und Weinlingfeld dürften mit zunehmendem Getreidebedarf angesichts der fortwährenden wirtschaftlichen Schäden, teils durch Überschwemmungen der austretenden Donauarme, teils durch Niederschlagsarmut in der Wachstumsperiode, schon frühzeitig die Bebauungsart geändert

³⁾ N.Ö. Landesarchiv: Franz. Katasterplan, U. M. B. Nr. 81 Bl. 6.

haben. Die Umwandlung der Weidegebiete in die Alte und Neue Neurisse sowie im Flurteil Weinling erfolgte im 18. Jahrhundert.



Die zeitliche Einordnung

Nach der mittelalterlichen Anlage der großen drei Felder lassen sich demnach in der Erweiterung der Ackerfluren folgende Entwicklungsphasen unterscheiden:

1. Die südlich, westlich und östlich der Siedlung befindlichen Gebiete kamen unter sämtlichen Wirtschaftsbesitzern (Lehnern) der Stadt zur Verteilung. Es entstanden dadurch die Riede „Kohlfeld“ und „Wendlinger- oder Weinlingerfeld“. Die Funktion der Gemüseproduktion übernahm der neugeschaffene, vorher für Weidezwecke genutzte Ried „Krautgärten“, zwischen dem Stadtauertl und dem Donauarm befindlich.
2. Die zwischen den drei großen Langgewannen, im nördlichen Teil des Gemeindegebietes keilförmig eingeschobenen beiden Weidestreifen wurden unter den Hofstätttern verteilt. Diese Flurteile führen seit dieser Zeit die Bezeichnung „Hofstätt- oder Teiläcker“.
3. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (um 1720 auf der Karte von Marinoni noch als Weideland eingezeichnet) wurde der Flurteil „Weingärten“ angelegt.
4. Die „Alte Neurisse“ ist hierauf um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden. Früher diente sie gleichfalls für Weidezwecke.
5. Ganz genau ist jedoch die „Neue Neurisse“ einschließlich der blockförmigen „Herrschaftsneurisse“ zu datieren. Im Jahre 1770 wurden die beiderseits der heutigen Mühlleitnerstraße sich erstreckenden Weideflächen durch Los an die verschiedenen Hausbesitzer der Stadt Groß-Enzersdorf verteilt.
6. Knapp danach (1791) erfolgte die Umwandlung eines Abschnittes der Weinlinger Weide beim Groß-Enzersdorfer Donauarm in den Ackerflurteil „Weinling“⁴⁾.

Außer der Reihenfolge wurden von Zeit zu Zeit die Grenzsäume der Ackerflurteile und die Zwischenräume an die Hofstättter vergeben. Wir finden deshalb in den Randgebieten der Ackerflächen immer Besitzparzellen von Hofstätttern.

Es ist klar zu erkennen, daß die Weidegebiete größtenteils Gemeinschaftsbesitz der Stadtbürger waren. Selbstverständlich nahm auch die Grundherrschaft des Hochstiftes Freising umfangreiche Weideflächen für den Eigengebrauch in Anspruch. Nach Aufteilung von Partien des Gemeinschaftsbesitzes, eben der „Gemeinweide“, ist jedesmal eine Änderung der Bodennutzung festzustellen: die Weideflächen wurden in Felder umgewandelt. Der Anlaß dafür ist in einem verstärktem Bedarf nach Getreide, also in einer relativen Intensivierung der Agrarproduktion, zu suchen.

Die innere Gliederung

Sehen wir uns die Ackerflächen näher an, so sind die einzelnen Feldstücke ihrem inneren Gefüge nach, mit einer einzigen Ausnahme, lauter „Gewanne“ gewesen. Darunter versteht man einen Verband schmalstreifiger Parzellen gleicher Pflugrichtung, die verschiedenen Besitzern in Gemengelage gehören⁵⁾. Nach ihrem geradlinigen Umriß sind es im Gemarkungsgebiet von Groß-Enzersdorf stets sogenannte „geschlossene Gewanne“ gewesen. Die Flurformen des Ackerlandes setzten sich demnach um 1820 aus folgenden Teilen zusammen:

⁴⁾ Stadtarchiv Groß-Enzersdorf: Fasz. A 3/3, Beschreibung der verteilten Äcker am 1. 5. 1791.

⁵⁾ Niemeier, G.: *Gewannfluren, ihre Gliederung und die Eschkerntheorie.* Peterm. Geogr. Mittlgn. 90 (1944), S. 59.

- 3 große Langgewanne (oberes, mittleres und unteres Feld) mit nord-südlicher Pflugrichtung,
- 5 kleinere Langgewanne vorwiegend ost-westlicher Pflugrichtung,
- 1 Kurzgewann (Weinling),
- 1 Block (Herrschaftsneurisse).

Die Breite der Besitzparzellen lag meistens unter 20 Meter. Im Ried Weinling kamen sogar Riemenparzellen von nur 5 Meter Breite vor. Andererseits hatte aber das „Obere oder große Feld“ eine Parzellenlänge von ungefähr 1900 m. Die langen und schmalen Ackerparzellen sind eben charakteristisch für die traditionelle Flurverfassung vor der Kommassierung im 20. Jahrhundert.

Mit dem Flurverband der drei Langgewanne waren auch die drei Herrschaftsbreiten verbunden. Ungefähr 280×560 m groß, lehnten sich diese an die Hauptverkehrsader Eßling—Groß-Enzersdorf—Wittau an, befanden sich also in verkehrsgünstiger Lage.

Die planmäßigen Gewanne waren ursprünglich mit wenigen Ausnahmen regelmäßig parzelliert. Im Laufe der Jahrhunderte ergab sich jedoch ein Wechsel der Betriebsgrößenverhältnisse. Durch Teilungen und Aufstockungen veränderten sich die Parzellenbreiten. Da die einzelnen Ackerflurteile verschiedenartige Pflugrichtungen aufwiesen, spricht man bei der historischen Flur von Groß-Enzersdorf von einer „kreuzlaufenden Langgewannflur mit Kurzgewann und Block“.

Die jüngsten Aufteilungsgebiete waren bereits ihrer Form nach leicht zu erkennen. Die auffällige geradlinige Begrenzung der Parzellen und auch der Flurteile selbst sowie die exakt abgestufte Größenordnung der Ackerstreifen lassen auf einen kurzen Bestand schließen.

Bezeichnend für die Angleichung der Bodennutzung an die natürlichen Verhältnisse war die Lage der alten Felder, eben der drei großen Langgewanne. Sie befanden sich im Bereich der guten, humusreichen Schwarzerdeböden. Die grauen Auböden südlich der Stadt, weniger fruchtbar und stets der Überschwemmungsgefahr mehr ausgesetzt als der Raum nördlich der Siedlung, wurden zuerst überwiegend für Weidezwecke verwendet. Allmählich erst fand, wie wir bereits feststellten, eine räumliche Vergrößerung des Ackerlandes auf Kosten der Gemeinweiden und damit der Viehzucht statt. Dem 20. Jahrhundert blieb es dann vorbehalten, nicht nur die ehemaligen Weiden auf den grauen Auböden, sondern auch viele Waldwiesen mit schlechten Rohauböden, direkt im Bereich des Auwaldes, zur Feldnutzung zu verwenden. Es bestand demnach seit der mittelalterlichen Besiedlung ein regelhafter Zusammenhang zwischen Alter und Art der Fluranlage sowie der Naturausstattung des Raumes.

Das Besitzgefüge

Als überaus reizvoll erweist sich die enge Beziehung zwischen der Flurordnung und der Besitzverteilung. Aus der engen Verknüpfung von Flurverfassung und Bodenbesitz lassen sich nämlich die Leitlinien der mittelalterlichen Landnahme und der neuzeitlichen Felderweiterung enträtseln. Beginnen wir vorerst mit dem „Oberem oder großen Feld“, das sich zwischen der Eßlinger Gemeindegrenze und der nach Raasdorf führenden Straße erstreckte. Die nördliche Begrenzung wurde durch die Raasdorfer Gemarkungsgrenze gebildet, während im Süden dieses Flurteiles die Eßlinger Straße das Ende markierte. Bei der mittelalterlichen Landverteilung vergab man diesen Ackerverband an 40 Ganzlehenwirtschaften und 2 Eineinhalblehnern. Selbstverständlich hatte der Freihof, zuerst dem herrschaftlichen Pfleger und zuletzt der Gemeinde gehörend, sowie die Grundherrschaft des Hochstiftes Freising ebenfalls „Breiten“ (breite Streifen) für sich in Anspruch genommen. Während sich die Freihofbreite in die all-

gemeine Gewanneinteilung einfügte, schloß hingegen die Herrschaftsbreite den Flurteil blockartig nach Süden ab⁶⁾.

Wenn auch in den Jahrhunderten nach der Landnahme die Parzellenbreiten durch mancherlei Teilungen und Aufstockungen der bäuerlichen Betriebseinheiten verändert wurden, sodaß im Jahre 1820 die Aufeinanderfolge der Flurparzellen sehr unregelmäßig sich gestaltete, ist es doch möglich, aus dem überlieferten Flurbild die Grundzüge der mittelalterlichen Ackerverteilung zu rekonstruieren. Die nord-südlich verlaufenden Feldstreifen wurden nach der Reihenfolge der Häuser im Siedlungsverband ausgegeben. Die Hausnachbarn waren danach auch Feldnachbarn. Die romantische Vorstellung einer Verlosung der Parzellen hat also hier keine Berechtigung. Die Anteile der bäuerlichen Gehöfte mit den niederen Hausnummern begannen im Osten des Gewanns, sodaß die Freihofbreite (Nr. 77) ganz im Westen, fast an der Eßlinger Grenze, zu liegen kam.

Jeder Lehner hatte im „Großen Feld“ einen Besitzanteil von ungefähr 10 Joch, die Eineinhalblehner 15 Joch und die Freihofbreite 25 Joch Ackerfläche. Der Block der Herrschaft umfaßte 30 Joch, somit ein Ganzlehen des ursprünglichen Ausmaßes⁷⁾. Da die Besitzverteilung dieses Gewanns auch für die beiden anderen großen Felder charakteristisch ist (Mittleres und unteres Feld), und außerdem jeder Lehner bei der Landverteilung einen gleichgroßen Streifen in jedem der drei Langgewanne erhielt, umfaßte bei der Besiedlung eine Bauernwirtschaft 30 Joch Felder oder, wie man es auch bezeichnete, „1 Lehen“. Der Freihof hatte damals zwei, die Grundherrschaft des Hochstiftes Freising ganze drei Lehen zur Bewirtschaftung zugeteilt bekommen. Erst spätere räumliche Erweiterungen der Ackerfläche führten dazu, daß die Lehenwirtschaften im Jahre 1820 durchschnittlich 40 Joch Acker zu bebauen hatten.

Danach gehörten zu derselben Zeit zur Wirtschaftsfläche der Halblehner im Oberen Feld 5 Joch und zu der der Viertellehner ungefähr 2,5 Joch Grund. Die im Laufe der Jahrhunderte seit der Landnahme erfolgte Teilung von ungefähr 13 der ursprünglich 40 Ganzlehenstreifen (32%) ging in der Längsrichtung der Bänder vor sich. Davon kommt eben die unregelmäßige Aufeinanderfolge der Parzellen im Jahre 1820 her. Eine Querteilung ließ sich in keinem einzigen Ackerflurteil feststellen, wenn man selbstverständlich die Unterbrechung durch Feldwege außer Betrachtung läßt^{7a)}.

Die überlieferte Flurverfassung klärt uns ebenso eingehend über die verschiedenen Arten des Besitzwandels und die Formen der Bedeutungsveränderungen unter den Bauernwirtschaften auf. Es wurden nicht allein Ganzlehengehöfte in zwei Halblehenwirtschaften geteilt, es fand vielmehr mitunter eine weitergehende Unterteilung statt: aus einem Ganzlehen entstand da beispielsweise ein Halblehen sowie ein Viertellehen, während das restliche Viertel zur Aufstockung eines anderen Ganzlehens diente. Überhaupt ist eine Besitzvergrößerung auf Kosten eines anderen Ganzlehens üblich gewesen. So bildeten sich ja die meisten Eineinhalblehner heraus. Es kam aber auch vor, daß sich später aus zwei Halblehen wieder ein Ganzlehen herauskristallisierte.

Aus der ursprünglichen, bei der Landverteilung bestehenden Besitzverteilung und den darauf vor sich gegangenen Veränderungen nehmen wir aber den räumlichen und gesellschaftlichen Wachstumswandel der Siedlung selbst wahr. Es unterscheiden sich demnach drei Siedlungsschichten:

⁶⁾ N.Ö. Landesarchiv: Franz. Katasterplan, Bll. 1, 3, 5.

⁷⁾ N.Ö. Landesarchiv: Franz. Fassion, Besitzprotokoll.

^{7a)} Im Jahre 1820 bestanden folgende Besitzkategorien von Hauseigentümern: 2 Höfe (Herrschaft u. Freihof), 6 $1\frac{1}{2}$ -Lehner, 1 $1\frac{1}{4}$ -Lehner, 22 Ganzlehner, 19 Halblehner, 3 Viertellehner, 36 Hofstätter und 19 Keinhäusler (ohne Grundbesitz).

- a) Die bei der Landverteilung anwesenden 40 Ganzlehner und zwei Eineinhalb-
lehner. Dazu gesellen sich selbstverständlich Freihof und herrschaftlicher
Wirtschaftshof.
- b) Die im Laufe der Zeit durch Besitzteilungen hinzugekommenen Halb- und
Viertel lehner.
- c) Die neu hinzugezogenen, vorerst noch besitzlosen Hofstätter. Später erhielten
diese einzelne Ackerparzellen an den Rändern der alten Flurkerne.

Das Grundrißgefüge der Stadt spiegelte diese beschriebene Entwicklung eindeutig wider: die ersten Siedler scharten sich um Burg und Kirche, die nachfolgenden fanden einen räumlichen Anschluß entlang der heutigen Schloßhoferstraße und um den damaligen Ortsteich sowie im Raum zwischen dem Freihof und dem herrschaftlichen Amtshaus (heute Bezirksgericht). Nach der Ummauerung, also ungefähr seit 1400, schoben sich jedoch die dazukommenden Hofstätter zwischen die Ortspartellen der bisherigen Siedler ein und verdichteten so das Stadtbild.

Die übrigen Ackerfluren

Das im Südosten der Stadt, zwischen der Wittauer Straße und dem Ausgang befindliche Kohlfeld ist entwicklungsgeschichtlich nach den drei großen Langgewannen entstanden. Schon die Zusammensetzung des Flurnamens mit „-feld“ weist auf einen alten Ackerkern hin⁸⁾. Auch hier sind die diesmal west-östlich verlaufenden Bandstreifen nur an Ganzlehner oder deren Nachfolger vergeben worden. Gleichfalls reihen sich die Besitzteile nach der Folge der Hausnummern von Norden nach Süden aneinander. Durch spätere Teilungen und Tauschhandlungen ist das anfängliche Flurbild ziemlich verwischt worden. Im Hinblick auf die Besitzgröße fallen neben der Freihofbreite (3,5 Joch) die beiden Parzellen der ersten Eineinhalb lehner mit je drei Joch Acker besonders auf. Entsprechend den zwei Joch Grund der Ganzlehner hatten die Halblehner ein Joch und die Viertel lehner nur ein halbes Joch Ackerfläche zu bestellen. Die Hofstätter mußten sich mit später aufgeteilten Randflächen beim Ausgang und gegen die Oberhauser Gemarkungsgrenze hin begnügen.

Zwischen der Eßlinger Gemeindegrenze und der Stadt dehnte sich die Ackerflur „Weinlinger Feld“ aus. Hier präsentierte sich ein etwas kompliziertes Besitzgefüge. Noch schimmerte die alte Einteilung der von Süden nach Norden entsprechend der Hausnummer geordneten Grundstücke durch, doch war die Besitzvermischung hier besonders stark gewesen. 11 Ganzlehner und 4 Halblehner hatten im Jahre 1820 an diesem Flurformenbezirk überhaupt keinen Anteil, dafür wurden zwei der ungefähr 700 Meter langen Parzellen von Hofstätten bearbeitet.

Jüngerer Ursprungs war der Feldteil „Krautgärten“, der gegen Süden und Osten mit einem Damm gegen die Überschwemmungen geschützt war und im Norden durch das sogenannte „Stadtauerl“ abgeschirmt wurde. Der genaue Zeitpunkt der Entstehung dieser Miniaturgewannflur kann nicht bestimmt werden. Jedenfalls dürften die Krautgärten, ihrem Namen nach anfangs die Funktion von Gemüsegärten ausübend, erst nach der Stadtummauerung entstanden sein. Zwei der sich inmitten der Stadt ausbreitenden Hofstätten erhielten nämlich von einem Ganzlehner dessen Anteilstücke an diesem Flurverband zugestanden.

Ein ganz genaues Bild von der Verlosung der im Jahre 1770 aufparzellierten „Haidäcker“ erhalten wir durch das räumliche Besitzgefüge und die Parzellengrößen der „Neuen Neurisse“, zwischen der Gemarkungsgrenze gegen Oberhausen und der Mühleitnerstraße südlich des Ausganges befindlich. An die Ganz-

⁸⁾ Obst-Spreitzer, H.: „Wege und Ergebnisse der Flurforschung im Gebiete der großen Haufendörfer.“ *Peterm. Geogr. Mittlgn.* 85 (1939), S. 5.

lehner wurden zwei Joch Acker, an die Halblehner ein ganzes Joch und an die Hofstätter ein halbes Joch Grund vergeben. Erstmalig waren an einer Landverteilung auch die Hofstätter beteiligt⁹⁾. Die Parzellen befanden sich nicht mehr nach Hausnummern, wie in den übrigen Flurverbänden, geordnet, sondern vielmehr nach der sozialen Zugehörigkeit. Die west-östlich ausgerichteten Schmal-lissen (Lisse kommt von Los) gehörten im Norden den Halblehnern, in der Mitte folgten die Riemenparzellen der Hofstätter und der südliche Teil dieses Flur-formenbezirkes wurde an die Ganzlehner vergeben. Die Verlosung erfolgte selbst-verständlich nur innerhalb der zugehörigen Besitzabschnitte. Die Eineinhalb-lehner hatten deshalb Feldstreifen im Gewannteil der Ganzlehner sowie bei den Halblehnern¹⁰⁾.

„Weinling“ nannte sich das zweiteilige Kleingewann im Gebiet des heutigen Ziegelofens. Die östliche Hälfte mit nord-südlicher Pflugrichtung umfaßte die Besitzparzellen der Ganz- und Halblehner, der westliche Abschnitt mit den west-östlich ausgerichteten Riemenparzellen wurde von den Hofstätern beherrscht.

*

So unübersichtlich auch zuerst das Gefüge der Ackerfluren aussehen mag, dennoch ist es möglich, aus dem Flurformenbild mit Hilfe entsprechender Methoden die räumliche Entwicklung der Stadt, die wirtschaftliche Größenordnung, die Zunahme der Feldfluren sowie die Besitzverhältnisse einschließlich der sozialen Schichtung abzulesen¹¹⁾.

DIE HERRSCHAFT REICHENAU*)

Von Dr. Othmar Pickl, Graz

Von den verschiedenen Herrschaften der „Grafschaft“ Pitten war Reichenau zweifellos eine der bedeutendsten. Ihr Herrschaftsbereich begann „in der Speck“ östlich von Schlöglmühl, umfaßte außer dem gesamten Preintal auch noch die Hochflächen von Rax und Schneealm und reichte damit weit in die heutige Steiermark hinein. Dank der verhältnismäßig günstigen Quellenlage kann am Beispiel der Herrschaft Reichenau gezeigt werden, wie ein um 1100 noch geschlossener Besitzkomplex im Laufe der folgenden Jahrhunderte immer weiter zerteilt wurde, bis uns im 15. Jh. jene komplizierte und aufgesplitterte Besitzverteilung entgegentritt, wie sie für das Ende des Mittelalters typisch ist.

⁹⁾ München, Bayer. Hauptstaatsarchiv; Abt. I: Plan Nr. 2335.

¹⁰⁾ N.Ö. Landesarchiv: Franz. Katasterplan, Bl. 8, 10.

¹¹⁾ Posch, F.: „Zentrale Probleme der Siedlungsforschung“. Zeitschr. f. Agrargesch. u. Agrarsoziologie 8 (1960), S. 125—132.

*) Die Behandlung des vorliegenden Themas stieß insofern auf Schwierigkeiten, als viele Quellen in NÖ. verwahrt werden und für den Verfasser schwer oder zum Teil (wie z. B. die Steyersberger Archivalien) überhaupt nicht zugänglich waren. Ich bin daher folgenden Herren, die behilflich waren, diese Schwierigkeiten zu überwinden, zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Univ.-Prof. Dr. E. Klebel (†) hat mir aus seiner umfangreichen Quellensammlung in uneigennütziger Weise Abschriften zur Verfügung gestellt und mich noch kurz vor seinem Tod zu dieser Arbeit ermuntert. Dafür sei ihm an dieser Stelle nochmals herzlichst gedankt und seiner ehrend gedacht.

Hofrat Univ.-Prof. Dr. K. Lechner hat durch sein Entgegenkommen die Entlehnung verschiedener Quellen an das Stmk. Landesarchiv in Graz ermöglicht und dadurch die Arbeit wesentlich erleichtert.

Dr. Carl Plank, mit dem ich brieflich verschiedene Fragen erörtern konnte, habe ich für eine ganze Reihe wertvoller, vor allem genealogischer Hinweise zu

1. Die Herren von Schneeberg und die Herrschaft Reichenau vom 12. Jh. bis zur Schenkung an das Kloster Neuberg im Jahre 1333¹⁾

Im Vergleich zu den meisten anderen Herrschaften der Grafschaft Pitten wird Reichenau erst im Jahre 1256, also verhältnismäßig spät, erstmals urkundlich genannt. Dies ist umso auffälliger, als in Gloggnitz seit 1094 eine Tochterzelle des Klosters Formbach bestand und die Formbacher Traditionsnotizen des 12. Jhs. verhältnismäßig viele Nachrichten über die engere und weitere Umgebung von Gloggnitz enthalten²⁾. Der bisherigen Forschung ist allerdings entgangen, daß die Herrsch. Reichenau ursprünglich einen anderen Herrschaftsmittelpunkt hatte, der schon rund 120 Jahre vor der ersten Nennung Reichenaus nachzuweisen ist.

Seit etwa 1140 tauchen unter den Zeugen der Formbacher Traditionen die Herren von Schneeberg („de Sneberch“) auf, die mit den Stuppach-Klammern eines Stammes sind und zu den bedeutenderen Ministerialen der Grafen von Formbach zählen³⁾. Sie nannten sich nach ihrem Sitz, der in oder beim Schneedörfel nordöstlich von Payerbach und damit nur etwa 1,5 km Luftlinie von der späteren Feste Reichenau entfernt lag. Hier — auf einer Terrasse am Abfall der Gahnsleiten, rund 100 m über der Talsohle — befand sich der früheste Herrschaftsmittelpunkt der späteren Herrsch. Reichenau⁴⁾.

Die Nachrichten aus dem 12. Jh. sind freilich äußerst spärlich, doch ermöglichen uns die Quellen immerhin, das Verwandtschaftsverhältnis der Stuppach-Klamm-Schneeberger zu klären. Der älteste Vertreter dieses Geschlechts scheint Ortolf Stuphao zu sein, der c. 1130 genannt wird und sich wohl nach

danken. Aus diesem Meinungsaustausch ergab sich auch eine Ergänzung meiner bereits veröffentlichten Stammtafel der Stuppach-Klamm-Schneeberger in den ersten drei Generationen. Nachrichten, die ich E. Klebel bzw. C. Plank verdanke, werden in jedem einzelnen Fall mit dem Zusatz (Klebel) bzw. (Plank) gekennzeichnet sein.

Schließlich bin ich für die Siegelzeichnungen Herrn Amtsrat a. D. Josef Kraßler vom Stmk. Landesarchiv zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

An Literatur sei auf folgende Arbeiten verwiesen: K. Lechner: „Das Archiv der ehem. Propstei Gloggnitz“ in der Festschrift zum 200jähr. Bestehen des H.H.u.St.Archivs, 1. Bd./1949. In Hinkunft zitiert: Lechner-Regesten. Weiters K. Lechner: „Die territoriale Entwicklung von Mark und Herzogtum Österreich“ in „Unsere Heimat“, 24 Jg./1953, S. 52–55.

Ing. J. R. Pap verfaßte 1958 ein „Heimatsbuch der Gemeinde Reichenau“, das in bemerkenswerter Bescheidenheit nicht als fachwissenschaftliche Leistung gelten will. Es bedarf für das Mittelalter freilich mancher Ergänzungen und Berichtigungen, enthält aber eine ausgezeichnete und der volkstümlichen Geschichtsbetrachtung entsprechende Darstellung der Geschichte Reichenaus.

O. Pickl: „Die Herrsch. Klamm und Reichenau“ mit Stammtafel der Stuppach-Klamm-Schneeberger in den Veröffentlichungen des Stmk. LAs., 2. Bd. (Popelka-Festschrift), Graz 1960, S. 253–272. Weiters „Zur älteren Geschichte des Klosters Neuberg“ in Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Stmk. 1955, S. 125–149 und „Zur Geschichte der Herren von Görttschach und ihrer verschollenen Feste“ in „Unsere Heimat“, Jg. 30/1959, S. 157–163. Diese Arbeiten werden kurz: Pickl-Klamm, bzw. -Neuberg, -Görttschach zitiert.

¹⁾ Vgl. Pickl-Neuberg und Klamm.

²⁾ Vgl. Lechner-Regesten und Pickl-Klamm, S. 254 ff.

³⁾ Siehe Register des OÖUB I. Bd.

⁴⁾ Vgl. Pickl-Klamm, S. 264, Anm. 77 und den Abschnitt über die Einschildigen von Schneeberg. Die Örtlichkeit „am Sneberg“ entspricht, wie sich aus Neuberger Grundbüchern klar ergibt, dem Schneedörfel, das im 19. Jh. auch Schneebergdörfel genannt wird. (Altes Grundbuch der Herrsch. Reichenau, Bd. 2, im Heimatmuseum Reichenau).

seinem Sitz Stuppach so nannte⁵⁾. Fast gleichzeitig treten uns „Ortolfus de Klamme et frater eius Poppo de Stupach“ entgegen. Poppo wird wenig später (c. 1140) zusammen mit Odalrich de Stupbach genannt und erscheint in späteren Traditionen gemeinsam mit Odalrich de Sneberch. So heißt es z. B. in einer Zeugenreihe von c. 1150 „Poppo, Odalricus frater eius de Sneberch“ und in einer anderen, etwa aus der gleichen Zeit „Poppo de Stupach, Odelrich de Sneberch et frater Megingoz“. Gleichzeitig wird auch ein Megngoz de Chlamme erwähnt. Aus all diesen Nachrichten kann nur der Schluß gezogen werden, daß sich Odalrich de Stupach seit etwa 1150 „de Sneberch“ nannte. Damit aber ist die zweite Generation des Geschlechts gefunden, nämlich die Brüderreihe: Ortolf von Klamm, Poppo von Stuppach, Odalrich von Stuppach bzw. ab 1150 (von) Schneeberg, und Megngoz von Klamm.

Kurze Zeit später begegnen wir schon der dritten Generation; den Brüdern Odalrich II. von Schneeberg, Megngoz iunior, Gerung und Adalbero. Obwohl sie Ministerialen der Grafen von Formbach-Pütten waren, besaßen die Stuppach-Klamm-Schneeberger zumindest einen Teil ihrer Herrschaften zu freiem Eigen und darüber hinaus noch andere freieigene Güter außerhalb ihres eigentlichen Herrschaftsbereichs.

→ Odelricus (II.) de Sneperge widmete beispielsweise dem Kloster Formbach um 1150 einen Hof in Lindgrub (südöstl. Neunkirchen) „manu potestativa“ zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil, was seine Brüder Megingoz, Gerung und Adalbero bezeugten⁶⁾. Um 1190 widmete er an seinem Lebensende als „Ulricus de Sneberch“ den Formbacher Mönchen abermals drei Hufen zu Lindgrub durch die Hand seines Bruders Meingoz und des Wigand von Klamm⁷⁾.

Mit Odalrich bzw. Ulrich II. scheint das Geschlecht der Schneeberger ausgestorben zu sein. Zwar wird ein Sigboto de Sneberc um 1165 mit Ulrich II. zusammen genannt („Vdalricus et Sigboto de Sneberch“)⁸⁾ und könnte nach dieser Nennung wohl als sein Sohn angesehen werden. Andererseits steht Sigboto de Sneberc in der Zeugenreihe einer späteren Tradition (c. 1170), an deren Spitze Odalricus de Sneberc und sein Bruder Gerung genannt werden, so weit hinter diesen, ja sogar noch hinter dem Schergen („preco“) Ruodpertus der Zelle Gloggnitz⁹⁾, daß uns doch Zweifel kommen. Jedenfalls hat Sigboto de Sneberc keine besondere Rolle gespielt.

Jener Rudolf von Schneeberg, der um 1211 genannt wird¹⁰⁾, ist durch seine Stellung in der Zeugenreihe eindeutig gekennzeichnet. Er steht zwischen Reinhardus de Smisdorf (= Schmidsdorf südöstl. Payerbach) und Ekkehart de Hirzwage (= Hirschwang), zwei ritterlichen Eigenleuten („milites proprietatis“) Wigands I. von Klamm¹¹⁾ und ist daher wohl kaum ein Nachkomme Ulrichs II. von Schneeberg, sondern offenbar ebenfalls ein Eigenmann der Herren von Klamm, die ihn auf den Edelhof der Schneeberger gesetzt haben dürften, der ihnen vermutlich nach dem Tod Ulrichs II. von Schneeberg als Erbe zugefallen war. Wahrscheinlich hatten die Klammer von den Schneebergern auch jene Hube zu

5) Vgl. zu den folgenden Angaben die Stammtafel samt Anmerkungen.

6) OÖUB I n. 152.

7) Ebd. n. 201.

8) OÖUB I, S. 675, n. 163. Die Datierung c. 1150 ist unbedingt zu früh angesetzt. Da der Seelgerätstifter Poppo vermutlich Poppo von Stuppach entspricht und Ministeriale des steir. Markgrafen ist, ist die früheste Datierung 1158. Poppo v. Stuppach war noch 1164 am Leben.

9) OÖUB I, n. 189.

10) Ebd. n. 254, Datierung c. 1190 um mindestens 20 Jahre zu früh, da Wigand II. v. Klamm noch 1211 VII 18 lebt. Vgl. Pickl-Klamm, S. 269, Nr. 14.

11) OÖUB I, n. 253. Vgl. Pickl-Klamm, S. 259, Anm. 46.

„Sneberc“ geerbt, die Wigand II. von Klamm c. 1211 samt dem darauf sitzenden Kolonen Sterichfrit dem Kloster Formbach schenkte, was der oben genannte Rudolfus de Sneberc zusammen mit anderen ritterlichen Eigenleuten Wigands II. bezeugte¹²⁾. Nur so ist es zu verstehen, daß ein Colo de Sneberc 1216 und 1230 unter den Eigenleuten der Herren von Stubenberg genannt wird¹³⁾ und um 1260 Haimo de Sneiderch mit seinen Söhnen Chunradus und Rudegerus mitten unter kleinen Einschildigen der Reichenauer Umgebung auftaucht¹⁴⁾! Diese Schneeberger gehörten nicht zum Geschlecht der Stuppach-Klamm-Schneeberger, sondern waren ritterliche Eigenleute im Dienste der Herren von Klamm. Ihre Nachkommen lassen sich im Bereich der Herrsch. Reichenau bis ans Ende des 14. Jhs. nachweisen¹⁵⁾.

Es sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, daß uns in den zahlreichen urkundlichen Nachrichten aus dem 12. Jh. im Gebiet der späteren Hs. Reichenau immer nur die Grafen von Formbach bzw. ihre Ministerialen, die Stuppach-Klamm-Schneeberger, als Grundherren entgegentreten. Das stimmt völlig mit den Verhältnissen überein, die wir im 12. Jh. in der Hs. Klamm feststellen konnten¹⁶⁾. Wir ziehen daraus den Schluß, daß im 12. Jh. die Verwaltung der späteren Hss. Reichenau, Klamm und des Gebietes um Priggwitz in der Hand dieses einen Geschlechts der Stuppach-Klamm-Schneeberger, gelegen haben muß. Der Besitz rund um Stuppach dürfte dagegen schon im 12. Jh. zum Teil im Besitz anderer Geschlechter gewesen sein¹⁷⁾.

Das Aussterben der Herren von Schneeberg um 1190 bewirkte allem Anschein nach nicht nur einen Besitzzuwachs für die Klamm, die sie beerbten, sondern auch eine Verlegung des Herrschaftsmittelpunktes vom Schneedorf (wo jetzt die Einschildner „de Sneberc“ saßen!) in die Talsole und damit in weiterer Folge die Entstehung der Feste Reichenau. Sowohl Reichenau als auch die benachbarten Wehrbauten „in dem Wolf“ und „auf dem Wog“ sind nämlich anscheinend erst in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstanden. Hätten sie am Ende des 12. Jhs. bereits bestanden, wären sie oder ihre Inhaber in den Formbacher Traditionen sicherlich auch einmal erwähnt worden.

Der Name Reichenau tritt uns erstmals — und zwar bereits in dieser Form — im Jahre 1256 entgegen¹⁸⁾. Damals erscheinen unter den Zeugen einer zu Pitten ausgestellten Urkunde „Hainricus Wurmprant, Pertholdus de Reichenau“ und „Wigandus de Wolfs“. Die Urkunde regelt den Erbschaftsstreit zwischen Offo von Pitten und dessen Brudersohn („fratruelis“) Hermann von Pitten-Klamm. Wigandus „de Wolve“ tritt schon um 1250 als Zeuge in einer Urkunde Hermanns von Klamm auf¹⁹⁾, was wohl beweist, daß er zur ritterlichen Mannschaft des Klammers gehörte. Aus den späteren Verhältnissen aber ergibt sich, daß der Hof „gelegten vor Reichenau in dem Wolf“ ebenso wie der Hof „auf dem Wog“ von Reichenau zu Lehen rührte und die darauf sitzenden Einschildigen zur ritterlichen Mannschaft von Reichenau gehörten²⁰⁾. Wir dürfen daher wohl auch Pertholdus de Reichenau zur Mannschaft Hermanns von Klamm zählen. Das aber heißt nichts anderes, als daß die in einem Flußarm der Schwarza gelegene Feste Reichenau samt dem

12) Ebd. S. 706 f., n. 254. Zur Datierung vgl. Anm. 10.

13) StUB II, n. 140 und 269.

14) OÖUB IV, S. 564.

15) Vgl. dazu den Abschnitt über die Schneeberger, im 2. Teil dieser Arbeit.

16) Pickl-Klamm, S. 257 f.

17) Vgl. OÖUB I, n. 76. c. 1140 Besitz des edlen Chrono zu Stuppach.

18) Stmk. LA. n. 744.

19) StUB III, n. 83.

20) Vgl. unten Anm. 49 und 50.

benachbarten Wehrbau „in dem Wolf“ um 1250/60 den Herren von Klamm gehörte, und wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir die Herren von Pitten-Klamm als Erbauer der Feste Reichenau bezeichnen.

Nicht ganz klar ist allerdings, wie Reichenau aus dem Besitz der Klammer an das wenig später genannte Geschlecht der Reichenauer gekommen und wie dieses mit den Klammern verwandt ist. In einer undatierten Urkunde, die im OÖUB 4. Bd. um 1260 angesetzt wird, aber etwas jünger sein dürfte, hören wir von einer Frau („domina“) At de Reichenawe, Witwe nach einem gewissen Herrn Helwig, die damals einen Weingarten auf dem Berge Stuppach an Reinpert von Chranichperg verkaufte²¹⁾. Als Zeugen werden Konrad Eisenpeutel, seine Brüder Friedrich und Siegfried, Eberhard von Puchperg, Rudeger von Losenhaim, Helwig und Weigand de Grizze, Otto de Wage, Ortolf Reutstock, Weigand de Lupo und sein Sohn Ulrich, sowie unter anderem auch noch Otto de Walde, Haimo de Snepersch und dessen Söhne Konrad und Rudeger erwähnt. Die meisten der Genannten saßen offenbar in der unmittelbaren Umgebung von Reichenau; von jenen, deren Namen gesperrt gedruckt sind, wissen wir es sicher, weil sie oder ihre Nachkommen auch später noch in Reichenauer Urkunden begegnen. Die Urkunde, die im Archiv des Klosters Lambach aufbewahrt wurde, soll nach den Angaben des OÖUBs ein Siegel der At von Reichenau tragen. Dieses Siegel könnte gewiß wertvolle Hinweise geben, welchem Geschlecht At von Reichenau zugehörte, doch ist die Urkunde derzeit leider nicht auffindbar. Immerhin hören wir noch einmal von Frau At. 1271 vermachte eine „gewisse vornehme Frau namens Ata“ („femina quedam nobilis Atanomie“) mit Zustimmung ihrer Söhne Helmwic und Weigand und ihrer Tochter Margarethe dem Kloster Formbach eine Hofstatt und eine Wiese „circa montem Semernikum“²²⁾. Sowohl der Name Ata als auch der des ältesten Sohnes, der wohl nach seinem Vater Hel(m)wic genannt worden war, deuten darauf hin, daß es sich um Frau At von Reichenau handeln muß.

Aus den angeführten und aus den späteren Besitzverhältnissen ergibt sich klar, daß die Herren von Reichenau aufs engste mit den Stuppach-Klamm-Schneebergern verwandt gewesen sein müssen. Die Feste Reichenau kam jedenfalls sehr bald danach (vermutlich vor 1287)²³⁾ an Margarethe von Klamm, von der ihr Mann Christan von Wolfseck das „halbe Haus Reichenau“ zu Leibgedingsrecht erhielt. Die Ehe blieb anscheinend kinderlos, denn nach Margarethes Tod († vor 1305 IX 1)²⁴⁾ mußte sich Christan von Wolfseck 1307 in Gegenwart Herzog Friedrichs dazu verpflichten, daß sein Anrecht an der Burg Reichenau (das als „jus praecariae“ bezeichnet wird) nach seinem Tode den Brüdern Konrad und Nikolaus von Fallbach und deren Schwestern zufallen solle²⁵⁾. Die zweite Hälfte der Feste Reichenau war auf Grund des Ehevertrages allem Anschein nach im Besitz Margarethes von Klamm geblieben, nach ihrem Tod aber an Ot von Velm-Paumgarten gelangt. Als Witwe des Dietmar von Paumgarten verzichtete Ot jedenfalls am 1. September 1305 zugunsten ihrer Oheime Konrad und Niklas von Fallbach auf alle Rechte „an dem haus ze Reichenawe“ samt dem gazugehörigen Gute, es sei Eigen oder Lehen, die ihr

²¹⁾ OÖUB IV, S. 564, n. 16.

²²⁾ OÖUB I, n. 247.

²³⁾ In einer Urkunde Heinrichs von Klamm aus dem Jahre 1287 (Stmk. LA., n. 1299) wird wohl die Zustimmung seiner Frau Margarethe und seiner Tochter Elisabeth, nicht aber die seiner Tochter Margarethe erwähnt, die damals wohl schon mit Reichenau abgefertigt war.

²⁴⁾ Vgl. den Verzicht der Ot von Velm-Paumgarten.

²⁵⁾ Stmk. LA., n. 1701 d.

durch den Tod ihrer Muhme, Frau Margarethe von Wolfseck „anerstorben“ waren ²⁶⁾).

Christan von Wolfseck verkaufte seine Rechte an der Hälfte von Reichenau, die ihm — wie schon erwähnt — seine verstorbene Frau zugebracht hatte und die er zu Leibgeding besessen hatte, 1311 samt allem Zugehör um 100 Pfund Pfennig an Konrad und Niklas von Fallbach ²⁷⁾, die damals jedenfalls schon Teile der Feste besaßen. Vermutlich hatten sie 1305 durch den Verzicht der Ot von Paumgarten den entscheidenden Rechtstitel gewonnen.

Der Besitz rund um die Feste Reichenau war zu dieser Zeit schon stark zersplittert, wie eine Urkunde von 1313 IX 29 beweist ²⁸⁾. Darin erklärt Wulfing von Wald (seit 1305 Laienbruder des Chorherrenstiftes St. Pölten) ²⁹⁾, daß er und sein Bruder Otte von Wald all ihr Gut, das sie vor dem Hause Reichenau besessen hatten, an Albrecht den Stuchs von Trautmannsdorf verkauft hätten. Das Holz Heuberg (= Haberg) und die Vogteien, die zu Klamm, zu Gloggnitz, zu „der Chapellen in dem Haus“ (= Reichenau) und zu Priggwitz gehören, hätten sie dagegen nicht verkauft, weil ihnen daran nie ein Recht zugestanden sei. Der erwähnte Kauf dürfte um 1303 abgeschlossen worden sein, weil Albrecht der Stuchs urkundlich nur bis zu diesem Jahr nachzuweisen ist. Die Stuchsen, besonders Hadmar und Martin von Trautmannsdorf, erwarben in der Folgezeit noch zahlreiche Güter in der Umgebung von Reichenau und Friedrich der Schöne verpfändete ihnen 1314 das gesamte landesfürstliche Urbargut in der Preun ³⁰⁾. Wenig später dürften die Stuchsen damit begonnen haben, in unmittelbarer Nähe der Feste Reichenau einen Wehrbau zu errichten, wodurch sie mit den Fallbachern als Inhabern von Reichenau in Streit gerieten. König Friedrich entschied schließlich 1317 zugunsten der Fallbacher. Die Stuchsen Hadmar und Martin mußten sich verpflichten, daß sie keinen „pau paun suln, daz in (= ihnen, den Fallbachern) und iren hause ze Reichenawe gesaden muge oder do daz haus mit (= damit) verpaun werden muge“. Außerdem erhielten die Fallbacher jene Gült von 60 Pfennig auf einer Hofstätte vor dem Haus Reichenau, einen Garten und zwei Gehölze zugesprochen, um die die Stuchsen mit ihnen „gekriegt“ hatten ³¹⁾.

Zur selben Zeit (1317 V 23) erwarben die Fallbacher noch einen weiteren Teil „des guets ... an dem Haus ze Reichenau“. Diesen hatte einst Ekhart von Wolf an Niclas den Esel verkauft. Dessen Witwe Elsbeth, Schwester des Wilhelm von Paumgarten und des Alber von Clemens, verkaufte ihn 1317 ihrem „geswein“ Konrad von Fallbach und dessen Bruder Niklas ³²⁾. Damit hatten die Fallbacher anscheinend den gesamten zur Feste Reichenau gehörigen Besitz an sich gebracht. Jedenfalls verkaufte Alhaid, die Witwe Konrads von Fallbach, „das haus ze Reichenawe“ am 20. April 1333 mit einer Urbargült von 29½ lb und 11 den. und mit 42 lb 1 ß 3 den. an verlehntem Gut samt allem Zugehör um 900 Pfund Pfennig an Herzog Otto den Fröhlichen ³³⁾. In der Verkaufsurkunde wird der gesamte Besitz als der Fallbacher rechtes freies Eigen bezeichnet. Der Herzog aber schenkte die Herrschaft am 8. Juni 1333 dem Kloster Neuberg. Er stiftete damit

²⁶⁾ Ebd. n. 1679 c.

²⁷⁾ Ebd. 1755 c.

²⁸⁾ Ebd. 1785 c. F. Trautmannsdorf, Beitrag z. n.ö. Landesgeschichte, 1904, S. 124, n. 90.

²⁹⁾ St. Pöltener UB I, n. 178.

³⁰⁾ AÖG II/1849, n. 58 und 97.

³¹⁾ Stmk. LA, n. 1825 d.

³²⁾ Ebd. n. 2175 h. Die Datierung nach Klebel aus WStA Rep. 2 n. 74. Trautmannsdorf, a. a. O., n. 95.

³³⁾ Ebd. n. 2044. Vgl. dazu Pickl-Neuberg, S. 129 f.

benachbarten Wehrbau „in dem Wolf“ um 1250/60 den Herren von Klamm gehörte, und wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir die Herren von Pitten-Klamm als Erbauer der Feste Reichenau bezeichnen.

Nicht ganz klar ist allerdings, wie Reichenau aus dem Besitz der Klamm an das wenig später genannte Geschlecht der Reichenauer gekommen und wie dieses mit den Klammern verwandt ist. In einer undatierten Urkunde, die im OÖUB 4. Bd. um 1260 angesetzt wird, aber etwas jünger sein dürfte, hören wir von einer Frau („domina“) At de Reichenawe, Witwe nach einem gewissen Herrn Helwig, die damals einen Weingarten auf dem Berge Stuppach an Reinpert von Chranichperg verkaufte²¹⁾. Als Zeugen werden Konrad Eisenpeutel, seine Brüder Friedrich und Siegfried, Eberhard von Puchperg, Rudeger von Losenhaim, Helwig und Weigand de Grizze, Otto de Wage, Ortolf Reutstock, Weigand de Lupo und sein Sohn Ulrich, sowie unter anderem auch noch Otto de Walde, Haimo de Snepersch und dessen Söhne Konrad und Rudeger erwähnt. Die meisten der Genannten saßen offenbar in der unmittelbaren Umgebung von Reichenau; von jenen, deren Namen gesperrt gedruckt sind, wissen wir es sicher, weil sie oder ihre Nachkommen auch später noch in Reichenauer Urkunden begegnen. Die Urkunde, die im Archiv des Klosters Lambach aufbewahrt wurde, soll nach den Angaben des OÖUBs ein Siegel der At von Reichenau tragen. Dieses Siegel könnte gewiß wertvolle Hinweise geben, welchem Geschlecht At von Reichenau zugehörte, doch ist die Urkunde derzeit leider nicht auffindbar. Immerhin hören wir noch einmal von Frau At. 1271 vermachte eine „gewisse vornehme Frau namens Ata“ („femina quedam nobilis Ata nomine“) mit Zustimmung ihrer Söhne Helmwic und Weigand und ihrer Tochter Margarethe dem Kloster Formbach eine Hofstatt und eine Wiese „circa montem Semernikum“²²⁾. Sowohl der Name Ata als auch der des ältesten Sohnes, der wohl nach seinem Vater Hel(m)wie genannt worden war, deuten darauf hin, daß es sich um Frau At von Reichenau handeln muß.

Aus den angeführten und aus den späteren Besitzverhältnissen ergibt sich klar, daß die Herren von Reichenau aufs engste mit den Stuppach-Klamm-Schneebergern verwandt gewesen sein müssen. Die Feste Reichenau kam jedenfalls sehr bald danach (vermutlich vor 1287)²³⁾ an Margarethe von Klamm, von der ihr Mann Christan von Wolfseck das „halbe Haus Reichenau“ zu Leibgedingsrecht erhielt. Die Ehe blieb anscheinend kinderlos, denn nach Margarethes Tod († vor 1305 IX 1)²⁴⁾ mußte sich Christan von Wolfseck 1307 in Gegenwart Herzog Friedrichs dazu verpflichten, daß sein Anrecht an der Burg Reichenau (das als „jus praecariae“ bezeichnet wird) nach seinem Tode den Brüdern Konrad und Nikolaus von Fallbach und deren Schwestern zufallen solle²⁵⁾. Die zweite Hälfte der Feste Reichenau war auf Grund des Ehevertrages allem Anschein nach im Besitz Margarethes von Klamm geblieben, nach ihrem Tod aber an Ot von Velm-Paumgarten gelangt. Als Witwe des Dietmar von Paumgarten verzichtete Ot jedenfalls am 1. September 1305 zugunsten ihrer Oheime Konrad und Niklas von Fallbach auf alle Rechte „an dem haus ze Reichenawe“ samt dem gazugehörigen Gute, es sei Eigen oder Lehen, die ihr

²¹⁾ OÖUB IV, S. 564, n. 16.

²²⁾ OÖUB I, n. 247.

²³⁾ In einer Urkunde Heinrichs von Klamm aus dem Jahre 1287 (Stmk. LA., n. 1299) wird wohl die Zustimmung seiner Frau Margarethe und seiner Tochter Elisabeth, nicht aber die seiner Tochter Margarethe erwähnt, die damals wohl schon mit Reichenau abgefertigt war.

²⁴⁾ Vgl. den Verzicht der Ot von Velm-Paumgarten.

²⁵⁾ Stmk. LA., n. 1701 d.

durch den Tod ihrer Muhme, Frau Margarethe von Wolfseck „anerstorben“ waren²⁶⁾.

Christan von Wolfseck verkaufte seine Rechte an der Hälfte von Reichenau, die ihm — wie schon erwähnt — seine verstorbene Frau zugebracht hatte und die er zu Leibgeding besessen hatte, 1311 samt allem Zugehör um 100 Pfund Pfennig an Konrad und Niklas von Fallbach²⁷⁾, die damals jedenfalls schon Teile der Feste besaßen. Vermutlich hatten sie 1305 durch den Verzicht der Ot von Paumgarten den entscheidenden Rechtstitel gewonnen.

Der Besitz rund um die Feste Reichenau war zu dieser Zeit schon stark zersplittert, wie eine Urkunde von 1313 IX 29 beweist²⁸⁾. Darin erklärt Wulfing von Wald (seit 1305 Laienbruder des Chorherrenstiftes St. Pölten)²⁹⁾, daß er und sein Bruder Otte von Wald all ihr Gut, das sie vor dem Hause Reichenau besessen hatten, an Albrecht den Stuchs von Trautmannsdorf verkauft hätten. Das Holz Heuberg (= Haberg) und die Vogteien, die zu Klamm, zu Gloggnitz, zu „der Chapellen in dem Haus“ (= Reichenau) und zu Priggwitz gehören, hätten sie dagegen nicht verkauft, weil ihnen daran nie ein Recht zugestanden sei. Der erwähnte Kauf dürfte um 1303 abgeschlossen worden sein, weil Albrecht der Stuchs urkundlich nur bis zu diesem Jahr nachzuweisen ist. Die Stuchsen, besonders Hadmar und Martin von Trautmannsdorf, erwarben in der Folgezeit noch zahlreiche Güter in der Umgebung von Reichenau und Friedrich der Schöne verpfändete ihnen 1314 das gesamte landesfürstliche Urbargut in der Preun³⁰⁾. Wenig später dürften die Stuchsen damit begonnen haben, in unmittelbarer Nähe der Feste Reichenau einen Wehrbau zu errichten, wodurch sie mit den Fallbachern als Inhabern von Reichenau in Streit gerieten. König Friedrich entschied schließlich 1317 zugunsten der Fallbacher. Die Stuchsen Hadmar und Martin mußten sich verpflichten, daß sie keinen „pau paun suln, daz in (= ihnen, den Fallbachern) und iren hause ze Reichenawe gesaden muge oder do daz haus mit (= damit) verpauun werden muge“. Außerdem erhielten die Fallbacher jene Gült von 60 Pfennig auf einer Hofstätte vor dem Haus Reichenau, einen Garten und zwei Gehölze zugesprochen, um die die Stuchsen mit ihnen „gekriegt“ hatten³¹⁾.

Zur selben Zeit (1317 V 23) erwarben die Fallbacher noch einen weiteren Teil „des guets ... an dem Haus ze Reichenau“. Diesen hatte einst Ekhart von Wolf an Niclas den Esel verkauft. Dessen Witwe Elsbeth, Schwester des Wilhelm von Paumgarten und des Alber von Clemens, verkaufte ihn 1317 ihrem „geswein“ Konrad von Fallbach und dessen Bruder Niklas³²⁾. Damit hatten die Fallbacher anscheinend den gesamten zur Feste Reichenau gehörigen Besitz an sich gebracht. Jedenfalls verkaufte Alhaid, die Witwe Konrads von Fallbach, „das haus ze Reichenawe“ am 20. April 1333 mit einer Urbargült von 29½ lb und 11 den. und mit 42 lb 1 ß 3 den. an verlehntem Gut samt allem Zugehör um 900 Pfund Pfennig an Herzog Otto den Fröhlichen³³⁾. In der Verkaufsurkunde wird der gesamte Besitz als der Fallbacher rechtes freies Eigen bezeichnet. Der Herzog aber schenkte die Herrschaft am 8. Juni 1333 dem Kloster Neuberg. Er stiftete damit

²⁶⁾ Ebd. n. 1679 c.

²⁷⁾ Ebd. 1755 c.

²⁸⁾ Ebd. 1785 c. F. Trauttmannsdorf, Beitrag z. n.ö. Landesgeschichte, 1904, S. 124, n. 90.

²⁹⁾ St. Pöltener UB I, n. 178.

³⁰⁾ AÖG II/1849, n. 58 und 97.

³¹⁾ Stmk. LA, n. 1825 d.

³²⁾ Ebd. n. 2175 h. Die Datierung nach Klebel aus WStA Rep. 2 n. 74. Trauttmannsdorf, a. a. O., n. 95.

³³⁾ Ebd. n. 2044. Vgl. dazu Pickl-Neuberg, S. 129 f.

einen ewigen Jahrtag für seine 1330 verstorbene Gemahlin, Elisabeth von Niederbayern, die Mitbegründerin Neubergs³⁴⁾. Zugleich bestimmte der Herzog auch, daß alle von der Feste Reichenau herrührenden Lehen, die durch Todfall oder auf andere Weise erledigt würden, dem Kloster Neuberg als freies Eigen zufallen sollten³⁵⁾.

Diese Bestimmung wurde für die Neuburger Gütererwerbungen der folgenden Jahrzehnte bestimmend. Mit Erfolg und Geschick gelang es den Neuburger Zisterziensern nämlich, noch während des 14. Jhs. den größten Teil der Reichenauer Lehengüter rund um diese Feste in ihren Besitz zu bringen. Außerdem erwarben die Mönche von den verschiedenen Einschildrittergeschlechtern dieses Gebietes zahlreiche andere Güter, so daß sich die mit Reichenau verbundenen Gülden am Beginn der Neuzeit auf 110 lb 3 ß 28 den. beliefen³⁶⁾.

2. *Grenzen und Rechte der Herrschaft Reichenau*

Das Kloster Neuberg mußte sich bald nach der Inbesitznahme von Reichenau gegen Übergriffe der benachbarten Herrschaften Klamm und Gutenstein zur Wehr setzen. Herzog Albrecht II. ließ aus diesem Anlaß im Jahre 1343 nicht nur genau feststellen, welchen Verlauf die Grenzen der Herrschaft Reichenau seit altersher hatten, sondern legte auch die Rechte und Freiheiten Reichenaus genau fest³⁷⁾.

Die Gemerke der Herrschaft Reichenau begannen beim Markstein „in der Speckh“ (Gehöft östl. Schlöglmühl) und verliefen von dort weg über die Schwarza in den Rehgraben — auf den Kohlberg — auf den „Ertzberg“ (= Grillenberg), weiter als das Wasser „saigt in den Sauriesse“ (Saurüssel) — in die „Feuchtrisen“ (Feuchten) — in das „Hintal“ — in das „Wenigälbl“ (= Kleinalpl) — auf den „alten Schneeberg“ (= Klosterwappen), von dort zum Turmstein (Kote 1416), über den „Trogerperg“ (Fronbachgraben?) zu Tal, über die Schwarza, dann mitten durch das große Höllental aufwärts auf die Rax zum Kloben (Kote 1695), mitten in die „Grufft“ und in das Haberfeld. Weiter heißt es über den Grenzverlauf, die Reichenauer Gemerke umfaßten „die ganz Rachsner Albm“. Sie verliefen über den Ameisbichl (Kote 1828 auf der Schneealm) zum Rauhenstein und von dort zur „Mitterwanntt“ (Mitterbergschneid auf der Schneealm), wo die Hohenberger Gemerke angrenzten. Von dort verlief die Grenze „herwider das Gflötz unter der Rachsner Albm“, d. h. unter den Raxenmauern zum Preiner Gscheid, wo sie über den Sitzenbühel—Tattermann bis zum „Gamsenbichl“ (heute verballhornt „Wanzenbühel“) den gleichen Verlauf nahm wie die heutige Landesgrenze. Dort aber verließ sie die Wasserscheide und verlief in Richtung Kaltenberg (Kote 1295) — auf das „Halbegen“ — „oben auf den Esebach“ (= Möselbach, der vom Orthof Richtung Prein hinabzieht) — in die „Harras“ und über das „Rannach“ zum Kreuz auf der Wegscheide ober der Feste Klamm (Kote 878?); dann folgte sie dem Weg „ob des Wolffsholtz ob dem Sechterberg“ auf den Eichberg (Kote 813) und erreichte von dort wieder den Markstein in der Speck.

Dieser Grenzverlauf ist aus verschiedenen Gründen bemerkenswert. Erstens reichte die noch zum Landgericht Wiener Neustadt gehörige Herrschaft Reichenau damit weit über die heutige Landesgrenze ins Steirische hinein, so daß sowohl das Schneealm- als auch das Raxplateau zur Gänze zur Herrschaft Reichenau gehörten. Die Berainung folgte den Steilrändern der Schneealm und der Rax als von der Natur scharf vorgezeichneten Grenzlinien und man wäre von diesem

³⁴⁾ Stmk. LA, n. 2047.

³⁵⁾ Ebd. n. 2047 a.

³⁶⁾ Vgl. Pickl-Neuberg, S. 130.

³⁷⁾ Stmk. LA, n. 2225 b.

klaren und eindeutigen Grenzverlauf wahrscheinlich auch kaum abgegangen und die Herrschafts- bzw. Landgerichtsgrenze wäre wohl auch zur nö. Landesgrenze geworden, wenn nicht die Herrschaften Neuberg und Reichenau in einer Hand vereinigt worden wären. Das Kloster Neuberg aber erwarb in den Jahren 1458 und 1509 von den Herren von Hohenberg die Roßkogelalm, das Naßköhr und das Gebiet bis zur Kalten Mürz³⁸⁾. Dadurch wurde die Herrschaftsgrenze Neubergs bis zur Kalten Mürz bzw. bis zur Wasserscheide Mürz—Schwarza vorgeschoben und die heutige Landesgrenze bis zum Ameisbichl fixiert. Im Raxgebiet erhielten in der Folgezeit die Neuberger Untertanen der Gemeinde Kapellen Weiderechte auf der Hochfläche zugewiesen, wodurch die Gemeinde- und in ihrer Folge die heutige steirisch-niederösterreichische Landesgrenze auf das Raxplateau verlegt wurde. Da hier jedoch scharfe und eindeutige Grenzlinien fehlen, gab es immer wieder Streitigkeiten und damit ständige Verschiebungen der Landesgrenze bis zum Ende des 19. Jhs.³⁹⁾.

Innerhalb der angegebenen Grenzen der Herrschaft Reichenau übertrug Herzog Albrecht II. dem Kloster Neuberg 1343 nicht nur alle Nutzungsrechte an Wald, Holz und Weide, Fischrecht und Jagd, sondern gewährte den Mönchen auch jene Rechte „als wir es auch mit Fürstlicher Freiheit innegehabt haben und als es von altersher zu dem Haus gen Reichenau gehört hat“. Dazu erhielt das Stift Neuberg noch das alleinige Gerichtsrecht auf allen Gütern, und alle Fälle und „Wandel“ sowohl im kleinen als auch im großen. Allein der Abt von Neuberg oder seine Anwälte sollten alle Sachen verhören, richten und strafen und die großen und kleinen Bußen einnehmen. Davon ausgenommen waren nach des Ordens Gewohnheit lediglich die todeswürdigen Verbrecher, Mörder oder Diebe, die durch den Reichenauer Gegendrichter beim Markstein in der Speck dem Landrichter von Wiener Neustadt zur Bestrafung übergeben werden mußten.

Herzog Albrecht III. bestätigte den Neuberger Zisterziensern dieses Recht am 29. Juli 1371 ausdrücklich und drohte jedem Dawiderhandelnden mit einer Strafe von 200 Mark lötligen Silbers; dazu sollte er „verflucht und Gottes und aller seiner Heiligen Martern an ihm verloren sein“⁴⁰⁾.

Als der Pfleger der zu dieser Zeit schon landesfürstlichen Burg Klamm, Hans von Rappach, die Neuberger Herrschaftsrechte in der Prein nicht achtete, erhielt er deshalb am 3. Juni 1422 von Herzog Ernst einen strengen Verweis. Ihm und allen seinen Nachfolgern auf der Feste Klamm sollte im Bereich der Herrschaft Reichenau lediglich die Dachtraufengerechtigkeit zustehen⁴¹⁾.

Gerade weil in den genannten Urkunden die Rechte der Herrschaft Reichenau in allen Einzelheiten festgelegt sind, wurden sie hier so ausführlich behandelt. Es zeigt sich darin ganz klar, daß Reichenau innerhalb seiner Grenzen die einzige vollberechtigte Grundherrschaft war.

E. Klebel hat im Jahre 1944 eingehend dargelegt, daß Herrschaft (0) und Grundherrschaft zweierlei sind und streng geschieden werden müssen⁴²⁾. Der Titel „Herrschaft“ steht nur der vollberechtigten (und meist auch ältesten) Grundherrschaft, in unserem Falle also Reichenau, zu. Die übrigen Grundbesitzer hatten im Bereich der Herrschaft Reichenau zumindest ursprünglich nur den bloßen Nutzgenuß der Zinsen aus Grund und Boden, waren also bloße Gültbesitzer. Erst im Laufe der Entwicklung erwarben sie mit der Dachtraufengerechtigkeit auch die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen.

38) Vgl. Pickl-Neuberg, S. 128.

39) Sieger „Die Grenzen NÖs“ in Jb. f. Lk. von NÖ. 1902, S. 169—227.

40) Stmk. LA, n. 3116 b.

41) Insert inn. 6521 im Stmk. LA.

42) E. Klebel in Jb. f. Lk. v. NÖ. NF 28/1939—43, S. 56 f.



3. Der Umfang der Ortsbezeichnung Prein

Im Zusammenhang mit den Grenzen und Herrschaftsrechten scheint auch eine Bemerkung über die Bedeutung und den Umfang der Ortsbezeichnung „Preun“ nötig. Sie begegnet schon im landesfürstlichen Urbar aus der Zeit König Ottokars (1251—1276). Darin sind auf Seite 128 die Einkünfte des Königs „circa Nova Civitatem adiacentes in provincia que Preuna nuncupatur“ verzeichnet. Diese „provincia Preuna“ umfaßte nicht nur das gesamte Preinbachtal, sondern auch das Schwarzatal von Reichenau bis zur Talenge östlich von Schlöglmühl. Heißt es doch in der Urkunde von 1343 V 29 ausdrücklich: „die gegent die haizzet die Prewn untz an die Spekhe“⁴³⁾. Dementsprechend fixiert die Urkunde von 1333 IV 20 die Feste Reichenau als „das haus ze Reichenowe, daz da leit in der Praeun“⁴⁴⁾ und eine Urkunde des Jahres 1405 bemerkt vom Hof „ze Mülldorf“ (= Mühlhof an der Schwarza südöstl. Payerbach) er sei „gelegen in der Preun“⁴⁵⁾. Andere Urkunden sprechen von Weingärten gelegen „in der Präwn an dem Smitsperg“⁴⁶⁾, das ist der gegen Schmidsdorf abfallende Hang des Kohlberges, und von Hofstätten „zu Küb in der Prein“⁴⁷⁾.

Erst seit dem Ende des 18. Jhs. versteht man unter der Bezeichnung „in der Prein“ nur mehr das oberste Preinbachtal um den gleichnamigen Ort. Aus dem Umstand, daß das Mittelalter unter der gleichen Bezeichnung ein weit umfassenderes Gebiet verstand als heute, ergeben sich — wie wir noch sehen werden — bei der Lokalisierung der einzelnen Güter große Schwierigkeiten. Sehr oft ist die Lage der urkundlich genannten Güter nicht mehr genau zu bestimmen.

4. Die Grundherrschaften im Bereich der Herrschaft Reichenau

Die Zahl der Grundherrschaften, d. h. der Gültbesitzer, die uns im 14./15. Jh. in der Herrschaft Reichenau entgegentreten, wirkt zunächst einfach verwirrend. Der folgende Abschnitt wird aber zeigen, daß eingehende Untersuchungen doch recht bald große Zusammenhänge erkennen lassen.

Da in der Gegend um Reichenau Vulgärnamen nicht üblich sind bzw. die Hofnamen immer wieder geändert werden, lassen sich aus den Katastern des 19. Jhs. nur sehr schwer Rückschlüsse auf die mittelalterliche Besitzverteilung ziehen. Das aber soll den Gang der folgenden Untersuchung nicht grundsätzlich stören, weil in diesem Abschnitt nicht daran gedacht ist, eine Besitzstandskarte der Herrschaft Reichenau zu bieten. Vielmehr soll versucht werden, aus den Urkunden des 14. und 15. Jhs. die Herkunft der einzelnen Güter und ihre früheren Besitzer zu erschließen, um auf diesem Weg Rückschlüsse auf die Besitzverteilung im 13. oder sogar im 12. Jh. ziehen zu können. Zu diesem Zweck sollen die einzelnen Güter dem Besitzrecht nach gegliedert werden. Wir unterscheiden demnach:

1. Eigengut,
2. landesfürstliche Lehen und
3. landesfürstliches Urbargut.

Von diesen Besitzgruppen ist im 14. Jh. vor allem das Eigengut geradezu verwirrend zersplittert. Wir unterscheiden daher beim Eigengut:

⁴³⁾ Stmk. LA, n. 2225 a.

⁴⁴⁾ Ebd. n. 2044.

⁴⁵⁾ Ebd. n. 4202 a.

⁴⁶⁾ Ebd. n. 3126.

⁴⁷⁾ Vgl. Abschnitt über die lf. Lehen Nr. 13 i.

- a) Reichenauer Urbar- und Lehensgüter,
- b) freieigene Güter im Besitz der verschiedenen Geschlechter und
- c) Aktivlehen der größeren Ministerialengeschlechter.

Weniger stark ist die Zersplitterung bei den landesfürstlichen Lehen, am geringsten anscheinend beim landesfürstlichen Urbargut. In der Folge sollen nun die einzelnen Besitzgruppen eingehend untersucht werden.

1. Das Eigengut

a) Die Reichenauer Urbar- und Lehensgüter

1333 wird das zur Feste gehörende Urbargut mit einer Gült von 29½ lb 11 den. angegeben. Über die Lage dieser Urbargüter erfahren wir nichts Genaueres⁴⁸⁾.

Dagegen wird die Lage der Reichenauer Lehen (die 1333 eine Gült von 42 lb 1 ß 3 den. ergaben) in den Urkunden meist ziemlich genau bezeichnet. Die Lehen befanden sich alle in der Hand kleiner rittermäßiger Geschlechter, die ihre Edelhöfe — die ausnahmslos in der unmittelbaren Umgebung Reichenaus lagen — meist ebenfalls von Reichenau zu Lehen trugen. Sie bildeten ursprünglich jedenfalls die ritterliche Mannschaft dieser Feste. So rührte der Edelhof „in dem Wolf“, der Stammsitz derer „von dem Wolf“, samt allen dazu gehörigen Gütern ebenso von Reichenau zu Lehen⁴⁹⁾ wie die Hälfte des Edelhofes „auf dem Wog“⁵⁰⁾, nach dem sich das gleichnamige Geschlecht nannte. Auch der Hof „ze Mülldorf“ (= Mühlhof) war zur Hälfte Reichenauer Lehen, denn Jörg der Wysenfrezz war damit 1405 halb vom Landesfürsten belehnt, während er die andere Hälfte von Neuberg (als Inhaber der Herrschaft Reichenau) zu Burgrecht besaß⁵¹⁾.

Einige Reichenauer Lehen lagen im Payerbachgraben. Hier werden der „Hof am Riegel unter dem Hof im Chot“ (1358 XI 30)⁵²⁾, der Hof „auf dem Reysner sitzt“ (1359 I 6)⁵³⁾, der Hof „im Chot“ (1362 XI 11 a)⁵⁴⁾ und ein Hof „in der Hürd“ (1364 II 25)⁵⁵⁾ als Reichenauer Lehen bezeichnet. Die meisten dieser Höfe befanden sich im Besitz derer „von dem Wolf“.

Wenn die meist tief an die Juden verschuldeten Lehensträger ihre Reichenauer Lehen dem Kloster Neuberg verkauften, wurden ihnen diese vom Abt häufig wieder zu Burgrecht verliehen⁵⁶⁾. Aus diesem Grund dürften die folgenden Güter ursprünglich ebenfalls Reichenauer Lehen gewesen sein. 1348 erklärten Rudolf der Wisenvrezz und seine Frau Dorothea 60 den. Gült auf ihrem Hof an dem „Sneberg“, auf 1 Holz am Grillenberg und auf 1 Weingarten am Rosenbüchel von Neuberg zu Burgrecht zu besitzen⁵⁷⁾. Im gleichen Jahr erfahren wir, daß Margret, die Witwe eines gewissen Olher, und ihr Sohn Ulrich ihren Hof in Payerbach von Neuberg zu Burgrecht besitzen⁵⁸⁾. 1355 bekennt Mert von Payerbach, der Schwiegersohn der vorgenannten Margret, daß er sein „stein-

48) Vgl. Pickl-Neuberg, S. 129.

49) Stmk. LA, n. 2725 b von 1359 XII 21.

50) Ebd. n. 2728 d von 1360 II 2.

51) Ebd. n. 4202 a.

52) Ebd. n. 2677 a.

53) Ebd. n. 2684.

54) Ebd. n. 2838 d.

55) Ebd. n. 2899.

56) Vgl. dazu den Abschnitt über die Reichenauer Einschildigen, z. B. die aus dem Wolf, im 2. Teil dieser Arbeit.

57) Stmk. LA, n. 2353.

58) Ebd. n. 2364 d.

hauß ze Payrpach“ (das offensichtlich dem Hof seines Schwiegervaters Olher entspricht) von Neuberg zu Burgrecht besitzt und dafür dem Stift jährlich 4 den. dient⁵⁹⁾).

Auch Zehente waren von Reichenau als Lehen ausgegeben. So verkaufte Niclas vom Wolf 1360 einen halben Zehent auf 13 Höfen im Payerbachgraben, den er von Reichenau zu Lehen trug, dem Ritter Burkhard dem Chneusser⁶⁰⁾. Nach dessen Tod fiel er 1365 an Neuberg⁶¹⁾. Von Elsbeth, der Frau des Jörg Hochenwarter erwarb Neuberg 1379 zwei Teile eines Zehents auf fünf Hofstätten zu Hirschwang⁶²⁾ und 1381 den Zehent „in dem Saurau auf Symons Hof unter dem Riegel“⁶³⁾.

In zwei Fällen lassen sich Reichenauer Lehen außerhalb der Herrschaftsgrenzen nachweisen. Eine Gült von 60 den. lag auf zwei Hofstätten zu Tannschach (östl. Priggwitz) und gehörte 1355 dem Niklas Wurmprant⁶⁴⁾. Eine andere Gült von 9 ß 10 den. auf fünf Häusern zu Schottwien verkaufte 1360 Wolfher der Mutschrott dem Kloster Neuberg⁶⁵⁾. Beide Gülten werden ausdrücklich als Reichenauer Lehen bezeichnet.

Da wir umgekehrt Klamm Lehen in der Herrschaft Reichenau finden, dürfen wir darin einen deutlichen Hinweis darauf sehen, daß sich die Herrschaften Klamm, Reichenau und das Gebiet um Priggwitz einst in einer Hand befunden haben müssen.

b) Freieigene Güter im Besitz verschiedener Geschlechter

Freies Eigen besaßen im Reichenauer Herrschaftsbereich im 14./15. Jh. etwa zehn verschiedene Geschlechter. An erster Stelle sind natürlich die Herren von Klamm zu nennen, denn es wäre geradezu unverständlich, wenn sie als ursprüngliche Besitzer der Feste Reichenau hier kein freies Eigen behalten hätten. 1342 XII 6 verkauften Hermann II. von Klamm und seine Frau Katrein dem Kloster Neuberg eine freieigene Gült von 9 ß 14 den., gelegen in der Prein auf zwei Höfen, dem Förstlein Hof und dem nächst dabei gelegenen Hof an der Kohleben an der Leiten⁶⁶⁾. 1347 V 25 gestattete Hermann II. von Klamm, daß Heinrich der Müller von Gloggnitz eine Wiese am Heufeld beim Grünsting (OG Reichenau), die des Klammers rechtes Eigen und des Müllers Burgrecht war, um 4 lb dem Kloster Neuberg verpfändete⁶⁷⁾. Die Wiese gehörte zu dem „Muelhof ze Glokniz“, der keineswegs mit dem Mühlhof östl. Payerbach identisch und ebenfalls des Klammers rechtes Eigen war.

Eine freieigene Gült von 16 lb 10 den., gelegen in der Prein, verkaufte 1366 IX 29 Niklas der Sachsengang von Feistritz zusammen mit Bernhard und Konrad den Hauspekchen an Abt und Konvent von Neuberg⁶⁸⁾. Da Herr Konrad von Sachsengang, ein Vetter der Vorgenannten und Zeuge dieses Verkaufs, 1376 III 23 als Oheim der Agnes von Klamm (einer Tochter Hermanns II. von Klamm) bezeichnet wird⁶⁹⁾, dürfen wir annehmen,

⁵⁹⁾ Ebd. n. 2536.

⁶⁰⁾ Ebd. n. 2753 a.

⁶¹⁾ Ebd. n. 2931 b.

⁶²⁾ Ebd. n. 3355 a.

⁶³⁾ Ebd. n. 3406 c.

⁶⁴⁾ Ebd. n. 2553 a.

⁶⁵⁾ Ebd. n. 2732.

⁶⁶⁾ Ebd. n. 2216.

⁶⁷⁾ NÖ LA n. 359.

⁶⁸⁾ Stmk. LA n. 2965 b.

⁶⁹⁾ OÖUB, IX. Bd., S. 44 f, n. 31.

daß die hier erwähnte Gült ursprünglich auch im Besitz der Klammer gewesen sein dürfte.

Ähnlich waren wohl auch Ulrich der Fleischeß von Harschendorf und Friedrich der Beheim von St. Petronella in den Besitz einer Gült von 18 B 5 den. freien Eigens in der Prein gekommen, die sie 1341 II 3 zugleich mit lf. Lehen an Abt Simon von Neuberg verkauften⁷⁰⁾. Denn wie wir seit den Forschungen Pirchegggers wissen⁷¹⁾, waren die Herren von Klamm mit den Ha(r)schendorfern, deren Sitz bei Ebenfurth lag, verwandt. Außerdem ergibt sich aus unseren Untersuchungen, daß die Ha(r)schendorfer auch mit den Görtshachern und den Einschildnern „aus der Prein“ verschwägert bzw. verwandt waren⁷²⁾.

Nicht ganz so klar läßt sich die Herkunft des freien Eigens der Losenheimer in der Prein und in Schottwien erweisen. Schon 1332 XII 13 gaben sie eine freieigne Gült von 2 lb 4 den. in der Prein an Neuberg⁷³⁾ und 1341 IV 23 verkaufte Georg von Losenheim den Zisterziensern 6 B rechtes Eigen auf drei Häusern zu Schottwien⁷⁴⁾. Damit läßt sich in Schottwien (d. h. in der Hs. Klamm) freies Eigen eines Geschlechts nachweisen, das auch in der Hs. Reichenau begütert war. Immerhin sind verwandtschaftliche Beziehungen der Klammer und Losenheimer sehr wahrscheinlich. Oder sollten die Losenheimer einstmals zur Mannschaft von Reichenau gehört haben? Erscheint doch um 1260 Rudeger von Losenheim unter dem Gefolge der At von Reichenau!⁷⁵⁾.

Schließlich folgen jene rittermäßigen Geschlechter, die im Dienste der Herren von Klamm standen und vermutlich dadurch in den Besitz ihrer freien Eigen um Reichenau gekommen waren. Zum Teil besaßen sie auch Reichenauer und manche sogar landesfürstliche Lehen.

Die Schneeberger gehörten um 1300 zweifellos zu den bedeutenderen Geschlechtern im Dienst der Herren von Klamm⁷⁶⁾. Später verschlechterten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schneeberger aber so sehr, daß der „erbar man“ Weigand der Schneeberger und seine Frau Anna 1354 III 2 ihren Hof „ze Snewerch“ (ihr rechtes freies Eigen und offenbar der Stammsitz ihres Geschlechts) an Abt Simon von Neuberg verkauften, ihn jedoch vom Kloster wieder zu Burgrecht erhielten⁷⁷⁾. Daß Weigand auch einen freieignen Weingarten „am Stuppach“ und damit außerhalb der Hs. Reichenau besaß, den er 1363 VIII 12 ebenfalls an Neuberg verkaufte⁷⁸⁾, verwundert nicht; es ist nur ein neuerlicher Beweis für die engen Besitzzusammenhänge dieses Gebietes mit den Hss. Klamm und Reichenau.

Die gleiche Wechselbeziehung zeigt der freieigne Besitz des Stefan Wurmprant zu Stuppach an einer Hofstatt in Hirschwang, die er 1372 VII 25 Abt Heinrich und dem Konvent von Neuberg verkaufte⁷⁹⁾.

⁷⁰⁾ Stmk. LA, n. 2179.

⁷¹⁾ Pirchegger: „Zur Genealogie der Mahrenberger“ in ZdHV f. Stmk. 1914, S. 182.

⁷²⁾ Lechner-Regesten n. 39 beweist die Verwandtschaft mit den Görtshachern; Stmk. LA n. 2993 a, Gilg der Vleischezz ze Harssendorf ist der Schwager von Mathee, Ulrich und Erhart, den Söhnen des Konrad aus der Prein.

⁷³⁾ Stmk. LA, n. 2039 a.

⁷⁴⁾ Ebd. n. 2185 f.

⁷⁵⁾ OÖUB IV n. 16.

⁷⁶⁾ Vgl. dazu im 2. Teil den Abschnitt über die Schneeberger.

⁷⁷⁾ Stmk. LA, n. 2504 b+c.

⁷⁸⁾ Ebd. n. 2876.

⁷⁹⁾ Ebd. n. 3144 f.

Gleich den beiden vorgenannten Geschlechtern erscheinen auch die Mutschrot schon im 13. Jh. im Gefolge der Herren von Klam. Ihr Besitz ist im 14. Jh. stark zersplittert. 1360 II 27 verkauften Ott der Teufel, Ott der Auer und Ulrich der Kirchenknopf den Neuberger Mönchen jenen Hof „datz sand Paul“ in der Prein (d. h. unmittelbar neben der Kirche St. Paul im Ort Prein), den einst Heinrich der Mutschrot selig besessen hatte, nebst vier Hofstätten und einem Getreidezehent, alles freies Eigen und zu dem genannten Hof zu St. Paul gehörig. Außerdem verkauften sie noch zwei Höfe im „Eselpach“ (= heute Möselbachgraben, der vom Orthof zur Prein hinunterzieht). Dies alles wird als ihr Erbgut und rechtes Eigen bezeichnet⁸⁰). Weiteres freies Eigen der Mutschrot kam 1384 VIII 10 an die Neuburger Zisterzienser. Philipp der Mutschrot veräußerte ihnen eine freieigne Gült von 1 lb weniger 10 den, gelegen in der Prein auf dem Hof des Geyst, auf einer Hofstatt am Bühel bei St. Paul und auf der Hofstatt des Geyr; weiters auf einer Hofstatt zu Gloggnitz „im Pregarten“ und auf einem ebendort gelegenen Holz. Auch diese Güter werden als des Mutschrot väterliches Erbe bezeichnet⁸¹).

Daß die von dem Wolf als Klammer bzw. Reichenauer Mannen im Laufe der Zeit ebenfalls freies Eigen erwarben, ist nicht verwunderlich. Niklas von dem Wolf und seine Frau Margarethe verkauften 1360 VI 28 einen freieignen Acker gelegen an der Speck um 17 ß dem Abt von Formbach⁸²). Auf ähnliche Weise dürften die Formbacher Mönche auch in den Besitz einer öden Hofstatt „im Wolf“, des Murren Hof an der Prein und einer öden Hofstatt in der Werning gekommen sein, die sie 1405 XI 25 als freies Eigen den Neuberger Zisterziensern vertauschten⁸³).

Trotz des verwirrenden Bildes, das die freieignen Güter im 14. Jh. durch ihre Zersplitterung bieten, kann — wie unsere Zusammenfassung zeigt — ihre Herkunft von den Stuppach-Klam-Schneebergern bzw. den Grafen von Formbach doch ohne allzu große Schwierigkeiten erwiesen oder wahrscheinlich gemacht werden.

c) Aktivlehen der größeren Ministerialengeschlechter

Verschiedene Ministerialengeschlechter haben in der Hs. Reichenau auch Aktivlehen ausgegeben. Dies gilt wiederum in erster Linie von den Herren von Klam, deren ritterliche Mannschaft ja zum Teil in der Herrsch. Reichenau ansässig war. Als Heinrich III. von Klam mit dem systematischen Abverkauf seiner Güter in der Umgebung der Stammburg begann, veräußerte er 1360 dem Grafen Yban von Pernstein u. a. auch das Kirchlehen der Pfarrkirche von Priggwitz und eine Gült von 32 lb den, an verlehntem Gut („gelts manschaft verlehntes gut“) zwischen Wr. Neustadt und dem Semmering⁸⁴).

Vermutlich erwarb Graf Yban von Bernstein damals vom Klammer auch jene Lehen im Görttschachgraben (= das von Schlöglmühl nach St. Christoph ziehende Tal), in Oberthal und zu Tannschach, mit denen Perhart der Görttschacher belehnt war, von dem Graf Yban sie 1382 I 23 zurückkaufte⁸⁵).

Bemerkenswert viele Lehen gaben die Stüchsen von Trautmannsdorf zu Stüchsenstein um Payerbach, in der Werning und in Küb aus⁸⁶).

⁸⁰) Ebd. n. 2731 c.

⁸¹) Ebd. n. 3495 c.

⁸²) Lechner-Regesten n. 50.

⁸³) Stmk. LA n. 4245 a.

⁸⁴) NÖ LA n. 599 (Klebel).

⁸⁵) NÖ LA n. 1065 (Klebel).

⁸⁶) Vgl. Abschnitt über die H. Lehen Nr. 13 i, 17, 18 a + b.

Vermutlich handelt es sich hierbei um die einstigen Besitzanteile der Herren von Stuppach, deren Güter überwiegend im östlichen Teil der Hs. Reichenau gelegen haben dürften. Die Stuchsen haben diese Güter jedenfalls mit der Herrsch. Stuppach erworben und mit ihrer Hs. Stüchsenstein verbunden. Da diese Herrsch. ihrerseits jedoch wiederum landesfürstliches Lehen war, soll die Stixensteiner Lehen im folgenden Abschnitt „landesfürstliche Lehen“ noch ausführlicher gesprochen werden.

Einige Rätsel gibt dagegen eine Gült von 6 lb den. in der Prein auf, die Perhart Görtischacher von Rudolf V. von Stadeck zu Lehen trug. Er vertauschte sie 1376 II 3 mit Zustimmung seines Lehensherrn dem Kloster Neuberg⁸⁷⁾. Nun lassen sich aber zwischen 1351 und 1354 mehrfach Beziehungen und Güterbewegungen zwischen den Stadeckern und den Ebersdorfern nachweisen⁸⁸⁾. Es wäre also möglich, daß den Stadeckern das Aktivlehen in der Prein von den Ebersdorfern, diesen aber von den Klammern oder Stubenbergern zugekommen ist. Die Beziehungen zwischen diesen drei Geschlechtern waren ja ziemlich eng⁸⁹⁾.

Auch Friedrich von Wallsee gab hier Aktivlehen aus. Jörg Wiesenfrezz war von ihm mit einer Mühle „zu Rauhenegk in der Preun“ zunächst bei seinem eigenen Hof belehnt, die er 1399 XI 19 dem Kloster Neuberg verkaufte⁹⁰⁾. Der Besitz des Wallseers erklärt sich ganz einfach aus dem Umstand, daß die Herrschaft Wartenstein 1398 den Wallseern verpfändet worden war⁹¹⁾; die Mühle gehörte also offenbar zu den Aktivlehen dieser Herrschaft.

Lediglich der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß dem Erzbischof von Salzburg auch hier der Zehent zustand und Zehente u. a. als Lehen an die Herren von Klamm und Stubenberg ausgegeben waren⁹²⁾. Salzburger Regesten, 2. Bd., n. 1025 + 1152; 3. Bd., n. 1156 + 1216.

2. Die landesfürstlichen Lehen

Im Vergleich zum Eigengut war der Umfang der landesfürstlichen Lehen (abgekürzt lf. L.) in der Herrsch. Reichenau verhältnismäßig bescheiden. Um später einfach darauf hinweisen zu können, sollen zunächst die wichtigsten Nachrichten hierüber in Regestenform wiedergegeben werden⁹³⁾.

1. 1336 I 2. Aus Liebe zu ihrem Sohn Jakob, der in den Dt. Orden eingetreten ist, schenkt die Witwe Christina v. Reichenau ihren Hof in Sauraw bei Reichenau (in Saurüssel?), lf. L., dem Dt. Ordenshaus zu Wr. Neustadt.
2. 1337 XI 30. Weigant v. Schneeberg und seine Frau Geysel verkaufen ihren Hof in der Prein „dacz St. Paul“ mit einer Gült von 12 β, lf. L., dem „erbar man“ Wulfing von Harschendorf.
Dessen Sohn, Wulfing v. Gerolzdorf, verkauft den Hof 1353 XII 18 mit Einwilligung Hzg. Albrechts II. an Neuberg.
3. c. 1340 XII 26. Reichenau. Die Brüder Konrad und Stefan „auz der Prewn“ verkaufen eine Gült von 7 β 15 den, lf. L., auf gestifteten Gütern in der Prein gelegen, dem Kloster Neuberg.
4. 1341 I 6 Andre auf dem Wog und Margret, seine Frau, verkaufen dem Kloster Neuberg 32 den., lf. L., auf gestiftetem Gut zu Schottwien.
5. 1341 II 3, Wien. Ulrich der Vleischezz von Harschendorf und seine Frau Petronella

⁸⁷⁾ Stmk. LA n. 3238 b.

⁸⁸⁾ NÖ LA n. 429, 435, 459.

⁸⁹⁾ Pirchegger „Lf. und Adel in Stmk.“, 2. Teil, S. 11, 14, 19 usw.

⁹⁰⁾ Stmk. LA n. 3998 a + 3999 b.

⁹¹⁾ NÖ LA n. 1439 (Klebel).

⁹²⁾ 1311 und 1314 besitzt Heinr. v. Stubenberg Zehente unterm „Sneberg“, Martin

⁹³⁾ Wenn nicht Anmerkungen eine andere Herkunft angeben, gehören die Urkunden in die chronologische Reihe des Stmk. LAs.

- und weitere Genannte verkaufen 5 lb 55 den., lf. L., auf gestiftetem Gut in der Prein an Neuberg.
6. 1341 V 17. Weigand von dem Wolf und Elsbeth seine Frau verkaufen ihren Hof „ab der Hürd“, genannt der Pölan-Hof, lf. L., ihrem Sohn Ulrich von den Wolf und seiner Frau Wendel unter der Bedingung des Rückkaufsrechtes.
 7. 1354 I 8 Margret, Witwe des Weigand des Kirchenknopf, gibt ihrer Tochter Katrein, die mit Winter von Grasperg verheiratet ist, ihren Hof an der Spießwart, lf. L., als Heiratsgut. Winter von Grasperg verkauft ihn 1347 V 1 dem Kloster Neuberg.
 8. 1349 VII 25. Reichenau. Niclas aus dem Wolf und Margret, seine Frau, verkaufen dem Kloster Neuberg ihre Wiese „in der Hürd“, lf. L., um 6 lb den., womit sie die Wiese von den Juden rückgelöst haben, behalten sie aber zu lebenslangem Nutzgenuß.
 9. 1355 VI 15. Elsbeth und Maydel, die Töchter des seligen Stefan an der Spießwart (= Stefan aus der Preun von Nr. 3) verkaufen einen Hof an der Spießwart, lf. L., dem erbarn man Ulrich aus der Prein.
 10. 1357 IV 2. Niclas von dem Wog verkauft seinen halben Hof auf dem Wog, lf. L., samt allem Zugehör seinem Bruder Peter auf dem Wog. (Die zweite Hälfte des Hofes ist Reichenauer Lehen!)
 11. 1357 V 15. Niclas von dem Wolf und seine Frau Margret verkaufen eine Gült von 40 den., lf. L., auf einer Wiese „in der Hürd“ dem Kloster Neuberg um 17 β den. Die 40 den. dienen die drei Holden: Jans am Ort 21 den., Stephan auf dem Stain 7 den., Fridel an dem Heperg 12 den.
 12. 1360 V 11. Ott der Teufel bezeugt, daß Gebwolf der Mutschrot, sein Eidam selig, und dessen Frau Katrein bei Lebzeiten dem Kloster Neuberg eine Gült von 3½ lb weniger 12 den., lf. L., verkauft hätten. Die Gült liegt bei St. Paul in der Prein auf 2 Höfen und 5 Hofstätten sowie auf 1 Haus in Schottwien.
 13. Das Lehenbuch Herzog Albrechts III. [Klebel], dessen Eintragungen zumeist in die Achtzigerjahre des 14. Jhs. fallen dürften, verzeichnet in der Hs. Reichenau folgende lf. Lehen⁹⁴⁾:
 - a) Heinrichs Sohn am Tannperg (= Thonberg, OG Reichenau) hat 30 den. ze Hirzwang⁹⁵⁾.
 - b) Jorg der Hohenwarter in der Wegschaid in der Prein bei Reichenau und seine Kinder haben 1 lb den. Gült auf dem Hof, auf dem sie sitzen⁹⁶⁾.
 - c) Achaz der Hannauer hat eine Mühl gelegen in der Prein in der Wegschaid⁹⁷⁾.
 - d) Achaz der Hannauer hat einen Hof gelegen in der Prein in der Wegschaid mit allem, was dazu gehört (1385)⁹⁸⁾.
 - e) Hensl Hawsloch hat versetzt seinem Schwager Achaz dem Hannauer alle Güter, die er hat zu Pairpach in der Prein (1385 Martini)⁹⁹⁾.
 - f) Niclas der Schütz hat einen Hof in der Prein.
Item hat er 2 den. Geld auf einer Hofstatt ze Payrbach¹⁰⁰⁾.
 - g) Hans der Floyt hat 2 lb 60 den. Gült in der Prein, 1 Hof auf dem Pichl in der Prein und 1 Halt (?) in der Werning¹⁰¹⁾.
 - h) Nicolai Schreiber in der Prein hat 60 den. Geldes gelegen bei einem Hof und einer Hofstatt und sind vom Grafen von Pernstain zu Lehen gewesen¹⁰²⁾.
 - i) Die Singerin hat zu Lehen von Stixenstein 5 β 10 den. auf 2 Hofstätten zu Küb „in der Prein“ und 2 Eimer Bergrecht auf 2 Weingärten und von einem Acker 12 den.¹⁰³⁾.

⁹⁴⁾ Diese Angaben verdanke ich alle E. Klebel.

⁹⁵⁾ Lehenbuch Albrechts III., S. 23, n. 132.

⁹⁶⁾ Ebd. S. 36, n. 219.

⁹⁷⁾ S. 102, n. 548.

⁹⁸⁾ S. 69, n. 205.

⁹⁹⁾ S. 172, n. 216.

¹⁰⁰⁾ S. 12, n. 63.

¹⁰¹⁾ S. 46, n. 294.

¹⁰²⁾ S. 342, n. 676.

¹⁰³⁾ S. 568, n. 4.

- j) Jörg der Wisenfrezz hat zu Lehen einen halben Hof zu „Müldorf“ (= Mülhof), 1 Hof zu „Sneberg“ und 5 β Geldes gelegen „in dem Semernich“, daselbst 30 den. Geldes auf einer Hofstatt und abermals 30 den. Geldes daselbst. Und 1 Holz am Grillenberg ¹⁰⁴⁾.
14. 1399 XI 19. Jörg der Wisenfrezz und seine Frau Diemut verkaufen einen Hof „gelegten in der Preun ob Reychenau“, 60 den. auf einer Hofstatt, 32 den. gelegen auf einem Hammer und 2 den. auf einer Wiese, die Peter Schentel auf dem Heuberg (= Haberg) innehat, alles lf. L., um 73 lb den. dem Kloster Neuberg. Außerdem verkaufen sie dem Stift auch eine Mühle, die 5 β den. dient und von Friedrich von Wallsee zu Lehen rührt.
15. 1405 III 6. Jörg der Wisenfrezz und seine Frau Diemut verkaufen dem Kloster Neuberg um 200 lb den. ihren ganzen Hof „ze Mülldorf gelegen in der Preun“, dessen eine Hälfte sie vom Hzg. von Österreich zu Lehen tragen, während sie die zweite Hälfte vom Kloster Neuberg zu Burgrecht besitzen, samt der Mühle und allem Zugehör. Sie behalten sich jedoch den Nutzgenuß des ganzen Hofes auf Lebenszeit vor und erhalten auch das Recht, den Hof mit anderen Leuten zu besetzen, weil Jörg Wisenfrezz zur Zeit Burggraf zu Wartenstein ist.
16. 1418 VII 22. Heidenreich der Gerstner stiftet dem Kloster Neuberg zu einem Jahrtag folgende Güter, die ihm einstmals Herzog Ernst verliehen, später aber ihm „geeignet und gefreit“ hatte: 1 Hof in dem Graben in der Prein, 1 Hofstatt des Jekl Rumpler am Hohegg, 1 Hofstatt im „Erlach“ (= Edlach?). Diese Güter waren einst Lehen von Stixenstein.
17. 1426 VI 24. Wr. Neustadt. Hzg. Friedrich IV. verleiht Hans von Rappach folgende Gült und Güter: in der Prein in „Pairpekcher“ Pfarr gelegen auf einem Hof zu „Sneperg“ 13 β , auf einem Hof zu Küb 5 β 12 den. und auf einer Wiesen daselbst 18 den., die er von Niklasen Grefenpekeh gekauft hat.
18. Das Lehenbuch Friedrichs III. verzeichnet zum Jahre 1443 [Klebel]:
- a) Walther Zebinger wurden die nachgeschriebenen Stück und Güter der Lehen-schaft von Stüchsenstain verliehen:
In dem Payrbach und in der Prein 1 Gut am Püchl, darauf Konrad Neuhold sitzt, 1 Gut in der Roßstraten, darauf Konrad Hofstetter sitzt, 1 Gut in der Prantstat, darauf Hans Mers sitzt, 1 Gut darauf Hans am Sneperg sitzt, 1 Gut in der Wernig, darauf Ull Pulbechs sitzt, 1 Gut, das der Kreuz innehat, 1 Gut, darauf der Heugler sitzt, 1 Gut, darauf Nikl Seuser sitzt, 1 Gut am Kieneck, darauf Hans Maretler sitzt, 1 Gut am Helbnberg, darauf Hans Dinsthoch sitzt, 1 Gut in der Rinnen, darauf Niel sitzt, 1 öde Hofstatt, die Thoman am Sechterberg innehat und 1 Wiese am Anger, die der Puchounigk innehat. Item in Payerbach auf 12 Gütern $\frac{1}{6}$ Getreidezehent groß und klein. Item in der Wernig auf 7 Gütern $\frac{1}{3}$ Zehent groß und klein. Item 18 Eimer Most Bergrecht am Adlitzberg, am Hunczberg und am Rosenbühel.
(Folgen weitere Gülden und Güter außerhalb der Hs. Reichenau in der Pfarre Pottschach und in Ratten) ¹⁰⁵⁾.
- b) Friedrich Wurmprant hat zu Lehen von der Hs. Stüchsenstein:
 $\frac{1}{2}$ Hof in Wernig, darauf der Ull Pulwechs sitzt, wovon man jährlich dient $\frac{1}{2}$ lb den. und $\frac{1}{2}$ Hof in der Dornau, darauf der Nikl Seuser sitzt, der auch $\frac{1}{2}$ lb den. jährlich dient. Die sind mit Kauf von Walter Zebinger an ihn gekomm ¹⁰⁶⁾.

Wie diese Übersicht ergibt, lassen sich bei den lf. Lehen vier Gruppen von Lehensträgern unterscheiden.

1. In der Umgebung der Feste Reichenau und im heutigen Preinbachtal war der Großteil der landesfürstlichen Lehen an jene Einschildigen ausgegeben, deren bescheidene Edelhöfe hier lagen und zumeist von Reichenau zu Lehen rührten.

¹⁰⁴⁾ S. 105, n. 561. Diese Güter hatte Rudolf der Wisenfrezz 1348 von Neuberg zu Burgrecht besessen. (Vgl. Anm. 57). Noch 1370 versprachen Rudolf der Wisenfrezz und seine Frau Wendel dem Kloster damit gehorsam zu sein (Stmk. LA n. 3076 a).

¹⁰⁵⁾ S. 55, n. 4 bzw. S. 74, n. 1.

¹⁰⁶⁾ S. 67, n. 9.

Die meisten von ihnen gehörten zur Reichenauer Mannschaft, wie die Reichenauer (Nr. 1), die Schneeberger (Nr. 2), die aus dem Wolf (Nr. 6, 8, 11), die von dem Wog (Nr. 4, 10), die Wiesenfrezz (Nr. 13 j, 14, 15) und vermutlich auch die Hohenwarter (Nr. 13 b). Zur Klammer Mannschaft sind vermutlich die aus der Prein (Nr. 3, 9) und die Mutschrot in der Prein (Nr. 12) zu rechnen, doch besaßen die Mutschrot auch Reichenauer Lehen.

2. Im östlichen Teil des Herrschaftsbereichs, um Payerbach, in Werning und Küb gab die Herrschaft Stüchsenstein zahlreiche lf. Lehen aus. (Nr. 13 i, 16, 18 a und 18 b). Diese Güter waren durch Albrecht den Stuchsen und später durch Hadmar und Martin die Stuchsen von Trautmannsdorf erworben und mit ihrer Feste Stüchsenstein verbunden worden. Sie scheinen ehemals den Herren von Stuppach gehört zu haben und sind wohl mit deren Herrschaft an die Stuchsen gekommen.

3. Zahlenmäßig gering ist die Gruppe jener kleinen Leute, die zwar noch unter den Einschildigen einzureihen sind, aber bestenfalls reisige Knechte waren. Dazu gehören der am Tannperg (= Thonberg OG Reichenau Nr. 13 a), Hensl der Hawsloch (13 e), Niclas der Schütz (13 f), und Nicolai Schreiber (13 h). Des Letztgenannten Lehen, die einst vom Grafen Pernstain zu Lehen gingen, sind sicher von den Herren von Klamm an den Pernstainer gekommen¹⁰⁷).

4. Sind schließlich jene Lehensträger zu nennen, deren Stamm- und Wohnsitze nicht in der Nähe lagen. Bei ihnen ist es meist nicht einfach, zu erklären, wie sie zu ihren Besitzungen in der Hs. Reichenau gekommen sind. Die Fleischeß von Ha(r)schendorf oder Geroltsdorf, wie sie sich auch nennen (Nr. 2, 5) waren mit denen aus der Prein und mit den Görtischachern verwandt bzw. verschwägert¹⁰⁸). Die Kirchenknopf (Nr. 7) gehören zu den Erben des Heinrich Mutschrot, mit dessen Geschlecht auch Achatz der Hannauer (Nr. 13 c, und d) verschwägert war¹⁰⁹). Hans von Rappach (Nr. 17) war zu jener Zeit (um 1426) Pfleger der lf. Burg Klamm¹¹⁰). Mit den genannten Gütern, die er von Niklas Grefenpeckh gekauft hatte, war zuvor Jörg der Wiesenfrezz belehnt gewesen (vgl. Nr. 13 j; ohne den Hof zu „Müldorf“). Bei Hans dem Floyt lassen die mir vorliegenden Quellen keine vernünftige Erklärung dafür zu, wie er zu seinem Lehen in der Prein gekommen sein könnte.

Wichtige Hinweise bieten die Regesten Nr. 10 und 15. Im ersten Fall handelt es sich um den Edelhof „auf dem Wog“ unmittelbar neben der Feste Reichenau, im anderen Fall um den Edelhof „ze Müldorf“, den heutigen Mühlhof. Beide Höfe waren jeweils zur Hälfte landesfürstliches, zur anderen Hälfte Reichenauer Lehen. Dieser Umstand darf als klarer Beweis dafür angesehen werden, daß die landesfürstlichen bzw. Reichenauer Lehen ursprünglich einen einheitlichen Besitzkomplex gebildet haben müssen, der erst später geteilt wurde — und zwar zum Teil Hof für Hof, wie die angeführten Beispiele zeigen. Wenn die lf. und die Reichenauer Lehen aber ursprünglich eine Einheit gebildet haben, dann nur als Besitz der Grafen von Formbach-Pütten.

3. Das landesfürstliche Urbargut

Das landesfürstliche Urbar aus der Zeit König Ottokars (1251—1276) verzeichnet „in provincia que Preuna nuncupatur“ an jährlichen Einkünften: 22½ tal. Pfennig, 297 Käse, 73 Hühner und 5 Modios Hafer¹¹¹). Friedrich der

¹⁰⁷) Vgl. Anm. 84.

¹⁰⁸) Vgl. Anm. 72.

¹⁰⁹) Achatz der Hannauer ist der Schwager des Philipp Mutschrot (Stmk. LA n. 3412 a).

¹¹⁰) Vgl. Anm. 41.

Schöne sah sich im Herbst 1314, kurz vor seinem Zug zur Königswahl, jedoch gezwungen, diese Einkünfte an die Brüder Hadmar und Martin, die Stuchsen von Trautmannsdorf zu verpfänden¹¹²⁾. Die Stuchsen hatten zu dieser Zeit schon anderen Besitz in der Hs. Reichenau, wie wir oben gehört haben.

Kurz nach der im Sommer 1327 erfolgten Gründung des Kloster Neuberg erreichte Herzog Otto der Fröhliche von seinen Brüdern, König Friedrich und Herzog Albrecht II., am 23. November 1327 die Erlaubnis, die den Stuchsen verpfändeten landesfürstlichen Güter in der Prein zurückzulösen und sie den Zisterziensermönchen seiner Neugründung zu vermachen¹¹³⁾. Da sich in den nächsten Jahren tatsächlich eine Zahlung von 480 Talenten an die Stuchsen nachweisen läßt¹¹⁴⁾, darf es als sicher gelten, daß das landesfürstliche Urbargut in der Prein bald nach 1327 tatsächlich in den Besitz des Klosters Neuberg gelangte. Als die Zisterzienser 1333 die Feste Reichenau und das mit ihr verbundene Urbargut erhielten, wurden die landesfürstlichen Urbargüter sofort mit dem Reichenauer Urbargut vereinigt und dadurch ein einheitlicher Besitzkomplex geschaffen, der eine nachträgliche Scheidung der ursprünglich verschiedenen Gütergruppen unmöglich macht.

Die Herkunft des landesfürstlichen Urbargutes in der Prein ist ja leicht zu klären. Ottokar von Böhmen hat es von den Babenbergern, diese haben die Traungauer und diese die Grafen von Formbach beerbt (1158).

Zusammenfassend läßt sich folgendes feststellen. Aus diesen eingehenden Untersuchungen ergibt sich, daß jede der drei besprochenen Gütergruppen ursprünglich Besitz der Grafen von Formbach-Pitten oder ihrer Ministerialen gewesen und daher die Hs. Reichenau (mit ihrem ersten Herrschaftsmittelpunkt im Schneedörfel) geschlossener Besitz der Formbacher gewesen sein muß.

Da wir die einzelnen Gütergruppen auch in der Hs. Klamm und um Prigg-litz ebenfalls n e b e n e i n a n d e r vorfinden [Reichenauer Lehen lagen z. B. in Tannschach östl. Prigg-litz und in Schottwien¹¹⁵⁾; freies Eigen von Reichenauer Mannen am Berg Stuppach (Schneeberger) und in Schottwien (Losenheimer)]¹¹⁶⁾, ergibt sich daraus nur eine Folgerung: die Herrschaften Klamm, Reichenau und das Gebiet um Prigg-litz müssen um 1100 geschlossener Besitz der Grafen von Formbach-Pitten gewesen sein. Allerdings hatten die Formbacher zu dieser Zeit einen nicht unbedeutenden Teil ihrer Güter, teilweise sogar als freies Eigen, an das Ministerialengeschlecht der Stuppach-Klamm-Schneeberger bzw. an ihr Hauskloster Formbach (Tochterzelle Gloggnitz) ausgegeben. Dadurch ergab sich nach dem Aussterben der Grafen von Formbach (1158) eine Dreiteilung des Besitzes. Wir müssen seither unterscheiden:

1. Eigengut des genannten Ministerialengeschlechts und seiner Zweige sowie des Klosters Formbach bzw. seiner Tochterzelle Gloggnitz. Ein Teil dieses Eigengutes war von den Stuppach-Klamm-Schneebergern als Lehen an ihre ritterliche Mannschaft ausgegeben.
2. Aktivlehen der Grafen von Formbach, die 1158 Aktivlehen des Markgrafen der Steiermark, ab 1192 der Babenberger werden.
3. Urbargut der Formbacher, das ab 1158 den steirischen Landesfürsten ab 1192 den Babenbergern gehörte.

¹¹¹⁾ Dopsch „Lf. Urbare Oö und NÖ“, S. 128 f.

¹¹²⁾ Vgl. Anm. 30.

¹¹³⁾ Stmk. LA n. 1965.

¹¹⁴⁾ Österr. Geschichtsforscher II, S. 419, 1335 III 17.

¹¹⁵⁾ Vgl. Anm. 64 und 65.

¹¹⁶⁾ Vgl. Anm. 78 und 74.

Jede dieser drei Besitzgruppen wurde im Laufe des 12. und 13. Jhs. weiter stark zersplittert, so daß wir im 14. Jh. im Bereich der Hs. Reichenau eine außerordentlich bunte und komplizierte Besitzverteilung vorfinden. Diese Zersplitterung wurde später allerdings wieder weitgehend vereinfacht, weil das Kloster Neuberg bis zum Ausgang des Mittelalters viele Güter der anderen Grundbesitzer aufkaufte und sie mit der Herrschaft Reichenau vereinigte, mit der sie ja auch ursprünglich verbunden gewesen waren. Dadurch wurde ein einigermaßen geschlossener Besitzstand wiederhergestellt, den Neuberg bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1786 bewahren konnte.

Der zweite Teil dieser Arbeit wird die Dienstmannschaft der Hs. Reichenau behandeln.

Zur Stammtafel der Stuppach-Klamm-Schneeberger

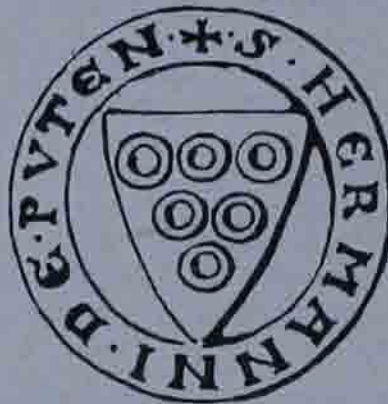
1. C. Plank sieht in Ortolf I. Stuphao (OÖUB I n. 274) den ersten Vertreter des Geschlechts.
2. Ortolf II. von Klamm wird c. 1130 (OÖUB I n. 63), c. 1140 (n. 76) und c. 1155 (n. 164) genannt; c. 1130 zusammen mit „frater eius de Stupach“. c. 1155 widmet er ein Eigengut zu Ofenbach (vermutlich bei Molzegg im Kranichberger Besitzbereich) als Seelgerät für seine verstorbene (ungenannte) Frau. Da die Brüder Odalricus und Sigfridus de Kranechperg die Schenkung an erster Stelle bezeugen, schließt C. Plank, daß Ortolfs Frau eine Kranichbergerin war.
3. Poppo de Stupach. Von c. 1130 (n. 63) bis 1164 XII 17 (n. 382) genannt. c. 1150 (n. 152) ausdrücklich als Ministeriale des Grafen Ekbert III. bezeichnet. 1164 zusammen mit seinen drei Neffen Eberhard, Ortolf und Heinrich von Straßhofen (n. 382).
4. Odalrich I. wird genannt: c. 1140 (n. 85) Poppo et Odalrich de Stupach
c. 1150 (n. 348) Poppo de Stupach, Odelrich de Sneberch et frater eius Megingoz
c. 1155 (n. 401) Poppo, Odalricus frater eius de Sneberch

Die Scheidung zwischen Odalrich I. und seinem Sohn Odalrich bzw. Ulrich II. ist nicht ganz einfach. Es ist aber als sicher anzunehmen, daß jener Odelricus de Sneperge, der c. 1150 (n. 152) 1 Hof zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil dem Kloster Formbach schenkte bereits Ulrich II. ist, weil seine Brüder Meningoz (II.), Gerunc und Adelbero als Zeugen auftreten.

5. Meningoz I. c. 1140 (n. 76) Megngoz de Clamme in einer Schenkungstradition des Chuno von Ramplach als Zeuge. Plank vermutet daher, daß
6. eine Schwester N. mit Chuno von Ramplach, der c. 1150—1163 als Chuno v. Kirchau genannt wird, vermählt war. Chunos Söhne hießen nämlich Adalbero, Megingoz, Heinrich. (Angaben von C. Plank).
7. Ortolf III. 1158 (n. 162) Ortolfus, Wigandus et Poppo de Chlamme. In der gleichen Reihenfolge auch c. 1170 (n. 180 und c. 1190 (n. 201). c. 1170 als Ministerialen des steir. Markgrafen bezeichnet (StUB II, S. 7). Zuletzt zusammen mit Wigand de Chlamme 1200 X kal. Nov. (Formbacher Kopialbuch im NÖ LA lit. 2 fol.)
8. Wigand I. 1158 (n. 162), c. 1170 (n. 180 und 189) und c. 1190 (n. 201) zusammen mit seinen Brüdern Poppo und Ortolf III. c. 1192 (n. 253) widmete er als Ministeriale des Hzgs. der Stmk. auf dem Totenbett dem Kloster Formbach sein Lehensgut „Wizzokel“ (= Weißjackel nördl. Stuppach). c. 1190 (n. 210) mit Bruder Ortolf III. Vor 1192 (n. 259) bei der Schenkung des halben Dorfes Wartmannstetten. 1192 X/XI (Bab. Reg. S. 70, n. 54) wohl noch er. 1200 X kal. Nov. (Formb. Kopialbuch im NÖ LA lit. 2 fol.) wohl schon sein Sohn Wigand II.

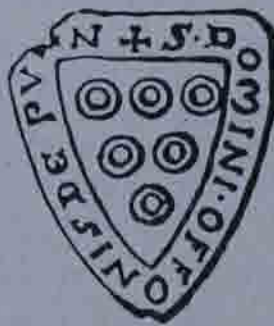
9. Poppo 1158 (n. 162), c. 1170 (n. 180) und c. 1190 (n. 201) zusammen mit seinen Brüdern Ortolf und Wigand I. Letzte sichere Datierung 1185 IV 29 (StUB I, S. 610).
10. Eberhard, Pfarrer von Neunkirchen 1188 (StUB I, n. 690), der 1190 (StUB I, S. 694) zusammen mit Wichardus und Ortolf de Chlamme genannte Herbordus wohl er. c. 1190 (n. 253) in der Seelgerätstiftung Wigands I. ausdrücklich als dessen Bruder bezeichnet. Vollzieht c. 1212 (n. 254, dort fälschlich zu c. 1190 datiert!) noch die Seelgerätstiftung Wigands II. 1202 VII 10 (Bab. UB I n. 127) Pataviensis decanus. 1213 (St. Pöltener Urk.buch) Pataviensis prepositus; 1220 X 16 (StUB II, n. 172) summus prepositus Pataviensis.
11. Ulrich II. Der c. 1140 (n. 116) genannte Odalrich de Sneperge wohl schon er, weil er in Begleitung des Megngoz iunior, d. h. Megingoz II. erscheint. Immerhin sonst die Scheidung zwischen ihm und seinem Vater Odalrich I. nicht ganz einfach durchzuführen. Die c. 1150 (n. 152) angesetzte Widmung eines Hofes zu Lindgrub erfolgte wohl durch ihn! Als Odelricus de Sneperge erscheint er zusammen mit seinen Brüdern Meningoz, Gerunc und Adelbero. Die Stiftung zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil könnte anlässlich des Ablebens seines Vaters Odalrichs I. erfolgt sein. c. 1170 (n. 189) zusammen mit seinem Bruder Gerung an der Spitze der Zeugenreihe, weit vor Wiemannus und Odalricus de Clamme und dem hinter dem Schergen Rodpert der Zelle Gloggnitz eingereichten Sigboto de Sneberc. Am Ende seines Lebens widmete Ulrich II. c. 1190 (n. 201) durch die Hand seines Bruders Meingoz II. und Wigands von Klamm 3 Hufen in Lindgrub. Durch den Besitz am gleichen Ort und den Namen des Bruders scheint die Identität mit dem Stifter von c. 1150 erwiesen.
12. Megingoz II. Erstmals c. 1140 (n. 116) als Megngoz iunior zusammen mit Odalrich de Sneperge. Auch c. 1150 (n. 348), aber nicht ganz klar, ob er oder Megingoz I. c. 1150 (n. 152) in der Seelgerätstiftung zusammen mit seinen Brüdern Gerung, Ulrich II. und Adalbero. c. 1190 vollzieht er die Seelgerätstiftung seines Bruders Ulrich II.
13. Gerunc c. 1150 (n. 152) und c. 1170 (n. 189) als Bruder Ulrichs II. de Sneberg genannt.
14. Albero wird nur c. 1150 (n. 152) genannt. Vgl. Nr. 4 und 11.
15. Wigand II. de Klamm c. 1192 (n. 253; dort falsch c. 1190) als Sohn Wigands I. genannt. 1197 XII 9 (StUB II, n. 24) Zeuge nach Rudolf von Stadeck und vor Hermann von Pütten. Fortan immer wieder im Gefolge Leopolds VI. (StUB II, n. 57, 78 usw.). Zuletzt 1211 VII 18 (StUB II, n. 113) als Wigandus de Chlamme iunior. Daher seine Seelgerätstiftung (im OÖUB I, n. 254) zu Unrecht c. 1190 datiert, richtiger vielmehr c. 1212. Vgl. dazu Nr. 10.
16. Chunrad de Chlamme c. 1212 (n. 254, dort falsch c. 1190 datiert) als Bruder Wigands II. genannt.
17. Sigboto de Sneberch. c. 1165 [n. 163; dort falsch c. 1150 datiert, denn der Stifter Poppo ist vermutlich Poppo v. Stuppach, jedenfalls aber ein Ministeriale des steir. Markgrafen (daher frühestens 1158!). Poppo v. Stuppach aber wird noch 1164 genannt.] zusammen mit Vdalricus de Sneberch genannt. Könnte demnach ein Sohn Ulrichs II. sein. c. 1170 (n. 189) aber so weit hinter diesem, ja sogar hinter dem Schergen der Zelle Gloggnitz, daß Zweifel am Platze sind. Vgl. dazu Nr. 11.
18. + 20. Cunrad und Rapoto de Puten. c. 1212 (n. 254) wird Chunrad als Schwiegersohn (gener) Wigands II. bezeichnet. Zuvor 1202 (Bab. UB I, n. 127) zusammen mit Bruder Rapoto weit hinter dem älteren Hermann I. v. Pütten. 1211 (StUB II, S. 170) zusammen mit Hermann I. und Rapoto. Rapoto zuletzt 1222 III 27 (Bab. UB II).
19. Hermann I. von Pütten 1188 (StUB I, n. 688 und 689) bis 1220 Spätsommer (Bab. UB n. 223) immer wieder genannt. Vgl. Nr. 18 und 20.

21. Heinrich v. Pütten 1215 V 18 (Bab. UB I, S. 277) als Sohn Hermanns von Pütten bezeichnet. 1222 III 27 (Bab. UB II) und 1224 (StUB II, S. 307) als Bruder Offos von Pütten genannt. Heirat mit einer Mahrenbergerin ergibt sich aus der Bezeichnung seines Sohnes Hermann II. als Enkel der Gisela von Mahrenberg 1251 (StUB III, n. 93).
22. Offo von Pütten. 1222 III 17 Heinricus et Offo fratres de Puten (Bab. UB II). 1256 (Stmk. LA n. 744) vergleicht er sich mit seinem Brudersohn Hermann. Zuletzt 1265 (Stmk. LA n. 844 b). Seine Frau Alhaid, genannt 1227 (Bab. UB II, n. 265) ist eine Tochter des Otto von Traberg.
23. Hermann II. von Pütten bzw. von Klamm. 1249 (StUB Erg. Bd. n. 61) als H. von Puten, c. 1250 (StUB III, n. 83) als H. de Chlamme bezeichnet. 1251 (StUB III, n. 93) nennt ihn Gisela von Mahrenberg den



Siegel Hermanns II.
von Pütten—Klamm 1251 und 1256

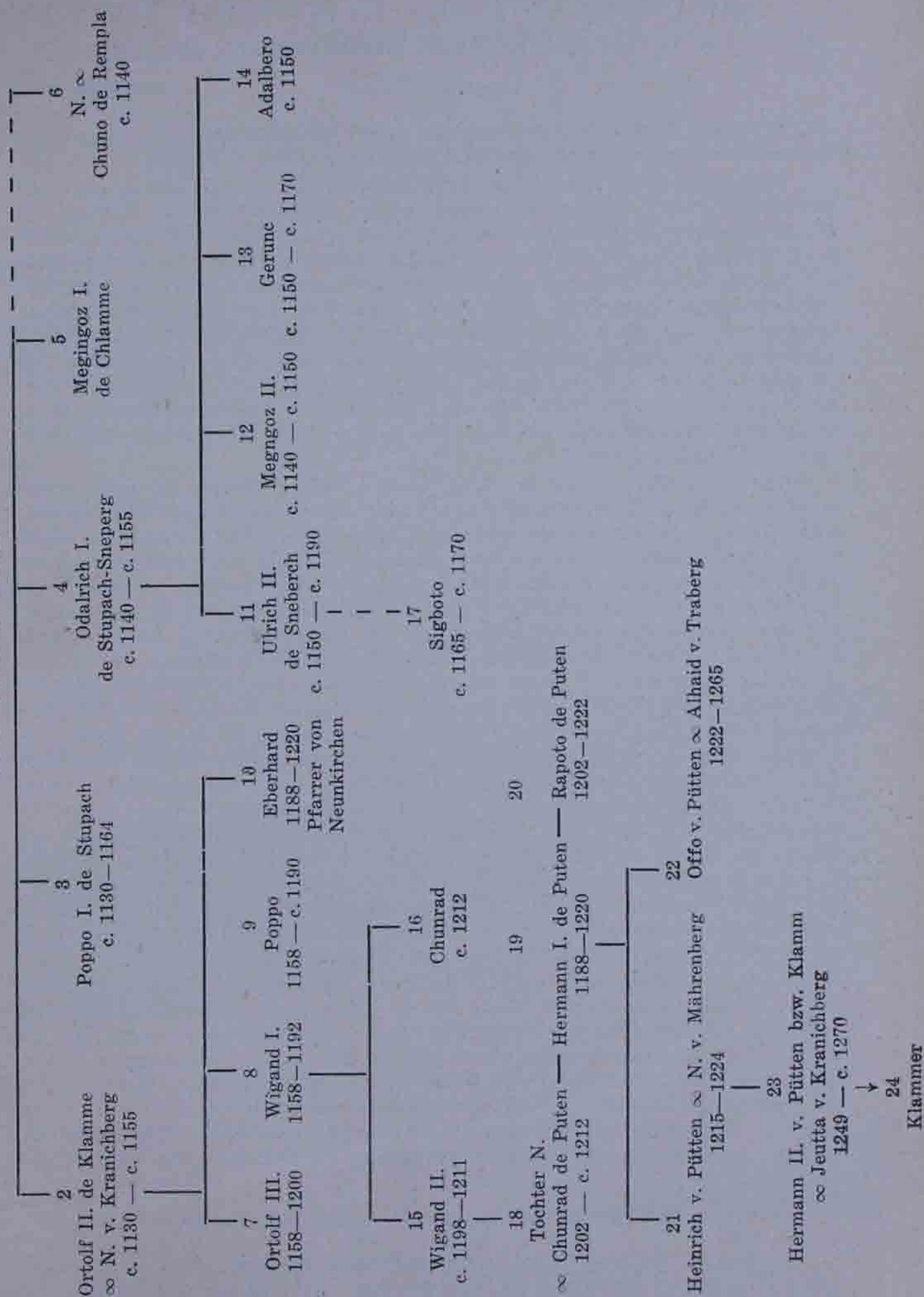
wo er als Brudersohn Offos von Pütten bezeichnet wird. Letzte datierte Nachricht Sohn ihrer ungenannten Tochter. Im Text H. von Klamm, sein Siegel zeigt dagegen die Umschrift S. HERMANNI DE PVTEN! Desgleichen in 1256 (Stmk. LA n. 744),



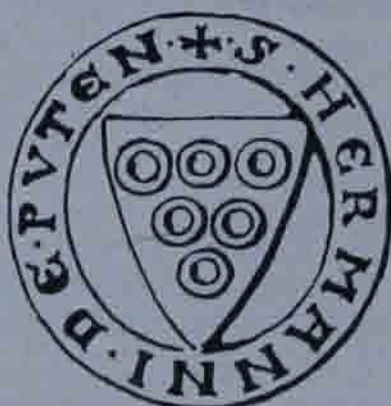
Siegel des Offo von Pütten 1256

1266 IV 30 (Stmk. LA n. 866 c) als H. de Chlam. Eine undatierte Tradition des Hospitals am Semmering, in der er als Zeuge erscheint, nicht c. 1280, sondern eher c. 1270 zu datieren (Stmk. LA n. 1183 c). Seine Frau war nach den Angaben C. Planks Jeutta v. Kranichberg.

24. Den weiteren Stammbaum der Klammer siehe bei Pickl-Klamm.

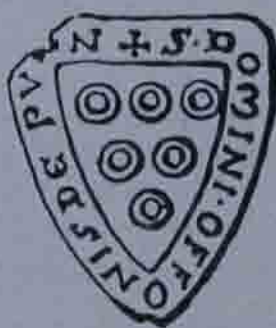


21. Heinrich v. Pütten 1215 V 18 (Bab. UB I, S. 277) als Sohn Hermanns von Pütten bezeichnet. 1222 III 27 (Bab. UB II) und 1224 (StUB II, S. 307) als Bruder Offos von Pütten genannt. Heirat mit einer Mahrenbergerin ergibt sich aus der Bezeichnung seines Sohnes Hermann II. als Enkel der Gisela von Mahrenberg 1251 (StUB III, n. 93).
22. Offo von Pütten. 1222 III 17 Heinricus et Offo fratres de Puten (Bab. UB II). 1256 (Stmk. LA n. 744) vergleicht er sich mit seinem Brudersohn Hermann. Zuletzt 1265 (Stmk. LA n. 844 b). Seine Frau Alhaid, genannt 1227 (Bab. UB II, n. 265) ist eine Tochter des Otto von Traberg.
23. Hermann II. von Pütten bzw. von Klamm. 1249 (StUB Erg. Bd. n. 61) als H. von Puten, c. 1250 (StUB III, n. 83) als H. de Chlamme bezeichnet. 1251 (StUB III, n. 93) nennt ihn Gisela von Mahrenberg den



Siegel Hermanns II.
von Pütten—Klamm 1251 und 1256

wo er als Brudersohn Offos von Pütten bezeichnet wird. Letzte datierte Nachricht Sohn ihrer ungenannten Tochter. Im Text H. von Klamm, sein Siegel zeigt dagegen die Umschrift S. HERMANNI DE PVTEN! Desgleichen in 1256 (Stmk. LA n. 744),



Siegel des Offo von Pütten 1256

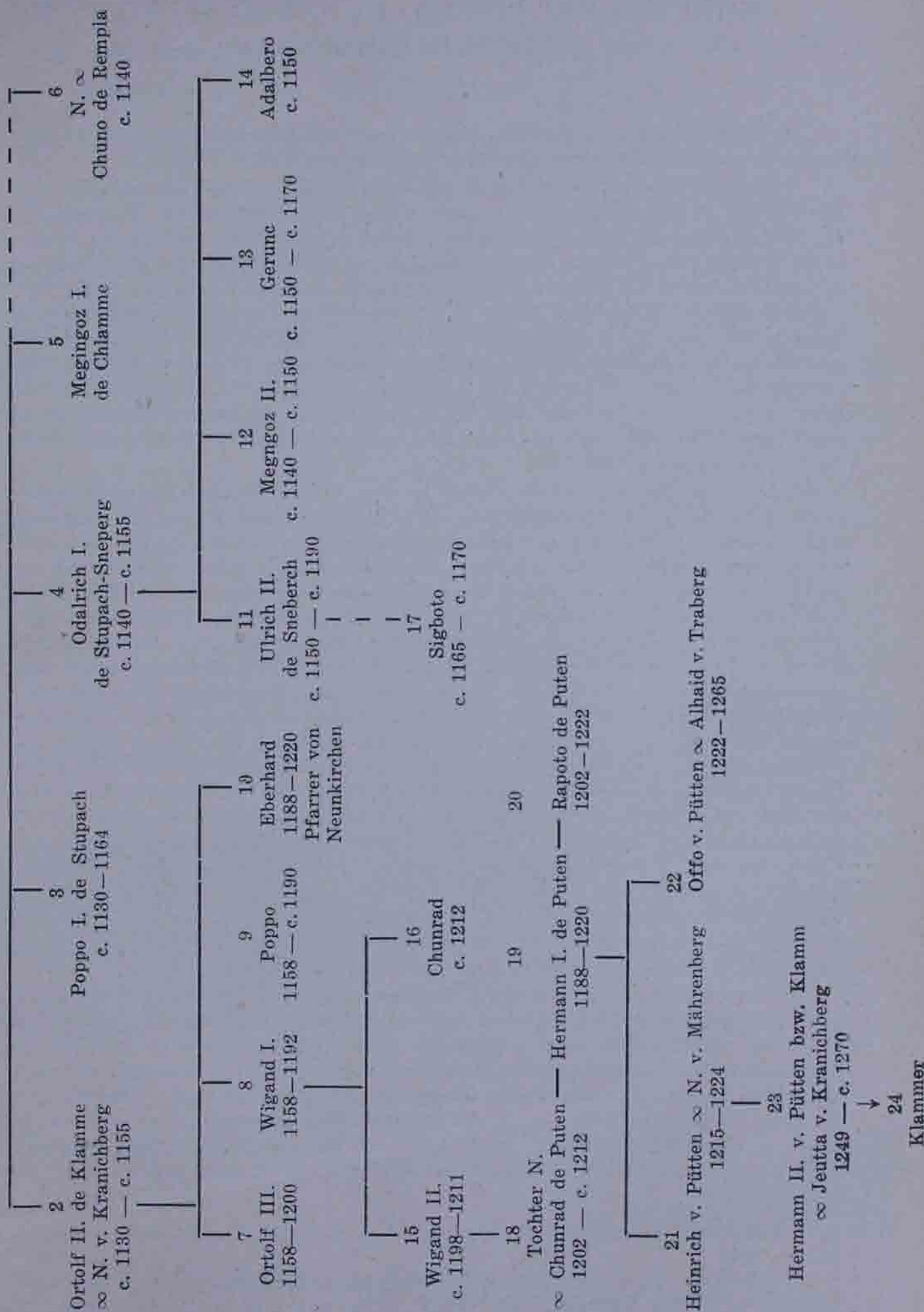
1266 IV 30 (Stmk. LA n. 866 c) als H. de Chlam. Eine undatierte Tradition des Hospitals am Semmering, in der er als Zeuge erscheint, nicht c. 1280, sondern eher c. 1270 zu datieren (Stmk. LA n. 1183 c). Seine Frau war nach den Angaben C. Planks Jeutta v. Kranichberg.

24. Den weiteren Stammbaum der Klammer siehe bei Pickl-Klamm.

Stammtafel der Stuppach — Klam — Schneberger

1

Ortolf I., Stuphao c. 1130



MORPHOGENETISCHE KENNTNISSE VOM WIENER BODEN

Von Karl Wentz

Es ist ein Beitrag zu dem Gedanken eines Diskussionsentwurfes über „Leitlinien einer österreichischen Quartärstratigraphie“ von J. Fink¹⁾.

Feldbeobachtungen am Rande der Wiener Bucht, von der Hütteldorfer- bis zur Wiener Pforte, ergaben mir immer wieder übereinstimmende Merkmale in der Formgebung der Wiener Landschaft. So ist es auch der bogenförmige Bruchrand, Wilhelminen-, Schaf-, Hacken-, Reisen- und Nußberg, der das Flyschmassiv mit dem ehemaligen Stromgelände formvollendet vereinigt; dazwischen die tief eingeschnittenen Wienerwaldbäche. In der Abbildung 1 ist diese Linienführung festgehalten, die jedoch in der Wiener Bucht nur nördlich des Wienflusses vorherrschend ist. Südlich davon unterbrechen die Ober-St. Veiter Klippen das „Klassische Baugefüge“ und in der Abbildung 2 wird dieser „Irreguläre Bruchrand“ aufgezeigt. Wo nun das Gelände zur Neigung in das Becken ansetzt, ist es immer der 360-m-Horizont, der besonders prägnant am Wilhelminen- und Nußberg in Erscheinung tritt.

Der 360-m-Horizont in der Skulptur des Wiener Bodens ist nicht durch einen Zufall bei der Entwicklung dieses Bodens entstanden. Es war die Begebenheit der pannonischen Wasserbedeckung, die ihre Sedimente am Rande der Bucht bis zu dieser Marke absetzte. Zu dieser Kenntnis gelangte schon Büdel²⁾, daß die 12 km breite Randzone des Beckens am Ende des Pontikums bis zu einer Höhe von 350 m mit den Sedimenten der drei Meeresbedeckungen erfüllt gewesen ist. Nun war bereits das aus der letzten seichten Wasserbedeckung herausragende Flyschmassiv bis zur einsetzenden Trockenlegung des Seebodens zertalt und unterschied sich von allem Anfang an gegenüber dem flächenhaft freiwerdenden Seeboden. Die im Flysch bereits vorhandenen Täler wurden dann zum Tonboden hinaus verlängert und es verblieben seit diesem Beginnen an etlichen Stellen des Bruchrandes Ansätze des einst jungfräulichen flächenhaften Bodens. Man kann diesen Boden als die Uoberfläche im Wiener Raum seit dem endgültigen Abzug der stehenden Gewässer bezeichnen, von wo ab bis auf heute dieser Boden so mannigfaltig herausmodelliert wurde. Die noch vorhandenen oberpliozänen Ansätze sind um 200 m höher als der heutige Donauspiegel und dieses mächtige Schichtpaket wurde seit Beginn des Oberpliozäns im Wiener Raum ausgeräumt. Ein solcher besonders sichtlich profilierter Talansatz befindet sich in der Hütteldorfer Pforte, wo er im Rahmen der Abbildung 5 dargestellt ist; sie birgt einen reichhaltig instruktiven morphogenetischen Formenschatz in sich.

In der Abbildung 1 ist nur die Großform des Wiener Bodens festgehalten und innerhalb dieser zergliedert sie sich in die konventionellen Terrassen. Die Großform mit ihren 360 m Ansätzen galt auch einst für den Burgstall, der an der Grenze Oberpannon-pliozän noch mit einem Ansatz Verbindung mit dem Leopoldsberg hatte. In der Folge wurde der Bach des heutigen Waldgrabens, der einst im Burgstallgraben floß, von der Donau her angezapft und die Terrasse selbst zu ihrer heutigen Form abgetragen; als Strandterrasse scheidet sie nun gänzlich aus und Fink¹⁾ führt sie auf seiner Tafel 2 nur noch als eine ex-

¹⁾ Fink, J., Leitlinien einer österreichischen Quartärstratigraphie, Mitt. Geol. Ges., 53. Bd., 1960.

²⁾ Büdel, J., Die morphologische Entwicklung des südlichen Wiener Beckens und seiner Umrahmung, Berliner geogr. Arb. 1933.

Abb. 1

DAS CHARAKTERISTIKUM IN DER LINIENFÜHRUNG DES WIENER BODENS

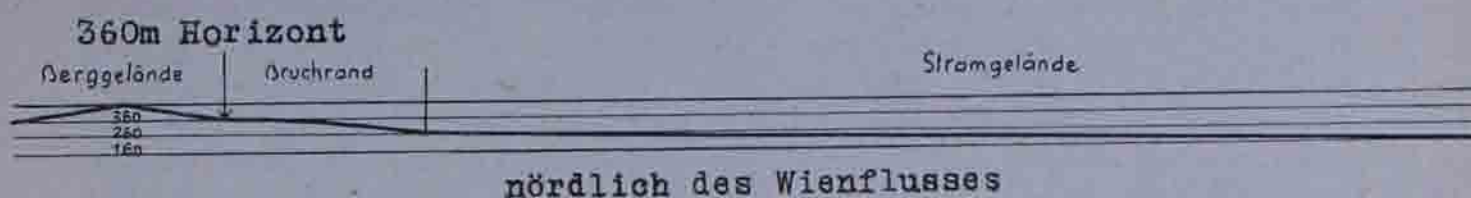


Abb. 2

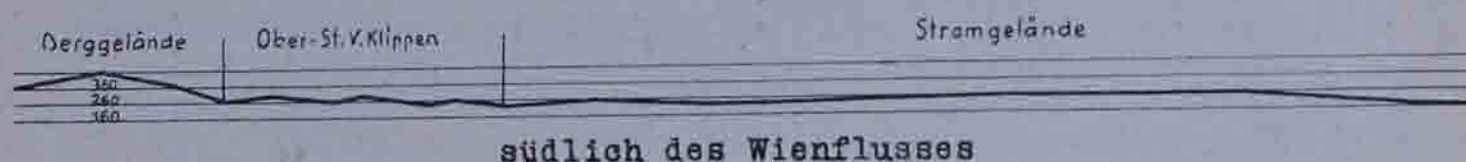
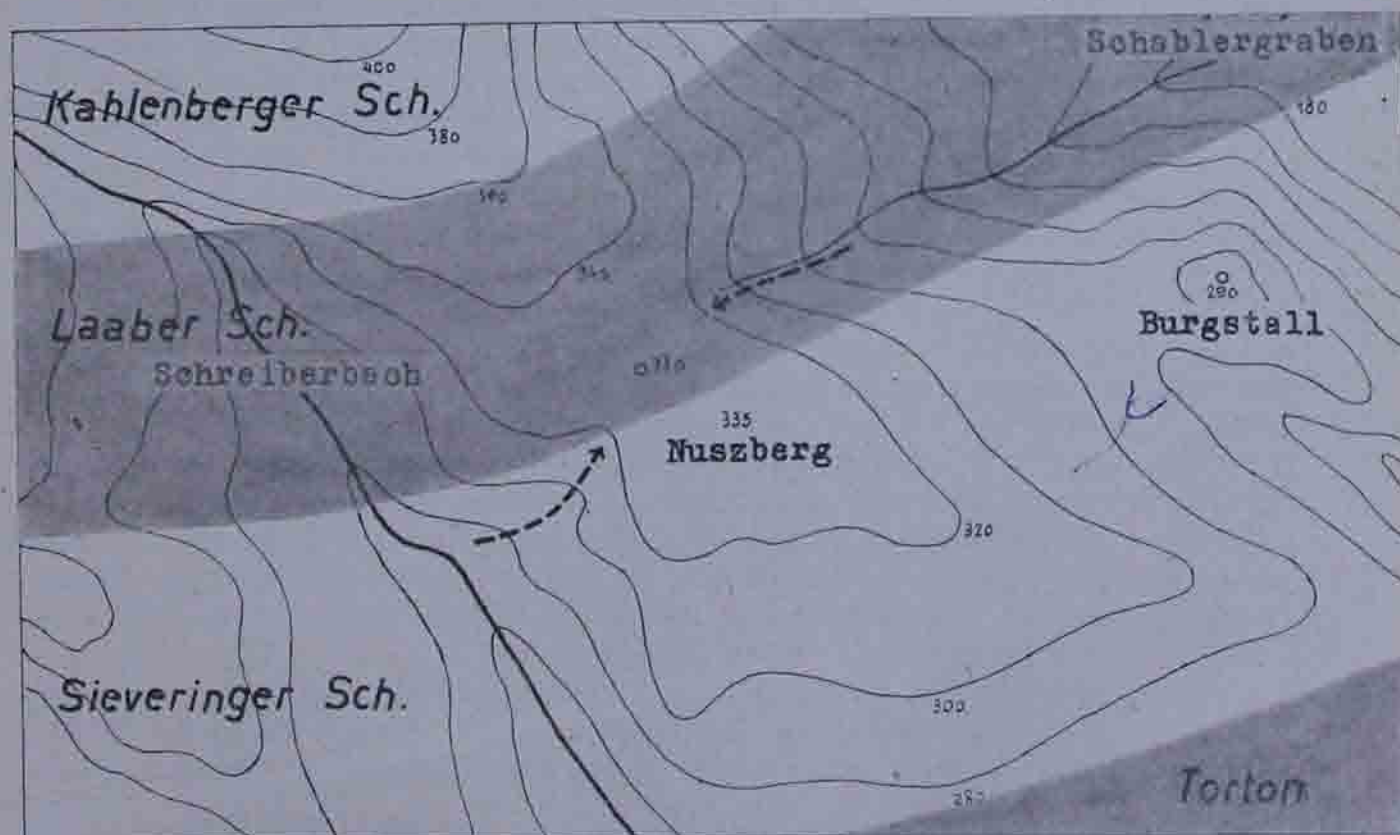


Abb. 3

DIE NUSZBERG TERRASSE WIRD ZERGLIEDERT



Das fortschreitende Rückwärtseinschneiden des Schablergrabens wird mit der Zeit auch den Schreiberbach anzapfen.

humierte pannonische Strandterrasse. Es war ja Hassinger selbst³⁾, der erstmalig erkannte, daß die Skulptur des Burgstalls auf die Anzapfung seines Grabens zurückzuführen ist. Sollte man aber noch immer an einer Burgstall-Seeterrasse von 155 m festhalten, dann bliebe die Entstehung eines regelrechten Bachtals unter der pannonischen Wasserbedeckung ein geomorphologischer Widersinn. Es ist schon richtig, der Burgstall ist eine durch fließende Gewässer abgetragene Nußberg-Terrasse und man wird am ganzen Bruchrand einen Hinweis zu einer Burgstall-Seeterrasse nicht finden. Wie nun die Zergliederung einer Strandterrasse beginnt, ist in der Abbildung 3 dargestellt. Es ist geradezu ein Schulbeispiel, wie die Nußbergterrasse vom Schablergraben und vom Muckental (Schreiberbach) aus gegen die Kote 330 zu zernagt wird. Und so wird der Weg des Baches im Schablergraben, der zur Donau auch der kürzere Weg ist, das Gerinne des Muckentales künftig aufnehmen und die Mündungsverkürzung zur Donau herstellen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Laaberschichten, gelegen zwischen Kahlenberger- und Sieveringer Schichten, zur Entwicklung dieser Landschaft beitragen, denn gerade in ihrem Bereich vollzieht sich die Zergliederung dieses Landschaftsgebildes.

An der Gestaltung des Talquerschnittes der Wiener Pforte, Abbildung 4, erkennt man, daß die Donau mit ihrem eminenten Tiefenschurf das Rückwärts-einschneiden der Wildbäche in den Burgstallkörper wohl beschleunigte und seine Abtrennung vom Leopoldsberg in geologisch kurzer Zeit schon ermöglichen konnte. Hier in der Pforte schürfte die Donau ohne Sohlenbildung im Flysch und erst im Beckenraum konnte sie wieder fächern. Die exakte Linienführung des Pfortenquerschnittes gibt uns aber auch einen unmißverständlichen Hinweis, wo der einsetzende Schurf des großen Stromes abzulesen ist: am 300-m-Horizont, von wo ab ein auffallender Gehängeknick einen Generationswechsel in der Landschaft aufzeigt. Man muß sich nun mit der Vorstellung vertraut machen, daß zur Zeit, als die Donau noch im zentralen Weinviertel ihre Schotter streute, bereits ein Fluß einen Großteil des Flyschraumes durch die Wiener Pforte zum Wiener Becken hin entwässerte; es war eine Sammelrinne für die Gewässer, angefangen vom Weidlingbach bis zur Perschling; ein Flyschfluß. Wenn nun das gehaltvolle Pfortenprofil allein das Sein eines mittleren Flyschflusses vor dem Donaustrom nicht bezeugen kann, dann untermauert einwandfrei diese Vorstellung die umfassende Durchforschung der Schotterrückstände des Bisamberges von Langer⁴⁾. In dieser Studie unterscheiden sich vor allem die Schottervorkommen aus Flysch gegenüber denen aus Quarz und weiters ihre verschiedenen Höhenlagen. Es ist nicht uninteressant, daß gerade die Schotter mit den überwiegenden Quarzgeröllen, also von der Donau herrührend, im Herrenholz nur durchschnittlich 220 m hoch liegen; sie kommen dort knapp westlich an einem Längsbruch zu liegen. Alle anderen Schotterschichten bis hinauf zur Gipfelflur sind aber ausschließlich aus Flyschkomponenten zusammen gesetzt. Von den Höhen herunter zur immer tiefer werdenden Basis des Stromes wurden dann die tortonen Schotter durch Abspülung und Furchung bloßgelegt; Langer stellt dann die jüngeren in das Pliozän, die älteren Gipfelschotter in das Miozän. Die jüngeren Gipfelschotter wären dann die Rückstände des von mir erwähnten Flyschflusses am Beginn des Oberpliozäns.

In das Gelände der Wiener Pforte mündet unmittelbar das Tal des Weidlingbaches, das in seinen Formen Merkmale aufweist, die mit denen der Wiener Pforte übereinstimmen. So der Hasch- und Buchberg mit der einheitlichen, durch-

³⁾ Hassinger, H., Geomorphologische Studien aus dem inneralpinen Wiener Becken und seinen Randgebirgen. Pencks G. Abh., Bd. 8, 1905.

⁴⁾ Langer, Fr. I., Geologische Beschreibung des Bisamberges, Jahrbuch d. G.B.A., 88. Bd. 1938.

Abb. 4

DIE WIENER PFORTE

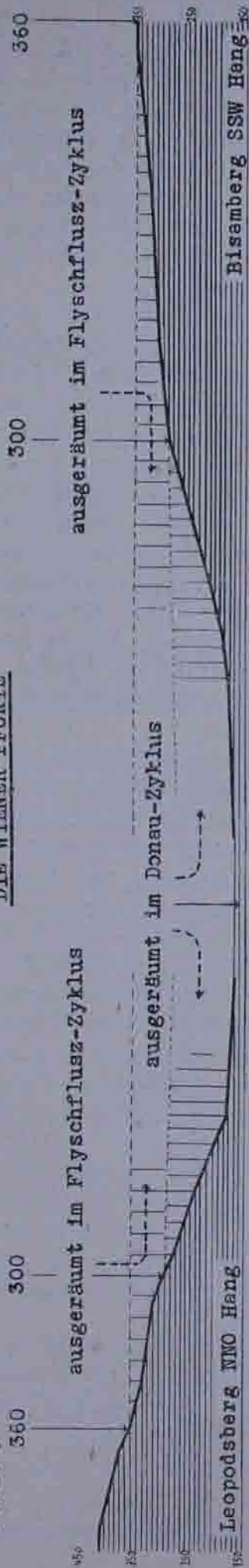
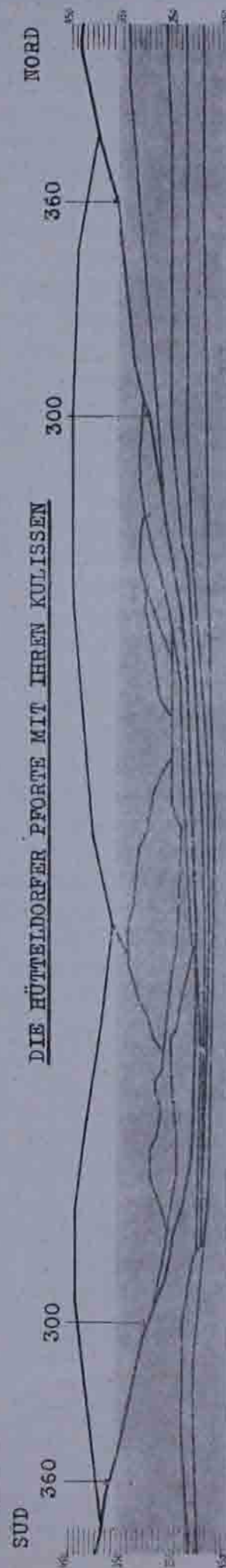


Abb. 5

DIE HÜTTELDORFER PFORTE MIT IHREN KULISSEN

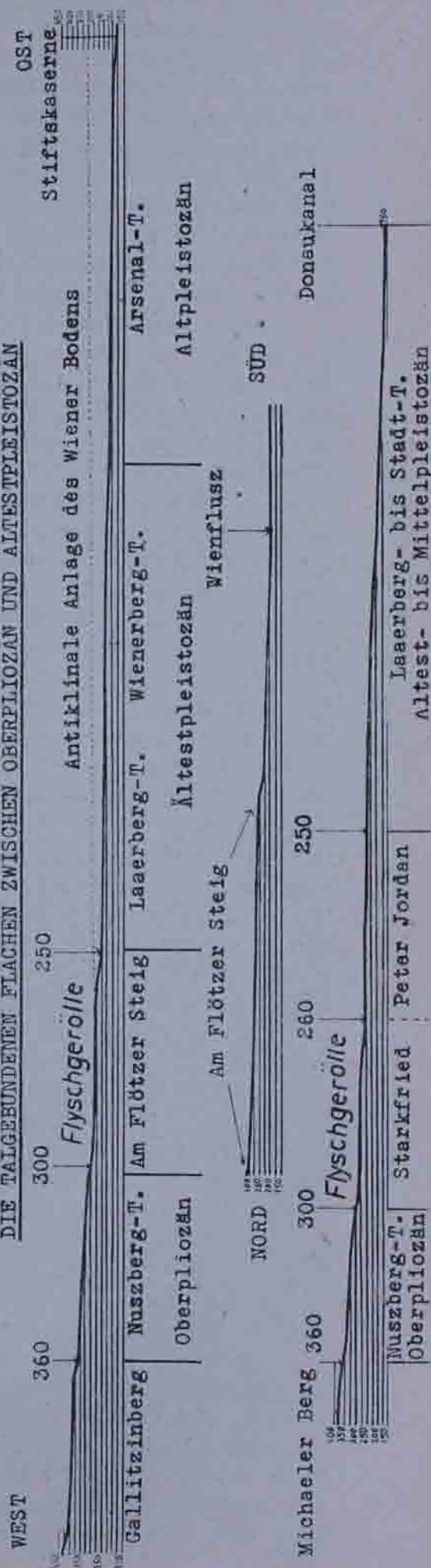


Bei Niveau 360 der oberpliozäne Talhorizont nach dem Abzug der pannonischen Gewässer; es verblieben nach der Ausräumung einige pleistozäne Talhorizonte.

Abb. 6

WEST

DIE TALGEEHUNDENEN FLÄCHEN ZWISCHEN OBERPLIOZÄN UND ÄLTSTPLEISTOZÄN



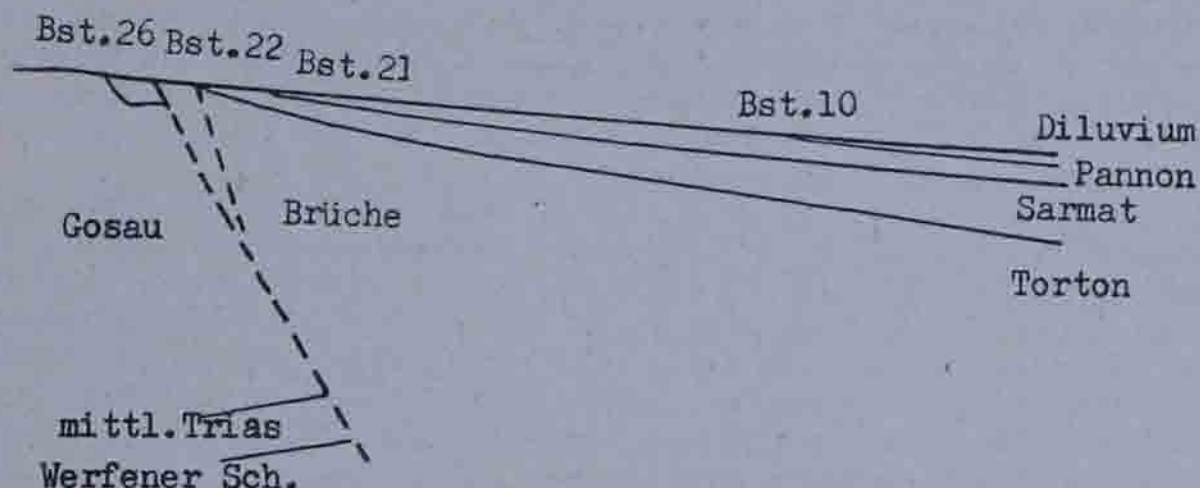
schnittlich 360 m hohen Gipfelflur, die sich am Bisamberg in der gleichen Höhe eigentlich fortsetzt; der steile Abfall zur Donau beginnt hier bei 320 m Höhe. Im Weidlingbachtal kommen dann rechtsseitig die zwei Bauelemente der Pforte, wie sie in Abbildung 4 festgehalten sind, gut sehentlich zum Ausdruck. Es ist dies die einstige Talfläche mit dem 360-m-Ansatz und anschließend der 300 m hoch gelegene Gehängeknick, der auch in diesem Seitental das nun rasantere Ausräumen der Donau anschaulich darstellt. Und während die Donau seit ihrem Erscheinen in der Wiener Pforte dieses tektonische Scharnier nicht mehr verlassen konnte, wechselte sie bereits dreimal den Ausgang aus dem Wiener Becken. An dieser tektonischen Linie, die Wiener Pforte, endigt auch der klassische Wiener Baustil, der an der Hütteldorfer Pforte seinen Anfang nimmt.

Einen wesentlichen Beitrag zur Architektur der Wiener Landschaft stellt der 360 m hohe Ansatz, wo einst die Zerteilung und Abtragung des flächenhaft freiwerdenden Seebodens einsetzte. Dieses Merkmal ist einheitlich von der Hütteldorfer- bis zur Wiener Pforte im Boden wahrnehmbar festgehalten. Es ist das Zeitmal, von wo ab die fluviatile Abtragung der Meeressedimente im Wiener Raum begann. In der Randzone der Bucht wurde bis auf das Flyschmassiv und dieses selbst auch noch zum Teil abgetragen. Die West—Ost rinnenden Wienerwaldgewässer zergliederten dann die Abdachung in die typisch gestaffelten Hängerücken, wo dann oben, ungefähr zwischen 270 bis 300 m Höhe das Torton oder Sarmat aufscheint. Und in diesem Relief hat sich nun eine Begebenheit eingepreßt, die der Forschung über die Lücke zwischen Oberpliozän und Ältestpleistozän am Wiener Boden noch Aufschluß wird geben können. Es ist eine fast ebene Flur im Wiener Raum zwischen 260 m und 290 m Höhe, die besonders im größeren Ausmaß prägnant auf der Höhe des Radiowerkes am Flötzer Steig in Erscheinung tritt und nur mit Flyschgerölle überstreut ist.

In der Abbildung 6 ist im Profil Gallitzinberg-Stiftskaserne festgehalten, wie sich das flächenhafte Gebilde des Flötzer Steiges, das man als Terrasse ansprechen kann, in die Folge der konventionellen Terrassen einfügt. Ihre heutige Restform erhielt es hauptsächlich im Osten durch den Schurf der Donau im Gelände der Schmelz und im Süden durch die Wienflüßausräumung. Im Westen haftet diese einstige Talfläche an dem hier bereits fixierten Mauerer Längsbruch, der in diesem Bereich das Sarmat von der Oberkreide des Steinhof-Geländes absetzt. Nördlich davon verwischt der tiefeinschneidende Ottakringer Bach mehr oder minder das Flächenhafte am Wilhelminenrücken, doch das Vorhandensein von Flyschgeröllen dort auf derselben Höhe auf Torton, ergibt ein Kriterium: Dieses Gerölle unterscheidet sich vom heutigen sogenannten Lokalschotter durch seine gerundeten Formen und etliche Autoren reihen solch ein Gerölle aus Flysch im südlichen Wiener Becken in jene Formation, in der es aufscheint und wo es am Grunde des betreffenden Meeres durch Nord—Süd-Strömungen ihre Entstehung nach dieser Auslegung erfuhr. Es wäre aber ein Kuriosum, wenn hier in der Wiener Bucht Strömungsgerölle zweier zeitenfernter Meere auf einmal in der Reihung nebeneinander auf gleicher Höhe abgedeckt aufscheinen; unverwickelter ist doch eine Vorstellung, ein Fluß streut sein Gerölle über zwei Formationen; hat doch die Donau viel später in der Wiener Bucht ihr Gerölle diskordant über Sarmat, Unter-, Mittel- und Oberpannon gestreut.

Im Profil Michaeler Berg—Donaukanal, Abbildung 6, ist dargestellt, daß im Gelände Starkfried-Gasse ebenfalls eine zwischengeschaltete, mit Flyschgeröllen überstreute Fläche vorhanden ist, wo das Gerölle auf Flyschgestein und östlich davon auf Torton zu liegen kommt. Diese Fläche ist im Bereich der Peter Jordan-Straße etwas abgesetzt. Die Profile 4 bis 6 sind ohne Überhöhung aufgetragen und ihre Linienführung weist auf die fluviatile Abtragung hin. Es wäre aber auch nicht denkbar, daß ein unter dem Horizont 360 sinkender pan-

nonischer See (Burgstall-Seeterrasse) sein eigenes Sediment, am Flötzer Steig zumindest 50 m mächtig, irgend wohin verfrachten konnte. Auch die angedeutete antiklinale Anlage des Wiener Bodens zur Zeit der Tiefenrinne am Horizont des Flötzer Steiges ist nicht zu verneinen, wo doch im nachfolgenden Stadium die Donau auf dem Gelände der Schmelz ihren westlichsten Lauf seit dem Rinnen in der Wiener Bucht erreichte. Ihr späteres sukzessives Hinausdrängen aus dem westlichen Raum der Wiener Bucht hat ihre Ursache in der Beckentektonik, wo das wechselnde Hoch und Tief des Geländes sich stets an die großen Beckenbrüche heftet.



DIE STEINMETZMEISTER STEINBÖCK IN EGGENBURG

Von Dr. Heinz Schöny

Die Steinmetztradition in Eggenburg ist alt. Die Nähe der Zogelsdorfer Steinbrüche mit ihrem vielseitig und gut verwendbaren Sandstein hat schon im Mittelalter zum Entstehen einer gotischen Bauhütte beigetragen, in der naturgemäß auch die Steinmetze eine tragende Rolle spielten. In diese Tradition fügt sich auch das Geschlecht der Steinböck — Stainpeckh ein, das, aus dem Maurerhandwerk kommend, mit Thomas Stainpeckh (1625—16 . .) durch drei Generationen hindurch Steinmetzmeister in Eggenburg und zwei weitere in Wien stellte, um hier schließlich einerseits wieder in das Baugewerbe zurückzukehren, andererseits in den Handelsstand, durch Töchter außerdem auch in Künstlerfamilien, überzugehen.

Aus einem höchst aufschlußreichen Dokument im Archiv der Stadt Wien, dem Testament des Steinmetzmeisters Veit Steinböck (Nr. 1892 ex 1713), geht hervor, daß die als Vettern angesehenen Eggenburger Steinmetzmeister Wolfgang und Andreas Steinböck¹⁾ in Wahrheit Brüder des + Veit waren. Dieses angeführte Testament des Veit Steinböck, bürgerlichen Steinmetzen und „Bau-meisters bei St. Stephan“ (in Wien), datiert mit 8. 10. 1710 und am 1. 4. 1713 publiziert, ist mit Siegeln des Testierenden sowie der Zeugen Franz Joseph Khautsamber, Wolfgang Eder, bgl. Maurermeister, Franz Jänggl, bgl. Maurermeister, und Christian Öttl, Maurermeister, versehen. Steinböcks Verwandt-

¹⁾ Unsere Heimat, Jg. 31, 1960, Nr. 9/12, S. 198 ff. (E. Schneid, Wolfgang Steinböck und sein Vetter Andreas).

schaft ist ausführlich behandelt, da infolge seiner Kinderlosigkeit seine Geschwister, und zwar reichlich, bedacht sind, obgleich seine Frau Justina, vorher verheiratet gewesene Illmayr, als Universalerbin eingesetzt ist. Diese folgte ihrem zweiten Gatten Veit Steinböck am 28. April 1716 Wien im Tode, 71 Jahre alt. Ihr Testament vom 19. 2. 1714 wurde am 4. 5. 1716 publiziert (Archiv d. Stadt Wien, Test. Nr. 2299 ex 1716) und zeigt uns ihre stattliche Verwandtschaft, um ihre beiden Töchter Maria Anna †, verheiratet mit dem bgl. Glasermeister Johann Georg Gaggstetter (4 Kinder Josef, Paul, Karl, Maria Theresia und Franz), und Maria Barbara †, Gattin des bgl. Handelsmannes Thomas Sächers (8 Kinder Maria Anna, Maria Elisabeth, Maria Theresia, Franz, Maria Eleonore, Johann Georg, Maria Barbara, Ignaz Fortunat), gruppiert, u. a. einen „Vöttern“ Michael Kautsamber, bei Gainfahrrn seßhaft, welcher Familie sie vermutlich entstammt. Uns interessieren jedoch die Geschwister des Veit Steinböck, die in seinem Testament genannt sind, mehr: des Bruders Wolfgang hinterlassene Kinder (nicht namentlich angeführt), der Bruder Andreas, die Schwestern Martha Mädaller, Barbara Nader und Christina List, die zusammen zu gleichen Teilen 2500 Gulden erhalten.

Veit Steinböck starb am 26. 3. 1713 in Wien „am Freydhoff allda“ (also vermutlich in der Bauhütte zu St. Stephan) an hitzigem Steckkatarrh und erfolgtem Schlagfluß, 57 Jahre alt. Er mußte mithin um 1656 geboren sein, wie wir annehmen müssen, in Eggenburg. Das fügt sich gut zwischen die Geburtsjahre seiner beiden Brüder: Wolfgang 1650 (vor dem Matrikenbeginn von 1654) und Andreas 1666 — wie die drei Töchter Martha, Barbara und Christina alle Kinder des Steinmetzmeisters Thomas Steinböck und der Katharina. Die Brüder Wolfgang und Andreas hatten Nachkommen; von Andreas²⁾ stammt u. a. der später in Wien tätige Gabriel Matthias Steinböck, geboren 22. 3. 1705 in Eggenburg, gestorben 23. 2. 1764 in Wien, Hof- und bgl. Steinmetzmeister, Mitglied des äußeren Rats, der die Witwe des Steinmetzmeisters Philipp Köchl (1691—1729), Katharina, am 1. 5. 1730 (Wien, St. Stephan) geehelicht hatte. Dieser Ehe entstammten der Steinmetzmeister Franz Josef Steinböck (1732—1782, der 1757 Juliana Josefa Gerl, 1740—1771, die Tochter des Baumeisters Matthias Gerl, geheiratet und mit ihr sieben Kinder hatte) und Stefan Gabriel Steinböck (1737—1783), ebenfalls Steinmetzmeister in Wien, von dessen sechs Kindern drei Töchter Baumeister zum Manne bekamen; und zwar Maria Anna (geb. 1776) Franz Wipplinger (aus Ober-Hautzenthal, 1760—1812, der durch Selbstmord in der Donau endete wie sein gleichnamiger Sohn, der Maler, 1804—1847, in der Ybbs), ferner Barbara (geb. 1781) Ludwig Remy (aus Reichshofen im Elsaß, 1776—1851, bei seiner Trauung, 1803 Feldsuperiorat Wien, Oberleutnant im Ingenieurkorps bei der Lokalfortifikation in Hermannstadt, Siebenbürgen, doch Wien, Wieden 30 Alleegasse wohnhaft) und schließlich Anna (geb. 1784) Alois (Luigi) Pichl (aus Mailand, 1782—1856, den Architekten des Herzogs von Modena, dessen Palais in Wien, aber auch das niederösterreichische Landhaus er umbaute). Damit sei die weitausstrahlende Verwandtschaft der Steinböck nur angedeutet.

Bei der Namendeutung Steinböck als Berufsnamen verleiten die drei Initialen WSP bzw. ASP zu der angeführten³⁾ volksetymologischen Erklärung, doch gehört es zu den im 16. bis 18. Jahrhundert völlig üblichen Auflösungen zusammengesetzter Familiennamen auf ihre Sinnbestandteile, daß hier Steinböck (Stainpöckh) mit S P wiedergegeben wird. Daraus kann man kein Argument für den Steinmetzberuf („Stein pecken“) ableiten, umsomehr als der Name älter ist

²⁾ Der Ehe mit Maria Anna Steinbauer (1668—1740) entstammten insgesamt 5 Söhne und 4 Töchter (Unsere Heimat, a. a. O., S. 201).

³⁾ Unsere Heimat, a. a. O., S. 200.

als ihm der Steinmetzberuf zugeordnet erscheint. Vollends die Verwendung des Steinbocks durch das Geschlecht Steinböck als Helmfigur ist jungen Datums und für eine Namensklärung nicht brauchbar. Als Erklärung⁴⁾ für den Namen Steinböck/Stainbeck, deren Vorfahren sicher Bauern (wahrscheinlich Waldviertler) waren, muß man entweder an einen Flurnamen denken (Steinbach) oder an einen alten Vogelnamen als Übernamen (Spitznamen), wofür Steinbock für den Kernbeißer belegt ist (vgl. Holzpeck für Specht). Der alte Berufsname für Steinmetz hätte Steinmaßl (von Meißel) oder Steinbicker (von bicken = hauen) geheißen, wovon sich sprachlich im Bairisch-Süddeutschen kein Steinpeck, -böck (ohne Endung -er) ableiten kann. — Schließlich wird der Siegelabdruck eher einfach von einem Petschaft herrühren, nicht von einem Siegelring.

KLEINE MITTEILUNGEN

Zum „Heidenturm“ an der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze.

Zu der Notiz von Emmerich Schaffran (Unsere Heimat Bd. 32, 1961, S. 157 f.) sei bemerkt, daß es vielleicht nicht nötig sein dürfte, in der „ungarischen lokalen Literatur“ Nachschau zu halten. Es handelt sich doch offenbar um den gleichen „Heidenturm“, den Hormayr schon 1828 erwähnt hat. Genauer hat ihn der auf diesem Gebiet so ungemein sorgfältige Anton Dachler untersucht, und das Ergebnis bereits 1905 veröffentlicht (Monatsblatt des Altertums-Vereins zu Wien, Bd. VII, 22. Jg., 1905, S. 163, Nr. 3). Dachler war auch nicht ohne Maßband dort, sondern hat die Turmruine vermessen und die Maße in seiner Publikation angegeben. Die von Schaffran geschätzte Höhe von 13 m stimmt mit der von Dachler gemessenen überein.

Leopold Schmidt.

Die Mutter von Franz Liszt — eine Kremser Bürgerstochter

Das Gedenkjahr für Franz Liszt erreichte an seinem 150. Geburtstag (15. Oktober 1961) den Höhepunkt mit Festaufführungen, Ausstellungen, Erinnerungsaufsätzen, Rundfunksendungen usw. Es gibt uns aber auch Anlaß, seiner Mutter in Ehrfurcht zu gedenken, zudem stammt sie aus unserer engeren Heimat: aus dem Donaustädtchen Krems.

Hier wurde sie im Hause Nr. 332 (heute: „Theaterplatz 5“) i. J. 1792 geboren; sie war das 14. Kind des Kaufmannsehepaares Lager und wuchs in einem gutbürgerlichem Familienkreise unter munteren Brüdern und Schwestern heran. In jungen Jahren unternahm sie wiederholt Geschäftsfahrten mit dem Vater in die „k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.“ Bei einer dieser Gelegenheiten lernte Maria Anna ihren späteren Gatten, Adam Liszt, kennen. Ein Jahr später reichte sie dem um 12 Jahre Älteren die Hand und nach abermals einer Jahresfrist entsproß dieser Ehe ein Söhnchen: Franz. Er wurde nicht nur der Stolz seiner Familie, seiner Heimat, sondern der großen Musikwelt, eine der bedeutendsten Musikerpersönlichkeiten des 19. Jhdt.: Franz Liszt. Immer zu Wohltaten bereit, gestand er seiner Mutter in späteren Jahren wie er oft ausgenützt werde. Bei einem Festessen in Marseille betonte Professor Gustave Bénédict:

„Die Wohltaten, die sie auf ihrem Weg ausstreuen, sind unzählbar.“

In der vor 30 Jahren erschienenen ausführlichen Liszt-Biographie hebt Peter Raabe hervor:

„Der Zweifel über die Abstammung seiner Voreltern bleibt bestehen; das ist vielleicht schade. Die dauernden Eindrücke in der Kindheit und der ferneren Jugend sind stärker als das Blut.“

⁴⁾ M. Gottschald, Deutsche Namenkunde. Unsere Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung. München 1932.

Adam Liszt (1780—1827) war Gutsverwalter im Dienste der Fürsten Esterhazy; gerne erzählte er von seinen längeren Spaziergängen mit Joseph Haydn und den gemeinsamen Kammermusikabenden in den Jahren 1804 bis 1811. Der Großvater väterlicherseits war in seiner Jugend „Husaren-Offizier“, später Gutsverwalter bei Esterhazy. Die Eltern von Franz Liszt widmeten sich gerne der Musik: Adam beherrschte Spinett und Gitarre und Maria Anna sang mit ihrer wohl lautenden Stimme dazu. Aus mühsam ersparten Einkünften erwarb Adam Liszt ein Klavier, was damals am Land als Verschwendungssucht angesehen wurde.

August Göllerich gibt das nachfolgende schöne Zeugnis von der Mutter:

„Warmes Gemüt, friedvoller Sinn, sonnten aus den blauen Augen der Blondine; ein gesundes Urteil, ihr liebenswürdiger Humor wurden gerühmt von jedem, der sie kannte.“

Der Schauplatz ihrer Kindheit und ersten Jugend war vor der i. J. 1236 gegründeten Dominikanerkirche, die im Zuge der Kirchenreform unter Joseph II., aufgehoben wurde (1785). Auch beachtenswerte Züge finden sich vom Vater auf den Sohn vererbt: er fühlte sich stets als Helfer der Unterdrückten. Er gab Franz den ersten Klavierunterricht und schien verzweifelt, daß es seinem Kinde wegen der engen Verhältnisse nicht vergönnt sein sollte, sich der Musik zu widmen. Franz schrieb später in Erinnerung an diese Zeit:

„Ich sollte deshalb in den geistlichen Stand treten, weil solche Zöglinge die Staatswohlthat genossen unentgeltlich ausgebildet zu werden.“

Im Elternhaus gab es wiederholt Besuche von Johann Nepomuk Hummel (1778 bis 1837) und Joseph Haydn (1732—1809); bei den Hauskonzerten fehlte der heranwachsende Franz niemals. Bei seiner Mutter fühlte er sich zeitlebens am geborgensten und die nachfolgende Briefstelle (aus einem Schreiben an seinen Sohn Daniel vom 22. August 1854, Weimar) zeugt dafür:

Vom 12. Jahre an war ich verpflichtet meinen und meiner Eltern Lebensunterhalt zu verdienen, wodurch ich musikalischen Studien obliegen mußte, die meine ganze Zeit bis zum 16. Jahre in Anspruch nahmen. Nun begann ich Klavier, Harmonie und Kontrapunkt zu lehren und mich so gut es ging als Virtuose in den Salons und in der Öffentlichkeit zu produzieren.“

Maria Anna (im Familienkreise Anna gerufen) wurde trotz des großen Altersunterschiedes das Vorbild einer tüchtigen Hausfrau und guten Mutter. Wie bedrückend muß es auf ihr gelegen sein, als sie vier Monate vor der Geburt ihres Kindes beim Wasserholen in einen Ziehbrunnen fiel. Sie trug keinerlei gesundheitlichen Schaden davon und deutete dieses als gutes Zeichen. Zeitlebens glaubte sie fest daran, daß der von ihrem „Franz'l“ gewählte Beruf für ihn der beste war und immer stand sie ihm wärmend und schützend zur Seite. Im Frühjahr 1824 führte eine der ersten Konzertreisen den jungen Liszt mit den Eltern nach England: die weiteste Reise für Anna, von der sie allein zurückkehrte. In den nächsten Jahren bestimmte ihr fester Wille den Sohn, nicht in ein Kloster einzutreten; so blieb er der Kunst und großen Welt erhalten. Eine ihrer Lieblingsredensarten war:

„Mein Franz'l wird's schon recht machen, ich weiß was er ist.“

Im Sinne der damaligen Jungmädchen-Erziehung hatte sie ihre Ausbildung genossen und bemühte sich, ihr Wissen zu ergänzen und Neues dazu zu lernen. Gerne beschäftigte sie sich mit feinen Handarbeiten: auf einem von ihr eigenhändig durchgeschlagenen Eichenblatt hatte sie Haare ihres Lieblinges mit einer kunstvoll hergestellten Umrahmung von weißen Vergißmeinnicht verziert. Der reife Mann liebte

„Seine herzensgute Mutter von ganzer Seele“

und das gegenseitige Verstehen übertrug sich auch auf die Enkelkinder: Daniel, Blaudine und Cosima.

Als Liszt i. J. 1835 an der Gräfin Marie d'Agoult Gefallen fand, schrieb er seiner Mutter:

„Wir sind beide ziemlich guter Stimmung und denken garnicht daran unglücklich zu werden!“

Aber welcher Irrtum! Wenig erfreulicher war das Verhältnis von Anna Liszt und der Gräfin in den folgenden Jahren — doch der Sohn trat dagegen auf und ließ keinen

Schatten auf seinem Mütterchen. Die Gräfin hatte einmal gesagt, sie könne das bürgerliche Haus der Mutter Liszts nicht als das ihre ansehen. Und was erwiderte er?

„Nun, da haben sie recht, Madame, denn das Haus meiner Mutter ist ein Heiligtum, in dem sich meine unschuldigen Kinder wohlfühlen werden.“

Zum endgültigen Auseinandergehen führte wohl der Ausspruch von Marie:

„Man kenne doch den ungarischen Dorfburschen trotz der französischen Glasur immer wieder.“

Tiefen Einblick in das Seelenleben von Anna Liszt gewähren uns die Erinnerungen eines Jugendfreundes, die 30 Jahre nach ihrem Tode in einer ungarischen Zeitung erschienen. Die Mitwelt rühmte ihre tiefe Religiosität, die aus den Zeilen jenes Briefes vom April 1865 spricht, als sie erfuhr, daß Franz in den geistlichen Stand eingetreten war:

„Alle guten Eingebungen kommen von Gott. Gott gebe Dir die Gnade Ihn zu Seinem Wohlgefallen zu dienen. Du hast Deine Pflichten immer streng in jeder Hinsicht erfüllt — wodurch Du mir Ruhe und Freude gewährtest. Ich empfehle Dich dem lieben Gott und verbleibe Deine treue Mutter.“

Wie verstand sie es, geistreiche Plaudereien aufrecht zu erhalten, gestützt auf ihr vorzügliches Gedächtnis und ihre Erzählungskunst, der zuweilen der Schalk beige-sellt war.

In Weimar, das Franz Liszt zum musikalischen Mittelpunkt erhoben hatte, mußte sie nach einem schwerem Unfall lange Zeit im Zimmer verbringen, denn sie hatte beide Füße nacheinander gebrochen. Und dennoch! Sie fand Erheiterung und Ablenkung auch in der Einsamkeit: sie sah die in Blüte übersäten Zweige zum Fenster hereinwinken, mit den ihr zufliegenden Vögelchen hielt sie Zwiesprache; ihre Gedanken schweiften zu der so fernen Heimat: das Elternhaus im Donautal, das Haus in Raiding mit den Blumenbeeten, den reichen Ernteseegen versprechenden Obstbäumen, mit den Haustieren und darüber den ewigen Himmel der Heimat . . . (Aus Paris ist uns ein Brief von ihrer Hand erhalten in welchem sie ihre 12 Kanarienvögelchen, ihr Hündchen in Sehnsucht grüßt. Welche Gemütsiefe, welche lautere Seele leuchtet vor uns und wer würde sich nicht der Briefe von Frau Aja an ihren „Hätschelhans“ erinnern?!)

Nicht unerwähnt bleibe, daß sich im Richard Wagner-Museum zu Eisenach ein Jugendbildnis der Mutter Franz Liszts befand: aus einem von Löckchen eingerahmten zarten Gesichtlein und beschützt von einer mit Spitzen und flatternden Bändern geschmückten Haube, können wir die ihrem Sohne vererbten Merkmale — die Augen und die Nase — deutlich erkennen. Diese Zeichnung stammt aus den ersten Ehejahren und findet eine Gegenüberstellung in einem Lichtbild aus den 60er Jahren. Sie behielt ihre Schönheit bis in die letzten Jahre, die Enkelin Blandine rief i. J. 1862 wiederholt aus:

„Wie bist Du hübsch, Großmama!“

Damals stand sie im 70. Lebensjahre und lebte in dem Haushalt dieser Enkelin in Paris. Blandine war mit dem Staatsmann und späterem Justiz- und Kultusminister Emile Ollivier unter Napoleon III., vermählt; hier wurde Anna Liszt mit der ihr gebührenden Verehrung und Wertschätzung umgeben und gepflegt. Am 31. Jänner 1866 erkrankte sie an Bronchitis (zu dieser Zeit weilte „Franz“ in Rom) und starb wenige Tage später am 6. Februar 1866. Am Friedhof von Monparnasse fand sie die letzte Ruhestätte, doch ihre letzten an den Sohn gerichteten Worte blieben sein Geheimnis:

„In geheimer Herzenszelle gewährten sie ihm Trost.“

wie er es der Nachwelt sagte und — nicht verriet. Die große Trauer löste er in Musik auf: in den verklärenden Tonfolgen seines: „Requiem“. Hier verströmte noch einmal seine innige Verehrung für sein Liebstes auf der Welt, dessen Gedenken uns Heutigen hehre Pflicht und Verpflichtung in diesem Gedenkjahr bedeutet. Möge es nicht von Trauer umschattet sein, daß nur mehr Wenige auch die Ruhestätte des Sohnes nach dem grauvollen Kriege unserer Generation zu finden wissen — er hat sein Denkmal im Herzen der Musikwelt für alle Zeiten.

(Aussprüche, Erinnerungen, Aufzeichnungen, Briefe unter Grundlage des Manuskriptes der „Niederösterreichischen Heimatstunde“ am 22. Oktober 1961 im österreichischen Rundfunk.

Maria Sonnenwend.

BERICHTE

Am 16. August d. J. verschied Hofrat Leopold Grawatsch-Wolf, ein langjähriges Mitglied des Ver. f. Landesl. v. NÖ. u. Wien nach schwerem Leiden. Er war ein passionierter Freund der österreichischen religiösen Volkskunde mit seiner wertvollen Sammlung auf diesem Gebiet, die er als bekannt gütiger Mensch gerne der Wissenschaft zur Verfügung stellte. Seine Freunde werden noch lange seiner dankbar gedenken.

Gustav G u g i t z.

BESPRECHUNGEN

österreichische „Klassiker“ in neuen Ausgaben

Ein Bericht von Dr. Kurt V a n c s a

Wenn wir Österreicher von den „Klassikern“ unserer Literatur sprechen, so denken wir durchaus nicht ungeschichtlich, müssen jedoch eine Gleichsetzung mit den deutschen Klassikern vermeiden, denn wir kennen keine so ausgeprägt klassische Episode (!), die zur Einführung des Epochenbegriffes „Deutsche Klassik“ geführt hat. Die Leistung der geschichtlich einmaligen Zusammenarbeit Goethes und Schillers und das Gesamtwerk Hölderlins rechtfertigen nun einmal diese, wie sonst nicht in der deutschen Literaturwissenschaft völlig zutreffende Kennzeichnung. In diesem Sinn also kann in der österreichischen Literatur von „Klassik“ keine Rede sein, wie sie ja auch keine Romantik und keinen Naturalismus hat, — sie geht so oft ihre durchaus eigenen Wege. Geben wir aber dem Wort „Klassik“ („Klassiker, klassisch“) die bis in die Alltagssprache gebräuchlichere Bedeutung eines „Wertmaßstabes“, so kommen wir mit dieser, wenn überhaupt zulässigen, so doch sich immer wieder aufdrängenden Erweiterung des Begriffes unserer Auffassung von den „österr. Klassikern“ nahe. Analog der französischen oder spanischen Klassik meinen wir eine Hoch-Zeit in der Entwicklung unserer Literatur, die etwa mit der sogenannten „Grillparzer-Zeit“ zusammenfällt. Es wären dann die literarischen Repräsentanten der acht Jahrzehnte des Grillparzer-Lebens von ca. 1790—1870 gemeint. Im Gefolge des Größten, Grillparzers, sind die Anzengruber, Ebner-Eschenbach, Lenau, Nestroy, Raimund, Saar, Stelzhamer und Stifter die Großen und die Bauernfeld, Brüder Collin, Enk, Grün, Halm, Hamerling, Kürnberger, Misson, Paoli, Caroline Pichler, Prechtler, Schreyvogel, Seidl, Vogl u. m. a. erweisen sich als die das Bild des Zeitraumes reich und vielfältig ausschmückenden Mitläufer.

Es ist mir nun eine aufrichtige Freude, im voraus feststellen zu können, daß fast vollzählig die Dichter der Elite in einer, ja sogar mehreren zuverlässigen, dem Forscher, dem Studierenden wie dem interessierten Laien zweckdienlichen Neuauflagen zur Zeit wieder mehr oder minder wohlfeil zur Hand sind. Leider hat sich der Wiener Schroll-Verlag nicht entschließen können, aus der kritischen Gesamtausgabe Anzengrubers (1921/22) eine ähnlich stichhaltige Volksausgabe zu veranstalten, wie sie ihm für Nestroy (1948/49) gelungen ist. Gewiß bedauerlich, wenn auch die Gründe zu begreifen sein mögen. Von Stelzhamer, dem zweifellos bedeutendsten österreichischen Vertreter der Mundartdichtung, liegt bis heute noch keine gültige Ausgabe vor.

Um nun von dem zu berichten, was wir haben, so mag mir erlaubt sein, dem zeitlich Letzten aus der Elite, dem endlich wiederkehrenden Ferdinand v. S a a r¹⁾, den ersten Willkommgruß zu bieten, denn ihn mußten wir die längste Zeit vermissen (letzte Ausg. 1908).

Es ist das große Verdienst des Wiener Amandus-Verlages, daß er uns in den schönen, auch typographisch untadeligen Leinenbänden das erzählerische Werk wieder erschlossen hat. Die Edition ist nicht vorbehaltlos lobenswert, denn an Stelle der gewiß schätzenswerten biographischen Skizze Bettelheims von 1908 wäre denn doch ein dem Stand der Forschung gemäßes vertiefteres, weiter umschauendes Persönlichkeits-

¹⁾ Saar, Das erzählerische Werk. Hrsg. v. Josef Friedrich Fuchs. Wien. 1959. Amandus-Verlag. I: 410 S. II: 415 S. III: 410 S. m. Abb. OLn S 474.—

bild des Dichters wünschenswert gewesen. Der bibliographische Anhang ist auf das Laufende gebracht, ein Bilderteil und der Abdruck bisher unbekannter, zum Teil recht aufschlußreicher Briefe an Anna von Lieben-Todesco verdienen einen Sonderbeifall. Hätte man das biographische Nachwort unbeschadet herausgenommen und den so freigewordenen Raum mit den sehr wesentlich zugehörigen, freilich in mehreren Sonderpublikationen der letzten Jahre greifbaren „Wiener Elegien“ gefüllt, wäre dem Gesamtbild Saars vielleicht um eine kostbare Nuance mehr gedient gewesen. Aber wir wollen uns darum die aufrichtige Freude keineswegs vergällen lassen und dem rührenden Verlag unsere Dankbarkeit für diese Gabe gerne in aller Öffentlichkeit bezeugen.

Und der andere, nach dessen Werk wir auch schon allzulang auf dem Büchermarkt gesucht haben, ist Nikolaus L e n a u²⁾. 1910—1913 mit einem Nachtragsband (1923) erschien die vorbildliche 6 bändige kritische Gesamtausgabe im Insel-Verlag, die Eduard Castle besorgt hat. Nun kann der Cotta-Verlag — seinen berühmten Autoren nach wie vor pietätvoll verpflichtet — das hohe Verdienst dieser vornehmen einbändigen Dünndruckausgabe für sich buchen. Und mit vollem Recht. Ihr Herausgeber Hermann Engelhard hat sich mit textkritischer Gewissenhaftigkeit und zurückhaltendem Sich-Bescheiden genau an die Edition Castles gehalten, aus den Briefen eine nicht ungeschickte Auswahl getroffen, ein zureichendes biographisches Nachwort und auch die wichtigsten Erläuterungen zum Text beigegeben. Im bibliographischen Teil vermißt man freilich die doch seit Reinhold Schneider und Johannes Klein wesentliche Sekundärliteratur. Die Genannten haben uns ja neue Zugänge in das Lenau'sche Weltbild und seine künstlerische Gestaltung erschlossen und damit die ihm zukommende Position in der deutsch-österreichischen Literatur gefestigt.

Die beiden Publikationen mußten bevorzugt genannt werden, weil sie für uns gewiß die höchst erfreuliche Überraschung waren.

Überraschend in anderer Weise sind wohl auch die fast gleichzeitig erschienenen fünf Stifter³⁾-Ausgaben durchwegs deutscher Verlage. Der Wiener Schroll-Verlag hat sich im Rahmen seiner monumentalen Unternehmen (Grillparzer, Raimund, Nestroy, Anzenberger) merkwürdigerweise den „Klassiker“ der österreichischen Prosadichtung entgehen lassen. Von diesen fünf Editionen sind drei textkritische der Forschung bereitgestellt, zwei von Max Stefl herausgegeben (6 Dünndruckbände — Inselverlag, 9 Bände — Adam Kraft) und die dritte von Fritz Krökel, Magda Gerken und Josef Thanner (5 Dünndruckbände — Winkler). Die vollständigste ist die des Adam Kraft-Verlages, weil sie in drei Bänden auch die sogenannten Urfassungen mit aufgenommen hat.

Ansonsten möchte ich bei der noch immer ungelösten Frage einer zulässigen Textgrundlage keiner dieser drei Ausgaben den Vorzug geben. Obwohl Max Stefl — für den Text der Adam Kraft und Inselverlags-Edition verantwortlich! — die 4. Stereotypausgabe (1855), Magda Gerken — verantwortlich für den Text der Winkler-Ausgabe — die 2. Auflage (1847—50) für ihre Arbeit heranziehen, hat keiner von den Herausgebern das Recht auf alleinige Gültigkeit seines Standpunktes. Sie lassen sich beide vertreten und so ergänzen alle drei Ausgaben einander glücklich. Der Stifterforscher wird darum den Herausgebern wie den Verlegern gleichermaßen Dank wissen.

Abseits von diesen bieten sich der unüberschaubar großen, wohl immer größeren Stifter-Gemeinde auch zwei durchaus gleichwertige Volks-Ausgaben dar. Die dreibändige Dünndruckausgabe des Tempel-Verlages (Hrsg.: Hansludwig Geiger) und die

²⁾ Lenau, Sämtliche Werke — Briefe, Hrsg. v. Hermann Engelhard, Stuttgart, 1959. Cotta. 1090 S. OLn DM 28.—.

³⁾ Stifter, Werke in 9 Bänden, Hrsg. v. Max Stefl, Augsburg, 1951—61, Adam Kraft.

ders., Gesammelte Werke, Hrsg. v. Max Stefl, 6 Bände, Wiesbaden, 1959, Insel-Verlag. OLn DM 110.—.

ders., Werke, Hrsg. v. Fritz Krökel u. Magda Gerken, 5 Bände, München, 1949—54, Winkler-Verlag.

ders., Sämtliche Werke, Hrsg. v. Hansludwig Geiger, Berlin—Darmstadt, 1959, Der Tempel-Verlag, I: 1042 S. II: 1323 S. III: 1311 S, OLn DM 44.40.

ders., Gesammelte Werke in 6 Bänden, Hrsg. v. Michael Benedikt und Herbert Hornstein, Gütersloh, 1956—57, Bertelsmann, DM 44.—.

sechs-bändige des Verlages Bertelsmann (Hrsg.: Michael Benedikt und Herbert Hornstein). Die Tempel-Dünndruckausgabe bestreift ohne Zweifel durch ihre geschmackvollere äußere Gewandung und sie bringt auch von den sogenannten „Vermischten Schriften“ um einige Kleinigkeiten mehr, doch steht ihrem leider bibliographisch ungenauen Nachwort der schöne Stifter-Essai Bernt von Heislers in der Bertelsmann-edition verlockend gegenüber. Daß beide den Text der gegenwärtig geltenden Orthographie angleichen, ohne die Stiftersche Eigenart zu verletzen, ist bei dieser, anderen Zwecken dienstbaren Publikation durchaus zulässig. So mag der Leser angesichts dieser fünf Stifter-Ausgaben selbst entscheiden, nach welcher er greift —, er greift in keinem Falle fehl.

Und das ist das so Erfreuliche an diesen Veröffentlichungen, die die Tatsache nur erhärten, daß Stifter gerade zu den von Katastrophen schwerstbelasteten Zeiten (man beobachtet das Gleiche nach 1918!) immer „aktuell“ ist.

Nicht nur das schon erwähnte Schrifttum bezeugt offensichtlich das wachsende Interesse für die ältere österreichische Literatur, seltsam und erfreulich erhärtet dies auch die Tatsache, daß von Grillparzer, Raimund und Ebner-Eschenbach in einem relativ kurzen Zeitraum je zwei Ausgaben herausgebracht worden sind.

Von Grillparzer⁴⁾ liegt eine kritische- und eine Volks-Ausgabe vor. Die kritische Ausgabe des Hanser-Verlages, der längst den verwaisten Posten der „Bong'schen Goldenen Klassiker-Bibliothek“ eingenommen hat und in diesem Arbeitsbereich alle modernen Ansprüche erfüllt, ist auf vier Bände berechnet, von denen die beiden ersten bereits erschienen sind. Sie bringen das gesamte lyrische und dramatische Werk, inbegriffen die Epigramme, Übersetzungen, Jugenddramen und Fragmente. Die Herausgeber Peter Frank und Karl Pörnbacher, letzterer als Mitarbeiter an der 5-bändigen Schillerausgabe des gleichen Verlages bestens bewährt, halten sich gewissenhaft an die Schroll'sche Monumental-Edition der Stadt Wien, die August Sauer 1909 begonnen und Reinhold Backmann mit dem 43. Band 1948 beschlossen hat. Die Anmerkungen sind knapp, aber hinlänglich unterrichtend gehalten. Die eleganten Dünndruckbände mit ihren je 1300—1350 Seiten — sie geben das schon vertraute Bild bibliophiler Bemühung! — haben sogar zwei verschiedenfarbige Lesezeichen, was das Studium der Texte ungemein erleichtert. Wir dürfen nach dem bisher Geleisteten und dem noch Geplanten mit vollem Recht erwarten, daß diese Publikation einen gültigen Ersatz für die längst vergriffene und überdies unerschwingliche Ausgabe der Stadt Wien bieten wird.

Nicht minder empfiehlt sich einem breiteren Leserkreis die zweibändige Dünndruckausgabe in der Reihe der „Berglandbuch-Klassiker“, die Friedrich Schreyvogel anvertraut wurde. Als Kenner der Materie vielfach legitimiert, hat er denn auch — der in dieser Reihe üblichen Anlage folgend — den Text des ersten biographischen Teils so reichlich mit gewichtigen Zeugnissen gefüllt, daß der systematisch sich Einlesende Umwelt und Weltbild Grillparzers überaus lebhaft zu schauen und zu begreifen vermag.

Ein gut gewählter Bilderteil, leider nicht zureichend kommentiert, veranschaulicht die Texte augenfällig und die Reichhaltigkeit der autobiographischen Dokumente (Selbstbiographie, Tagebücher, Briefe) vervollständigen — mit der einzigen Ausnahme einer falschen Eingliederung! — mustergültig das Persönlichkeitsbild, dem der Herausgeber in einer sehr gescheiten und ungemein beredten Einleitung manche neue Züge hinzugewinnt. Die Lyrik ist in reicher Auswahl gehalten, die Dramen (thematisch in Gruppen geordnet) sind vollzählig, auch die Fragmente „Faust“ — „Melusina“ — „Hannibal“ hinzugenommen, Erinnerungen an Beethoven und das Jahr 1848 sowie Schriften zur Kunst und Kunstlehre sind auszugsweise mitgeteilt, Kommentare fehlen, doch sind Einführungen mitgegeben, die aber oft unzulänglich und mitunter sachlich anfechtbar sind. Im Bereiche der Grillparzer-Forschung zeigt sich der Herausgeber wenig unterrichtet. So geringe Schönheitsfehler mindern

⁴⁾ Grillparzer, Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche und Berichte. Hrsg. v. Peter Frank und Karl Pörnbacher. München. 1960 ff. Carl Hanser. I: 1355 S. II: 1314 S. Zus. Subskriptionspreis DM 61.50.
ders., Werke in 2 Bänden. Hrsg. v. Friedrich Schreyvogel. Salzburg — Stuttgart. 1958. Verlag „Das Bergland-Buch“. I: 958 S. II: 1005 S. m. Abb. OLn S 196.—.

aber in keiner Weise die Güte und Zweckmäßigkeit dieser aus der gesamten Reihe hervorragenden Publikation.

In diesem Zusammenhang soll nicht verschwiegen werden, daß der im Ausland um eine Vertiefung der Kenntnisse vom österreichischen Geistesleben sehr verdiente Deutschamerikaner Arthur Burkhard seit Jahren und erfolgreich bemüht ist, durch seine Übersetzungen der Grillparzerdramen ins Englische unsern Dichter in England und Amerika sozusagen seßhaft zu machen. Wer von den Schwierigkeiten der Übertragung dichterischer Texte in fremde Sprachen weiß, der muß den mutigen Versuch allein schon anerkennen, den an Austriazismen so reichen und auch sonst in der Diktion so eigenwilligen Grillparzertext einer fremden Sprache anzunähern. Doch gebührt seinen Versuchen mehr als nur dieses anerkennende Wort, denn es ist ihnen — Sappho, Der treue Diener, Bruderzwist sind die sich sofort anbietenden Beweisstücke! — gelungen, mit einem sehr feinen, auch dem Lautlichen offenen Einfühlungsvermögen, ein Optimum in der Kunst des Transponierens zu erzielen. Man merkt vor allem mit Befriedigung die behutsam an das Wort sich antastende Ehrfurcht und das ist's, was von einem Übersetzer vorausgesetzt werden muß. Kürzlich hat Burkhard in einem kleinen Büchlein „Franz Grillparzer in England and America“⁵⁾, dessen Übertragung ins Deutsche wir dringlich wünschen würden, wesentliches zur Wirkungsgeschichte Grillparzers beigetragen.

Friedrich Schreyvogel ist auch die ausgezeichnete einbändige Dünndruckausgabe von Ferdinand Raimunds⁶⁾ „Sämtlichen Werken“ zu danken. Es war ein glücklicher Gedanke des Winkler-Verlages, in seine so beliebte, auch hohe bibliophile Ansprüche befriedigende „Bibliothek der Weltliteratur“ den „Klassiker“ des österreichischen Volkstheaters aufzunehmen, nachdem die 6 bändige kritische Ausgabe des Schroll-Verlages (1924—34) längst vergriffen ist.

Sie ist die sichere Textgrundlage der vorliegenden Neuausgabe, die alle Dramen, aber auch Textvarianten und Entwürfe und zusätzlich die Gedichte zum Abdruck bringt, in sehr gefälliger Aufmachung. Ein kenntnisreiches und liebenswürdig bewegtes Dichterporträt beschließt diese äußerst verdienstvolle Veröffentlichung.

Die andere zweibändige Raimund-Ausgabe des Wiener Bergland-Verlages betreut der sehr geschätzte und bestunterrichtete Präsident der Raimundgesellschaft Gustav Pichler. Er hält sich gleichermaßen an den Text der kritischen Schroll-Edition, von der er aber ausschließlich das dramatische Werk zum Abdruck bringt. Eine knappe biographische Einführung ist vorangestellt, eine Studie über „Raimund und die Musik“ schließt ab. Dankenswert ist die Wiederveröffentlichung einer an sehr entlegener Stelle 1916 erschienenen Arbeit von Rudolf Prisching, die erstmalig Belege für einen nicht ausgeführten Plan Raimunds (Eine Nacht auf dem Himalaya) beibringt. Sie bereichert unser Wissen um eine nicht unerhebliche Variante.

In der Reihe der Winkler- „Bibliothek der Weltliteratur“ ist auch die Marie v. Ebner-Eschenbach⁷⁾-Ausgabe erschienen. Sie demonstriert augenfällig, wie großzügig und weitausgreifend dieses Unternehmen in allen seinen Erscheinungen ist. Die drei vornehm gewandeten Dünndruckbände enthalten wesentlich mehr als die soeben erschienene 9 bändige Edition der Nymphenburger-Verlagsanstalt. Sie wäre fast voll-

⁵⁾ Arthur Burkhard, Franz Grillparzer in England and America. Wien, 1961. Bergland-Verlag. (Österreich-Reihe, Nr. 135—36). — In den Jahren 1941—54 erschienen in The Register Press (Yarmouthport, Mass.) die Übersetzungen folgender Dramen: Sappho, Das goldene Vließ, Der treue Diener, Jüdin von Toledo, Bruderzwist in Habsburg und Esther.

⁶⁾ Raimund, Sämtliche Werke, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Friedrich Schreyvogel. München, 1960. Winkler-Verlag. 747 Seiten. OLn DM 19.80. Ders., Dramatische Werke, hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Gustav Pichler. Wien, 1960. Bergland-Verlag. I: 311 Seiten II: 399 Seiten mit Abb. OLn S 190.—

⁷⁾ Ebner-Eschenbach, Werke, hrsg. v. Johannes Klein. (I: Das Gemeindekind, Novellen, Aphorismen. 922 Seiten II: Kleine Romane. 959 Seiten III: Erzählungen, Autobiographische Schriften. 930 Seiten). München, 1956—58. Winkler-Verlag. OLn DM 59.40.

Dies., Gesammelte Werke, hrsg. von Edgar Groß. (Mit einem Nachwort von Felix Braun) 9 Bände. München, 1960/61. Nymphenburger-Verlagshandlung. OLn DM 98.—

ständig, wenn sie nicht — wohl bewußt? — auf ein paar Kleinigkeiten verzichtet hätte, darunter freilich unverzeihlich auch eines der Meisterstücke („Der Fink“) fallen mußte. Auch hätte sich gerade in dieser so sehr willkommenen Ausgabe — entgegen dem überrückommenen Urteil! — der Einakter „Am Ende“ („Die Szene“) aufnehmen lassen, der sehr deutlich — er nimmt die Hofmannsthal'sche Kunst der Gesellschaftskomödie voraus! — ihr dramatisches Können verrät. Doch wollen wir mit dem Herausgeber Johannes Klein, der seine Aufgabe vorzüglich gelöst hat, wegen dieser „Kleinigkeiten“ nicht rechten, und uns bedenkenlos dieses prächtigen Geschenks freuen.

Gewiß hat man — das muß unumwunden zugegeben werden — auch seine Freude an den „Gesammelten Werken“ die Edgar Groß, ein routinierter Editor, besorgt hat. Der saubere, leicht lesbare Druck, die gefälligen, federleicht handlichen schmalen Leinenbände, das sind nicht zu verachtende Vorzüge.

Der gebotene Text ist aber nicht so reich, nicht so geschlossen. Kostbar freilich das biographische Nachwort von Felix Braun —, ein feinsinniges Zeugnis echter altösterreichischer Gesinnung. Wie beglückend spricht sich hier die ungebrochene Kontinuität österreichischer Wesensart aus!

Nach seiner großen 15 bändigen kritischen Gesamtausgabe der Werke Johann Nestroys (1924—30) hat der Schroll-Verlag, wie schon erwähnt, den Herausgeber Otto Rommel, den wohl besten Kenner der Altwiener-Volkstheatertradition, mit der Betreuung einer 6 bändigen Auswahl beauftragt (1948/49). Sie ist zur Zeit noch greifbar und kann nur bestens empfohlen werden. Doch liegt nun auch eine einbändige Volksausgabe⁸⁾ vor, der man nur Gutes nachsagen kann. Ein Theaterhistoriker von Ruf, der kürzlich verstorbene Josef Gregor, hat sie für den Globus-Verlag mit vielem Geschick besorgt. Über Grundsätze der Auswahl kann man verschiedener Meinung sein, irgendwie ist immer die persönliche Vorliebe des Editors mitbestimmend, doch ist sie hier wohl überlegt worden und man staunt vor allem über die Reichhaltigkeit des Textes. Man kann wohl mit gutem Gewissen behaupten, daß dieser eine Band das Beste bringt, was von Nestroy aktuell und bühnensicher bleiben wird. Der Herausgeber leitet mit einer trefflichen literarhistorischen Skizze ein.

Das Wiener Volkstheater⁹⁾ in seinen „schönsten Stücken“ vorzustellen, wenn der zur Verfügung gestellte Raum knapp 600 Seiten ausmacht, ist ein sehr kühnes Unterfangen, das dem besten Fachmann zu meistern schwer fallen wird. Es kann nicht recht gut gehen, wenn diese Aufgabe einem Außenseiter anvertraut wird, der sich ganz und gar auf befugte Gewährsmänner verlassen muß. Gerhard Helbig verengt den geschichtlichen Wirkungsraum dieses Phänomens auf die 5 Jahrzehnte Blütezeit von Bäuerle-Gleich-Meisl bis zu Raimund-Nestroy, trifft seine Auswahl aus der Produktion des „Dreigestirns“ und Nestroys recht willkürlich und nicht durchaus gültig und was er einleitend über dieses literatur- und theatergeschichtlich überaus bedeutsame Thema zu sagen weiß, ist aus zweiter Hand übernommen, flüchtig, und in einem der Sache so gar nicht gemäßen Zeitungsstil vorgetragen. Man merkt zu deutlich, daß er auch persönlich nicht bei der Sache ist. Hier hat sich der mit seinen Taschenausgaben bestens eingeführte Verlag, vor allem in der Wahl des Bearbeiters, leider vergriffen.

Diese und sonst noch einige Bedenken können aber keineswegs die Genugtuung und zustimmende Freude über die Leistungen rühriger Verleger abschwächen, die einerseits den Wissensdurst der an der „klassischen österreichischen Literatur“ Interessierten befriedigen und andererseits der Forschung wieder gediegene und zuverlässige Unterlagen bereitgestellt haben.

Josef Pfandler, *Dämonie und Magie. Geschichten, Bilder und Anekdoten.* (Buchgemeinschaft Heimatland 11). Krems, 1958. Josef Faber, 71 Seiten.

Franz Schmutz-Höbarten, *Wo die Krähen schrein. Dichtungen aus dem Waldviertel in Mundart und Schriftsprache.* (Buchgemeinschaft Heimatland Sonderband 3). Krems, 1961. Josef Faber, 87 Seiten.

⁸⁾ Nestroy, *Ausgewählte Werke. Volksausgabe in einem Band*, mit einer Einführung von Joseph Gregor. Wien, 1959. Globusverlag, 745 S. mit Abb. OLn S 80.—

⁹⁾ Das Wiener Volkstheater in seinen schönsten Stücken. Hrsg. und eingeleitet von Gerhard Helbig. Bremen, 1960. Carl Schünemann. (Sammlung Dieterich, Bd. 253) 598 Seiten mit Abbildungen. OLn. DM 15.80.

Es ist nicht leicht oder wird einem schwer gemacht, zu dieser Art Literatur ein kritisches Wort zu sagen. Der Begriff „Heimatlidung“ hat einen üblen Klang bekommen, man glaubt, sich ihrer nicht recht mehr erinnern zu dürfen. Man schämt sich heute — zumeist aus Feigheit! —, Dingen, die einmal Wert hatten, und, was noch mehr ist, Werte wirkten, noch zuzustimmen. Die Frage nach Echt oder Unecht drängt sich freilich in diesem Bereich mehr als sonstwo auf, weil sich hier ungehinderter, will sagen unbeachteter dilettieren läßt. Doch, nebenbei und Hand aufs Herz: können wir nicht auch bereits vom Kitsch der Avantgarde sprechen?! Wir sind nach den seit 1914 nicht endenwollenden Heimsuchungen, besonders seit 1938—45 verflucht hellhörig geworden! Vieles erscheint hier angelesen, verstädtert, entwurzelt, verdorben — Asphaltware! Was einst repräsentativ war in der sogenannten Heimatlidung, besteht es in Allem einer strengen Prüfung noch heute? Ich möchte etwa fein unterscheiden wissen zwischen echter Mundart(-Lidung) und frisiertem Dialekt(-Schrifttum). Mundartforschung und Literatursoziologie sollten einmal in einträchtiger Zusammenarbeit die Gründe und Abgründe aufspüren und untersuchen, die in den letzten hundert Jahren zu dieser sich uns heute aufdrängenden Scheidung geführt haben! Wissenschaftliche Bemühungen nach dieser Richtung hin würden überraschende und weitreichende Aufschlüsse über den Strukturwandel nicht nur in diesem Bereich ergeben.

Was die beiden vorliegenden Bändchen betrifft, so möchte ich ihnen doch aufrichtig empfehlende Worte mit auf den Weg geben. Ihr Wirkungsbereich wird sich ja wohl kaum viel über den Waldviertler Raum hinaus erstrecken, sie sind aber darum fraglos auch im größeren Rahmen mitbestimmende Zeugnisse. Sie entreißen der Vergessenheit Menschenart, Menschenleben, Menschenschicksal, wie sie die Atmosphäre eines der schönsten österreichischen Landschaftsräume belebt haben, vielleicht da und dort noch beleben. Es ist nichts durchaus erregend Neues — warum auch? —, aber doch viel Bewegendes von dem noch immer Dauernden: Geduld und Güte, lächelnde Weisheit der Armut, Humor und Witz in aller Ungunst —, ein wenig Gespensterei, Dämonie, die freilich am ehesten zur Kunstfertigkeit verführt, viel Liebe und sehr viel sich-Bescheiden, sich-Dreinschicken. Da und dort mag die Waldviertler Landschaft, mögen Weitergesagtes und im Weitergesagten dazu-Phantasiertes, aber auch geschichtliche Fakten und allerlei Vor- und Unzeitliches den Autor bewegt haben. Schmutz-Höbarthen ist zweifellos in der Mundart (leider zu viel im Schriftbild philologisierend!) echter als der anspruchsvollere Pfandler, dem ich aber das erzählerische Können keineswegs absprechen möchte —, wie ich überhaupt beide Bände trotz manchen Bedenken gegen die Form in ihrer Gesinnung wie in ihren Intentionen positiv bewerten möchte. Man wird aus ihnen einmal für das Gesamtbild dieses so schönen Waldviertels wesentliche Züge herauslesen können. Und was kann man Besseres in einer Zeit sagen, die so viel Sensationelles, i. e. Bestseller für den Papierkorb produziert?

Dr. Kurt V a n c s a.

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Band X, geleitet von Karl M. Klier, Leopold Nowak und Leopold Schmidt, Wien 1961, im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht, 163 Seiten, 8 Bildtafeln.

Der 10. Band dieses Jahrbuches, das als Nachfolge der seinerzeit vom Volksgesangsverein Wien herausgegebenen, von Dr. Josef Pommer gegründeten Zeitschrift „Das Deutsche Volkslied“ erscheint, liegt nun vor und bringt wieder eine Reihe interessanter Beiträge aus dem Gebiet des Volksliedes und des Volkstanzes.

Als erster berichtet Hans Commenda (Linz) von einem wertvollen Fund, den Oberlehrer i. R. Georg Grüll im Jahre 1951 beim Ordnen des Starhembergischen Herrschaftsarchivs Eferding gemacht hat: In dem stark beschädigten und teilweise vermoderten Einband eines Urbariums der „Maltheßer im Stüfft Strohaimb“ aus den Jahren 1689 bis 1791 fanden sich 12 als Pappe verklebte Liedflugblätter aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts; sie wurden sorgfältig abgelöst, wobei sich aber doch einige Schäden nicht vermeiden ließen. Die 12 Blätter enthalten den Wortlaut von 14 durchwegs weltlichen Liedern mit Angabe von vier verschiedenen Weisen, versehen mit 10 verschiedenen Holzschnitten auf der ersten Seite. Da aber das Bäckerlied in vier gleichen Stücken vorhanden ist, handelt es sich eigentlich nur um 9 Liederblätter. Verlag und Druckort ist nirgends angeführt. Bei einigen steht die Jahrzahl

1629 oder 1630 oder nur der Vermerk „gedruckt in diesem Jahr“. Es handelt sich offenbar um Nachdrucke nach süddeutschen Offizinen, möglicherweise in Linz hergestellt. Es finden sich dabei einige alte Balladen, wie Tannhäuser, das Schloß in Österreich und das Lied vom Seeräuber Störzenbecher aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ein mittelalterliches Tagelied, dann die Erzählung, wie ein Soldat einen Prädikanten um sein Hab und Gut prellt, zwei moralische Lieder, die das unziemliche Benehmen von Junggesellen und Jungfrauen geißeln, ferner einige Handwerkslieder, zum Teil erotischen Inhaltes, wie sie seinerzeit von den Jesuiten beschlagnahmt und bekämpft wurden. Das ist vielleicht mit ein Grund, daß sie beim Verlag liegen blieben und schließlich wertlos und unverkäuflich wurden, sodaß sie nur als Pappenmaterial verwendbar waren. Commenda bringt die vollen Texte und dazu zahlreiche Belege; die Bildtafeln im Anhang zeigen die Vorderseite der einzelnen Blätter mit den darauf befindlichen Holzschnitten. Diese Lieder geben einen, wenn auch nur kleinen Ausschnitt aus dem Liedgut des Volkes in der Zeit um das Jahr 1630.

Ein Ehestreitlied des 18. Jahrhunderts und seine Verbreitung behandelt mit gewohnter Sachkenntnis Karl M. Klier. In verschiedenen Lesarten wird von der Auseinandersetzung zwischen dem betrunkenen Ehemann und seiner Ehefrau erzählt. Eine Reihe von Melodien und eine reiche Quellenangabe ist den Liedtexten beigegeben.

Einen, man kann fast sagen, besinnlichen Beitrag bringt Leopold Schmidt unter dem Titel „Ein Lied aus jungen Tagen“. Namhafte Dichter und Schriftsteller aus den letzten 200 Jahren schildern die Eindrücke, die sie beim Anhören von Volksliedern und Erleben von Volksbräuchen erhalten haben. Es ist staunenswert, welche Fülle von solchen Erinnerungen hier zusammengetragen werden konnten.

Felix Karlinger behandelt das Thema von der Begegnung mit der toten Braut und stellt es dem „Lenore“-Motiv gegenüber, das in der Volksliteratur eine weit stärkere Beachtung gefunden hat. An Hand einer Reihe von Beispielen verschiedener Völker wird dargetan, daß das Motiv von der toten Braut weitaus nicht den stürmischen Charakter zeigt als das männliche Gegenstück.

Walter Deutsch setzt die Reihe seiner Vorschläge zur Gestaltung und Anlage eines Melodienregisters für Archivzwecke fort (begonnen im Jahrbuch VII/1958) und gibt für die Durchführung seiner Methode eine große Zahl von Beispielen an.

Die von Jakob Dobrovich geschilderten Hochzeitsbräuche und Lieder der burgenländischen Kroaten weisen ähnliche Züge auf, wie die der benachbarten deutschen Bauern, ja sie sind ihnen in manchen Belangen nahezu gleich. Eine Auswahl von Hochzeitsliedern in kroatischer Sprache, denen die deutsche Übersetzung beigegeben ist, ergänzen den interessanten Aufsatz.

Einen wertvollen Beitrag bringt Maria Hornung über alte Kirchengesänge aus den deutschen Sprachinseln der „Sieben Gemeinden“ in Oberitalien unter der Überschrift „Halge Gasang“. Sie berichtet von einer mundartkundlichen Tonaufnahmefahrt, die im September 1958 von der Wörterbuch-Kanzlei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in die sogenannten Zimbern-Siedlungen der Sieben und Dreizehn Gemeinden und in einige Sprachinseln unternommen wurde. Diese Gebiete sind bereits nahezu gänzlich italianisiert. Noch hie und da finden sich einige gewöhnlich ältere, Leute, die noch die alte Sprache beherrschen und noch einige Lieder, gewöhnlich religiösen Inhaltes, singen können. Frau Dr. Hornung stützt sich bei der Behandlung der mit Tongerät aufgenommenen Lieder auf eine Publikation des Erzpriesters Domenico Bortoli vom Jahre 1906 über historische Erinnerungen der Kirche von Asiago. Ihre Gewährsleute waren drei alte Frauen in Asiago, die Texte und Melodien noch voll beherrschten. Früher wurden diese Kirchenlieder beim Gottesdienst gesungen, das ist heute nicht mehr der Fall. Nur bei der großen Prozession zu Christi Himmelfahrt singen einzelne alte Frauen sie noch gelegentlich. Die Aufnahme umfaßt ein Weihnachtslied sehr alten Charakters, ein Osterlied und ein österliches Marienlied. Darf ich die angegebene Literatur noch durch eine interessante Quelle ergänzen: Im „Mustersaal aller teutschen Mundarten“, herausgegeben von Dr. Johann Gottl. Radlof, Bonn 1821/22, steht gleich im Anfang eine kurze Abhandlung über die „teutschen“ Mundarten in Italien, in welcher die Erklärung des Namens Cimbern versucht wird und einige Eigenarten dieser Mundart aufgezeigt werden. Es folgen sodann 10 Gedichte in dieser Mundart mit Übertragung ins Hochdeutsche. Angeschlossen sind

noch andere Sprachproben, entnommen aus der Schilderung einer Reise durch Tirol etc. des Grafen Caspar von Sternberg, erschienen in Regensburg 1806. Hier ist zunächst abgedruckt der alte Ostergesang, wie er bei der Ankunft des Bischofs von Padua im Jahr 1519 gesungen wurde. Es ist dies das Osterlied „Christ ist erstanden“ in mehreren Lesarten, darunter in einer Form, wie es damals noch in dem Hauptort Asiago am Ostersonntag nach der Vesper von der ganzen Gemeinde abgesungen wurde. Den Abschluß bildet dasselbe österliche Marienlied, das Frau Dr. Hornung aufgenommen hat und zwar nahezu wortgetreu, allerdings in etwas anderer Mundartschreibung. Dabei ist bemerkt, daß diese Gesänge aus dem Officiale der Kirchen in den Dreizehn Gemeinden abgeschrieben wurden, in welchem sie abgedruckt sind. Das Manuskript verfaßte der Priester Augustinus a Puteo Rotti, der eine Geschichte der Sieben Gemeinden geschrieben hat, die aber nicht gedruckt wurde.

Es ist sehr zu begrüßen, daß durch diese Aktion der Wörterbuch-Kanzlei diese Beispiele alter deutscher Kultur vor dem Untergang gerettet werden konnten.

Ernst Neweklo wsky, dem wir unter anderem das wertvolle Werk über die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau verdanken, reklamiert in seiner Skizze „Z' Lauterbach hab i' mein' Strumpf verloren“ diese Ortschaft für den Flachgau in Salzburg. Im dortigen Weiler Lauterbach steht etwas abseits der Ortschaft über den Häusern auf einer zweifellos vorchristlichen Kultstätte eine den 14 Nothelfern geweihte, bereits 767 urkundlich erwähnte Kirche. Diese besitzt eine ganz besondere Merkwürdigkeit, nämlich eine Wunschglocke; wenn jemand einen Gegenstand verloren hat, muß er diese Wunschglocke läuten und kann dann den Gegenstand wieder finden. In früheren Zeiten sei die Glocke häufiger geläutet worden, durch Mißbrauch aber habe sie ihre Wunderkraft verloren.

Hans Gielge behandelt in einer tonpsychologischen Studie „Sprachliche und musikalische Gesetzmäßigkeiten bei der Anwendung von Jodlersilben“ die Art des Singens von Jodlern in Anlehnung an die Figuration der Gebirge. Der Vorsänger singe seinen Part breit und wuchtig, wie die Vorberge im Tale lagern, der „Zuawijodler“ baut seine Stimme darüber, wie die höheren Berge die Hügel überlagern. Die oberste Stimme, der „Dritterer“, gleicht den Spitzen, Zacken und Zinnen der höchsten Gipfel. Das sind im Bilde die klingenden Berge. Musikbeispiele stellen die Linien der Jodlermelodie denen der Landschaft gegenüber.

Der Beitrag von Josef Klima „Die Paysanne in den österreichischen Lautentabulaturen“ läßt ersehen, daß Volkstänze auch schon in früheren Zeiten neben den Gesellschaftstänzen bestehen konnten.

Karl Horak schreibt eingehend über den Schuhplattler in Tirol. Das Wort Plattler kommt von den rhythmischen Schlägen der Hand des Tänzers auf Lederhosen und Schuhe her. Diese Tänze erfordern eine besondere Geschicklichkeit und sind daher bei der Jugend recht beliebt. Als wirklicher Nationaltanz kommt der Plattler nur in Oberbayern, Tirol und Salzburg vor; wenn er auch in Kärnten, Steiermark und Wien gepflegt wird, so ist er dort nicht bodenständig, sondern wird gewöhnlich von Trachtenvereinen nur in ihren Kreisen vorgeführt. Horak hat sich bemüht, die Grenzen des Gebietes, in welchem die Plattler heimisch sind, genau zu umschreiben und benützt dazu die vorhandenen Quellen, die sich möglicherweise bis in die ritterliche Zeit verfolgen lassen; aber erst im 19. Jahrhundert beginnen Schilderungen dieser Tänze, vornehmlich in Reisebeschreibungen, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts reichen. Im 20. Jahrhundert finden wir dann sachliche Beschreibungen. Es gibt verschiedene Tanzformen: Den freien Einzelpaar-Tanz, der wohl die Urform darstellt; aus dem Zusammengehen mehrerer Paare entwickelt sich der Gruppenpaartanz, der in strenger Gleichmäßigkeit meist durch Vereine gepflegt wird. Wieder ein weiterer Schritt führt dann zum Burschenplattler, der ohne Mädchen getanzt wird. Da der Plattler ursprünglich als eine Art Werbe- und Balztanz erscheint, hat er hier, wo es sich nurmehr um die Zurschaustellung besonderer körperlicher Geschicklichkeit handelt, seinen ursprünglichen Zweck verloren. Horak spricht dann noch eingehend über die Ausführung dieser Tänze, deren Tempi in den einzelnen Teilgebieten große Verschiedenheit zeigen. In einer „Deutung“ faßt Horak die Ergebnisse seiner Forschungen zusammen, wonach die Entwicklung der letzten Jahrzehnte deutliche Verfallserscheinungen zeigt; doch ist die Pflege des Schuhplattlers auch heute noch wenigstens ein Ausdruck der lebendigen Kraft.

Als einen Bestandteil des Hochzeitsbrauchtums schildert Franz Schunko den „Spatzentanz“, der nach gleichen Grundsätzen, wie der „Gänsetanz“, aufgeführt wird. Die Mädchen stehen im Kreise, die Burschen ziehen hintereinander durch, wobei sich jeder Tänzer an den Vordermann hält. Wenn die Musik plötzlich aufhört, packt jeder Bursch rasch ein Mädchen zum Rundtanz, dabei bleibt ein Bursch immer übrig, der dann abtritt.

Berichte über die Tätigkeit der Arbeitsausschüsse, sowie über die 13. Jahreskonferenz des International Folk Music Councils, die vom Österreichischen Volksliedwerk vorbereitet und durchgeführt wurde, eine Totentafel und ein Verzeichnis der Neuerscheinungen (zusammengestellt von Maria Kundegraber), sowie eine Abhandlung von Leopold Schmidt „Neue Beiträge zur Sammlung und Erforschung des italienischen Volksliedes“, endlich Buchbesprechungen schließen das Jahrbuch 10 ab.

Georg K o t e k.

Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs. 6. Band (1959). In Kommission bei Hermann Böhlau Nachf. Graz-Köln. 332 Seiten.

Schon zum sechsten Male sind in zwangloser Folge die Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs erschienen, deren Aufgabenkreis die „Pflege des gesamten Gebietes der oberösterreichischen Landesgeschichte einschließlich der historischen Hilfswissenschaften und der Archivkunde“ ist. Die Beiträge, die in diesem Bande veröffentlicht wurden, sind ein Zeugnis des hohen wissenschaftlichen Standes der historischen Landeskunde in Oberösterreich.

Schon die quellenreiche Untersuchung des unermüdlichen und unerschöpflichen Oberlehrers i. R. Georg Grüll über „Die Strumpffabrik Poneggen 1763—1818“ schildert wahrlich „Ein Bild aus dem Zeitalter des österreichischen Universalkommerz“. Grüll versteht es, einen frühkapitalistischen Versuch zur Gründung eines Fabriksbetriebes lebhaft zu schildern. Nicht nur das alte Schloßgebäude in Poneggen bei Schwertberg im Mühlviertel diente als Fabrik für den Betrieb, sondern in feudalem Herrschaftsdenken wurden in der Nähe auch Arbeitersiedlungen gebaut. Die Unternehmer, Christoph Ludwig Reichsgraf Salburg und Maria Dominika Gräfin Thürheim, entstammten dem Landadel, der sich in der Zeit Maria Theresias auch bemühte, in seinen Herrschaftsbereichen die modern gewordene „Manufaktur“ einzuführen. Obwohl die Produktion der Strumpffabrik Poneggen durch Monopolprivilegien und beträchtliche Subventionen gefördert wurde, konnten die adeligen Fabrikherren aber die Konkurrenz des aufstrebenden und wirtschaftlich geschickteren Bürgertums nicht überwinden. Doch trotz dieser Entwicklung war die Strumpffabrik Poneggen für die notleidende Bevölkerung des unteren Mühlviertels zum Ende des 18. Jahrhunderts eine wertvolle Hilfe, die vor allem den Kleinbauern und Häuslern einen Nebenverdienst in jenen sonst rein landwirtschaftlichen Gebieten ermöglichte.

Franz Wilfingseder schildert „Martin Laimbauer und die Unruhen im Machlandviertel 1632 bis 1636“. Nicht nur die Bauernunruhen flackerten in Österreich ob der Enns auch nach den großen Niederlagen des Bauernaufstandes immer wieder auf. Noch bedeutsamer dürfte sein, daß die Gegenreformation zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges auch in den österreichischen Kernländern noch keine tiefe Wirkung hatte, besonders in den Einsichtsiedlungen des Mühlviertels. Am lehrreichsten an dieser Schilderung erscheint aber die schlechte Organisation und geringe Schlagkraft des ständischen Polizeiwesens in Österreich ob der Enns, die es verständlich macht, warum der feudale Ständestaat von der zentralistischen Regierung des Landesfürsten so leicht abgelöst werden konnte.

Helmut Feigl behandelt „die befreiten Ämter der Herrschaft Steyr in den Bauernkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts“. Die Ämter Neustift, Pfriemreith, Ebersegg und Windhag im Raminggraben an der südwestlichen niederösterreichischen Grenze stammen aus der späten Rodungszeit des Hochmittelalters. Sie liegen im waldreichen, kargen und unwirtlichen Alpenvorland zwischen den Flüssen Enns und Ybbs. Ihre Ansiedlung war daher nur mit beträchtlichen Freiheiten und Privilegien durchzuführen. Die triste Finanzlage des Hauses Österreich zwang die Hofkammer um die Mitte des 16. Jahrhunderts, das Erträgnis des landesfürstlichen Kammergutes zu vermehren. Auch die Herrschaft Steyr sollte nach den Plänen der Hofkammer reichere Erträgnisse abwerfen. Diesem Wunsche stand aber die Freiheit der wirtschafts-

schwachen Ämter in der Raming entgegen. Die Rentmeister von Steyr waren daher bemüht, diese Freiheiten abzuschaffen, wogegen sich die Bauerngemeinden wehrten und um die Bewahrung ihrer althergebrachten Rechte stritten. Es begann mit dem „Kampf um das Freigeld“, auch Ableit oder Abfahrtsgeld genannt, um die Steuer bei Besitzveränderungen. Nur unter schweren Strafandrohungen und mit Hilfe landesfürstlicher Edikte setzte Rentmeister Jobst Schmidauer diese Neuerung gegen den Widerstand der Bergbauern durch. Bevor diese Frage aber endgültig bereinigt war, entstand schon „der Kampf um das Robot- und Forstgeld“, wovon die vier Ämter wohl befreit gewesen waren, worüber sie aber keine Urkunden vorweisen konnten. Zwei Patente Kaiser Rudolfs II. vom 26. April 1606 entschieden zu Ungunsten der Bauern. „Das Privileg des Königs Matthias“ vom 19. Jänner 1612 bestätigte die Niederlage der vier Ämter in ihrem vergeblichen Kampf um ihr Recht. Diese Gemeinden hatten sich „im Bauernaufstand des Jahres 1626“ völlig ruhig verhalten, denn sie waren niemals für protestantische Lehren zugänglich. Der ungleiche Kampf der Bergbauern um ihr Recht gegen die verständislose Bürokratie der Hofkammer führte zur sozialen Schlechterstellung derselben zu Beginn der Neuzeit. Die befreiten Ämter der Herrschaft Steyr bildeten aber in den Bauernkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts eine Ausnahme, denn weder religiöse Fragen spielten in ihren Kampf hinein noch hatten sie sich Rechte angemaßt, die ihnen nicht zugekommen waren. Anders war die Rechtslage ihrer Nachbarn in der niederösterreichischen Herrschaft St. Peter in der Au. Die Holden dieser Herrschaft nutzten wohl die herrschaftlichen Forste, weigerten sich aber, das baufällige Schloß ihrer Herrschaft aufzubauen. Die vier befreiten Ämter der Herrschaft Steyr grenzten an die Herrschaft St. Peter in der Au und der Verfasser spricht die Vermutung aus, daß sich Steyrer Holden auch an der Gefangennahme des Inhabers der Herrschaft St. Peter in der Au, Wilhelm Seemann, im Jahre 1597, beteiligten. Die Streitfrage in der Herrschaft St. Peter in der Au war aber völlig anders als die der vier befreiten Ämter im Raminggraben. Es könnte sich daher nur um Solidaritätshandlungen von Steyrer Holden beim Aufstand von St. Peter in der Au gehandelt haben. Doch die Steyrer Holden waren nach der Darstellung Feigl's immer besonnen und nur im Jahre 1596 kam es im Schloß Steyr zu Gewalttätigkeiten, die aber im Verhältnis zu den Übergriffen der Holden von St. Peter in der Au auch nicht zu so schwerwiegenden Folgerungen führten, wie es dort der Fall gewesen ist.

Reinhold Lorenz bringt mit seiner Schilderung „Licht und Schatten in Bad Ischls Frühzeit“ einen weiteren Beitrag zur Geschichte der österreichischen Heilbäder, die auch reizvolle kulturgeschichtliche Einzelheiten des von Kaiser Franz Joseph ausgezeichneten Kurortes im oberösterreichischen Salzkammergut bringt. Der verdiente Geschichtsforscher der österreichischen Donauschiffahrt, Ernst Neweklowsky, bespricht „die Ladstattordnung vom Kasten an der Enns“, die von Abt Johann Wilhelm des Stiftes Garsten am 1. Oktober 1605 erneuert worden ist und eine alte Ladstattordnung für Kastenreith bei Weyr aus dem Jahre 1466 ablöste. „Der römische Meilenstein von Engelhartzell“, der schon über ein Jahrhundert lang verschollen ist, beschäftigt Herbert Jandaurek, der aus alten Grenzakten und anderen archivalischen Berichten dessen Standort und den Verlauf der Römerstraße zwischen Passau und Engelhartzell festzulegen versucht. Andreas Markus gibt durch die Veröffentlichung zeitgenössischer Briefe von Angehörigen der Familie Graf Revertera aus dem Herrschaftsarchiv zu Helfenberg „Augenzeugenberichte aus der 1848er Zeit“. Ein Nachruf auf „Landesarchivdirektor Wirklicher Hofrat Dr. Erich Trinks (1890—1958)“ durch seinen Nachfolger Prof. Alfred Hoffmann beschließt den reichhaltigen Band. Auch die landeskundliche Forschung für Niederösterreich findet in diesem 6. Bande der Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs, der mit ausgezeichneten Lichtbildern zu einzelnen Beiträgen versehen ist, wertvolle Anregungen für ähnliche Forschungen und Untersuchungen in unserer Heimat.

Franz Klein-Bruckschwaiger.

H. Schützner: *Geschichte von Absdorf und Absberg*. Ein Heimatbuch, 2. erweiterte Auflage 1960, Verlag der Gemeinde Absdorf.

Schon im Jahre 1927 hat der Verfasser ein kleines Büchlein über Absdorf und Absberg, seine Wirkungsstätte, verfaßt (vgl. Besprechung in U.H. 1928, S. 98). Inzwischen sind vom Rezensenten einzelne Arbeiten über dieses Gebiet erschienen, die der Verfasser nun verwertet; dazu aber eine Reihe von neuen archivalischen Quellen, und endlich das von Geistlichem Rat Pfarrer Keck-Senning gesammelte Material, so daß eine zweite Auflage vorgelegt werden konnte. Die einleitenden Kapitel sind der Entstehung des Landschaftsbildes (Wagram!) und der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung des Raumes gewidmet. Den Hauptteil nimmt die Geschichte des Ortes ein, dessen Anlage auf einem dem Kloster Niederaltaich geschenkten Grund in die Mitte des 9. Jahrhunderts zu setzen ist. Gelegentlich entsteht freilich der Eindruck als ob in der Urkunde von 864 schon „Abbatendorf“ genannt wäre (S. 21, 93); das ist falsch, der Name tritt erst in der Urkunde von 1011 auf. Daß der erste Teil des Namens nicht „Abbat“, sondern der Genetiv von „abbas“ („abbatis“) ist, wurde nicht erkannt — wie überhaupt bezüglich der Namensformen Vorbehalte gemacht werden müssen (etwa die römischen Stationsnamen, z. B. „pirus torius“). In vielen Belangen ist der Autor noch ein Opfer der älteren Literatur (z. B. bezüglich der großen Awarer-Ringe, der Residenz Markgraf Leopolds auf dem Leopoldsberg, manche wirtschafts- und rechtsgeschichtliche Vorstellungen etc.). Auch die Zitierung der Literatur läßt zu wünschen übrig; endlich müssen noch die vielen Druckfehler angekreidet werden.

Aber diese Ausstellungen sollen nicht die eigentliche Leistung schmälern. Sie liegt in der Darstellung der Geschichte der beiden Orte im späteren Mittelalter und in der Neuzeit bis in die Gegenwart herein. Ausgiebig sind die (gedruckten) Urbare des Klosters Niederaltaich aus dem 13. Jahrhundert und die ungedruckten Herrschaftsurbare aus dem 16. Jahrhundert, und das Banntaiding verwertet; ferner eine Reihe von Urkunden aus dem 14. Jahrhundert, die Gültsteuer-Einlagen und Fassionen, vor allem aber die Inventurprotokolle, die einen Einblick in das bäuerliche Leben geben, und die Matriken etc. Gut behandelt werden die Gemeindeverwaltung, die landwirtschaftlichen Betriebe, Gewerbe und Industrie, gemeinnützige Einrichtungen etc. Ausführlich, zum Teil aus eigenem Erleben (der Verfasser war von 1918 bis 1933 Leiter der Volksschule Absdorf und blieb seither im Ort!), sind die Geschehnisse des 20. Jahrhunderts geschildert. Die für Absdorf bedeutsamen Herrschaften (vor allem Stetteldorf, aber auch Winkel, Grafenegg, Winkelberg, Bierbaum und Königsbrunn) und „verschollene Orte“, so wie „Hügelgräber und Hausberge“ sind zuletzt behandelt. Alles in allem ist durch den greisen Verfasser den Orten Ober- und Unterabsdorf sowie Absberg eine brauchbare Heimatkunde beschert worden, zu der Autor und Gemeinde zu beglückwünschen sind.

K. Lechner.

1. Franz Pfeffer: *Das Land ob der Enns*. Zur Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs (Veröffentlichungen zum Atlas von Oberösterreich 3, 1958).
2. *Probleme der Entstehung des Landes ob der Enns* (Mitt. d. Oberösterr. Landesarchivs, 7. Bd., 1960).

Im Jahre 1958 ist ein Buch von Franz Pfeffer mit dem Titel „Das Land ob der Enns. Zur Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs“ erschienen. Es geht aus von den „Grundgesetzen und geschichtsgestaltenden Kräften des Landschaftsraumes“, von einer Darstellung der „Kernlandschaft Oberösterreichs“ und kommt so zu einer „weit zurückreichenden geschichtlichen Beständigkeit des Landes“, zur geschichtlichen Eigenständigkeit Oberösterreichs und endlich zur Behauptung, daß „das Land ob der Enns in seinem ältesten Kern, den vielgesuchten und vielumstrittenen ‚drei Grafschaften‘, . . . schon im 8. Jahrhundert sein staatliches Eigenleben empfangt“. Diese „drei Grafschaften“ sind, wie im Hauptteil des Buches entwickelt wird, der Traungau, das untere Mühlviertel (Riedmark) und das obere Mühlviertel (Rotelland). Aufbauend aus bairischen Gauen bilden diese fränkischen Grafschaften seit 788 (mit dem Ende des bairischen Stammesherzogtums folgt auch ihre Loslösung von Baiern!), und zwar in ihren heutigen politischen und landschaftlichen Grenzen, eine staatliche Einheit, eben den Kern Oberösterreichs, das „Territorium Uroberösterreich“. Letzten Endes geht es Pfeffer darum, nachzuweisen, daß das Land ob der Enns kein „spätgeborenes“, „minderes“ Glied der österreichischen Länder sei, keine „willkürlich zu-

sammengestückelte territoriale Neuschöpfung des 13. Jahrhunderts", daß es (gegenüber Niederösterreich) seinem geschichtlichen Alter nach das „ältere“ Österreich sei, „noch vor Niederösterreich die festen Rechtsgrundlagen eines eigenen Landes [sic! Der Rezensent.] empfang“, als „geschichtliche Einheit einen der ersten Plätze unter den Ländern des österreichischen Staates einzunehmen berufen sei“! Man fühlt sich fast an den Rangstreit der österreichischen Länder im 16. u. 17. Jahrhundert erinnert, es handelt sich um eine — völlig überflüssige — Ehrenrettung, aber mit untauglichen Mitteln.

Das wird nun zuerst in einer geographischen, länderkundlichen bzw. landschaftskundlichen Schau der „natürlichen Grundlagen der Landeseinheit“ und besonders seiner Grenzen, zum Teil bereits aus geschichtlichen Quellen, aufgezeigt, wobei Landgerichts-, Pfarr- und Herrschaftsgrenzen herangezogen werden, die nun weitgehend mit den natürlichen Grenzen und Siedlungs- bzw. völkischen Grenzen zur Deckung gebracht werden. Es geht um die „uralten, festgelegten und unveränderlichen Grenzen“!

Im zweiten, eigentlichen Haupt-Teil wird nun an Hand der Quellen die „geschichtliche Entwicklung des Landes Oberösterreich“ dargestellt. Zuerst das bairische Stammesherzogtum und die Ausbildung der Ennsgrenze (infolge der Niederlage der Baiern bei Lorch um ca. 700 wird die Enns zur Grenze, das Land westlich davon zur bairischen Grenzmark, jenes östlich davon zum „Awarenland“, wodurch auch die starke Unterscheidung in der Besiedlung Ober- und Niederösterreichs erklärt sei — was bekanntlich die neuere Namen- und Siedlungsplanforschung weitestgehend widerlegen kann!) bis zur Errichtung der „Reichsprovinz des Ostlandes“ im Jahre 788. Jetzt erfolgt die Eingliederung ins fränkische Reich und die Übernahme der karolingischen Verwaltungsorganisation (ein lückenloses Grafschaftsnetz bzw. Markengürtel!). Pfeffer unterscheidet dabei die Zeit vor der „Ordinatio imperii“ (817), wo das „Ostland“ von der Reichsprovinz Bayern unabhängig ist, und nachher, wo das „Königreich Baiern“ (Ludwig der Deutsche) auch über das Ostland gebietet. Diese Provinz (auch „Markgrafschaft“) des Ostlandes wird nun nach Pfeffer so organisiert, daß an der Donau eine „Grenzgrafschaft“ und im Alpenraum eben eine solche eingerichtet wird. Jede dieser Grenzgrafschaften zerfällt in mehrere „Grafschaftsgebiete“ auf Reichsboden, das sind an der Donau also die „drei Grafschaften“ Traungau, unteres und oberes Mühlviertel, und in ein Markgebiet („Avaria“), das Land unter der Enns. Im Alpengebiet sind es analog: Karantanien, das Grafschaftsgebiet auf Reichsboden, und die (später so bezeichnete) „Karantanische Mark“ (später Steiermark). So sehr man zustimmen wird, daß diese sogenannte „Grenzgrafschaft“ (diese Bezeichnung ist nicht belegt und irreführend!) aus mehreren Grafschaften besteht (allerdings auch, wie ich glaube, die Mark!) und ich auch daran festhalten möchte, daß die eigentliche Mark eben doch nicht erst am Wienerwald, sondern weiter westlich beginnt, so sehr wird hier vor einer Schematisierung gewarnt werden müssen (das gilt auch für die Bezeichnungen *praefectus*, *marchio*, *dux*, *comes*, *comes terminalis*, *comes confinii* etc.). Auch die Stellung des „Reichslehens Baiern“ nach 911, das das Herzogtum Baiern samt den anliegenden Ländern (Marken) umfaßte und eine Art „Unterkönigtum“ darstelle, wird noch zu prüfen sein!

Auf jeden Fall aber ist für Pfeffer das Jahr 788, die Eingliederung der „drei Grafschaften“ in das fränkische Reich, das „Geburtsjahr des Landes ob der Enns“ (!) Und diese „drei Grafschaften“ werden in der Zollordnung von Raffelstetten (um 905; angeblich seien aus den Gebieten östlich der Enns keine Vertreter dabei genannt!) angeführt; sie sind die gleichen wie jene von Otto von Freising zum Jahre 1156 genannten! Mit der Betonung, daß die karolingische Ostmark in der Ungarnzeit nicht untergegangen ist (sondern in Verbindung mit dem Dreigrafschaftsgebiet im „Reichslehen“ Baiern blieb), läßt er irrigerweise die im Traungau genannten Grafen (es sind aber keine Grafen des Traungaus!) auch als bairische Markgrafen bzw. Grenzgrafen über die Mark gebieten. Dazu gehört auch Rüdiger von Bechelaren (seine historische Persönlichkeit wird mit Recht betont!). Pfeffer übersieht aber, daß es sich hierbei zweifellos um einen Gefolgsmann der Ungarn handelt. Man wird den Versuch, eine kontinuierliche Reihe der „Markgrafen Österreichs“ vom Beginn des 9. Jahrhunderts bis 1156 aufzustellen, ablehnen.

Besonders angreifbar wird nun die in der „Neuordnung des Ostlandes“ (976) zu Tage tretende rechtliche Gliederung, das Schema wird auf die Spitze getrieben. Für

Österreich wie für Karantanien stellt er die Formel auf: Markgrafschaft (d. i. „Grafschaft“, „comitatus“) = Mark + Grafschaftsgebiet. An der Donau also: die gesamte „Markgrafschaft“ (auch „Grafschaft“ und „comitatus“ genannt) besteht aus der Ostmark und dem Dreigrafschaftsgebiet ob der Enns. Willkürlicher kann die Konstruktion schon nicht mehr sein! Die unheilvolle Gegenüberstellung von Markgrafschaft und Mark, die willkürliche Interpretation des Terminus „comitatus“ (denn angeblich gibt es ja jetzt nicht mehr einen „comitatus“ als Verwaltungs- und Amtsbezirk der Vizegrafen des Grenzgrafen, sondern nur mehr eine „comitia“, einen grundherrschaftlichen und Gerichtsbezirk!), das völlige Übersehen, daß es auch in der Mark echte Grafschaften gibt, zeigen, was davon zu halten ist, wenn Pfeffer in der Einleitung sagt, daß sich seine Untersuchung von den bisherigen unterscheidet, die „in erster Linie von den rechtsgeschichtlichen Quellen her geführt wurden“. Aber freilich dadurch ist der Weg wieder frei für die Deutung der „Drei Grafschaften“ Ottos v. Freising vom Jahre 1156, die sich mit jenen von 788 (Traungau, oberes- und unteres Mühlviertel) decken; diese freilich wären dann „ex antiquo“ zur Mark gehörig gewesen; sie würden nun mit dieser zum Herzogtum Österreich erhoben worden sein. Die zwei Fahnen bei der herzoglichen Belehnung stellen die Mark und die „drei Grafschaften“ dar, die beide zusammen im „Privilegium minus“ als „marchia“ bezeichnet werden. Im Jahre 1156 nun wird auch der zu Bayern gehörige Attergau mit Österreich vereinigt.

Als 1180 die Steiermark zum Herzogtum erhoben wurde, da wäre darin auch der seit alters zu Karantanien bzw. zur „Markgrafschaft Karantanien“ gehörige „Ulsburggau“ inbegriffen gewesen — die „Grafschaft im Gebirge“, eine der fünf oberkarantanischen Grafschaften (mit den Hauptorten Ischl, Gmunden, Kirchdorf, Steyr, bis zur Enns und zur heutigen (!) Landesgrenze). Die so gekennzeichnete nördliche Grenze aber war die seit dem 8. Jahrhundert feststehende „Alpenrandgrenze“! Erst 1254 sei diese Grafschaft mit dem übrigen Oberösterreich vereinigt worden. In den Quellen ist davon nichts zu finden! Das nördlich davon liegende Gebiet der Otakare blieb bis 1180 auch weiterhin im babenbergischen Österreich! Schon um 1220 werden nun die oberen Verwaltungsorgane dieses „Ennslandes“ („Anasum“; so hießen jetzt die früheren „drei Grafschaften“, wobei nicht unterschieden wird zwischen Organen des Landes und der Stadt „Enns“) genannt. Unter Herzog Friedrich II. ist dann auch das Landgericht zwischen Enns und Ybbs — Ferschnitz als „Oberösterreich“ (zum Unterschied von Österreich ob der Enns) dem „Ennsland“ unterstellt worden. Friedrich II. hat auch das oberösterreichische Landeswappen geschaffen, das nichts mit den Herren vom Machland zu tun hat.

Der letzte Abschnitt ist der reichsunmittelbaren Grafschaft Schaunberg gewidmet; diese kann natürlich — schon um die alte Einheit des Landes nicht zu stören! — kein Reichsland gewesen sein. Auch der Schaunbergische Blutgerichtsbezirk im Traungau-Donautal wäre Lehen vom österreichischen Landesfürsten gewesen. Nur die Maut von Aschach war — wie ich glaube: richtig! — Lehen vom Reich. Die „Reichsunmittelbarkeit“ der Grafschaft Schaunberg sei erst durch Rudolf IV. koncediert bzw. begründet worden (das „Maius“ spielte dabei keine Rolle!). Das konnte er ruhig tun, „weil Oberösterreich in seinen Grenzen so unerschütterlich fest war“ (Pfeffer!). Die bambergische Lehensherrlichkeit über drei Landgerichte sei nämlich später auf das Reich übergegangen. Die Schaunberger Fehde (1380—90) war kein politischer Gegensatz, sondern lediglich ein solcher um Besitz- und Handelsrechte. Die letzten Zuwächse an Gebiet — das Mondsee- und St. Wolfgangland und das Innviertel — erfolgten 1506 und 1779. Was I. Zibermayr von der Beständigkeit und Einigkeit des Traungaus gesagt hat, erweitert so Pfeffer auf das Gebiet der „drei Grafschaften“ — schon als Awarenmark des karolinger Reiches, als Keimzelle des Ostlandes an der Donau, als „Uroberösterreich“, als „Ennsland“, schließlich als „Land ob der Enns“. Man wird gestehen müssen: eine sehr einheitliche, scheinbar geographisch unterbaute Konstruktion mit einem großen Aufwand von Stoff und Quellen belegt. Aber eben rein deduktiv, ohne tiefere rechts- und verfassungsgeschichtliche Kenntnisse und mit oft willkürlicher Quelleninterpretation. Das Buch zeigt von großen Einsichten und von großer Kenntnis eines weitverstreuten Quellenmaterials. Und eine Reihe von Einzelergebnissen sind dadurch vorgelegt worden. Aber sie sind nicht geeignet, die tatsächliche historische Entwicklung zu erklären. Das eigentliche Wert-

volle und Dankenswerte aber ist, daß damit Anregungen, ja die zwingende Notwendigkeit gegeben war, die ganzen Probleme nochmals durchzudenken. Die Gefahr aber ist dadurch besonders groß, weil die grundsätzlichen Auffassungen (Geburtsjahr des Landes der „drei Grafschaften“ 788, etc.) in dem gleichzeitig von Pfeffer herausgegebenen „Atlas von Oberösterreich“, samt den „Erläuterungen“, niedergelegt, bzw. kartographisch veranschaulicht sind und so auch weitesten Kreisen (Schulen) nahegebracht werden.

2. Da die von Pfeffer vorgelegte Darstellung in entscheidenden Punkten der geltenden (durch I. Zibermayr ohnehin schon vielfach modifizierten) Auffassung vom geschichtlichen Werden des „Landes ob der Enns“ widersprach, wurden von einer Reihe von namhaften oberösterreichischen Historikern, darunter in erster Linie den Archivaren des Landes, das von Pfeffer herangezogene umfangreiche Material und manche andere Quellen darüber hinaus, vor allem aber seine Interpretationen und Schlußfolgerungen gewissenhaft überprüft und — das sei vorweg genommen — in den wichtigsten Fragen als nicht stichhältig erklärt. Unter dem Gesamttitel „Probleme der Entstehung des Landes ob der Enns“ (im 7. Band der „Mitteil. des oberösterreichischen Landesarchives“ 1960, II. Teil) sind 6 Einzelabschnitte samt einer Zusammenfassung auf 190 Seiten geboten. Der Direktor des oberösterreichischen Landesarchives (damals! heute o. Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Wiener Universität) A. Hoffmann leitet mit einer zusammenfassenden Gesamtwürdigung des Buches von Pfeffer ein, „Zur Problematik der Landesgeschichte“, wobei er mit Recht auf den mangelnden verfassungs- und sozialgeschichtlichen, besonders aber territorialgeschichtlichen Unterbau und auf Erkenntnisse der neueren historischen Landes- und Landschaftsforschung hinweist. Dabei werden Forderungen von allgemeiner Gültigkeit aufgestellt, etwa die Erforschung der Funktion und sozialen Stellung des Landesadels, der „Landesgemeinde“, im Aufbau des „Landes“, als flächenmäßig geschlossener politischer Einheit; eine vergleichende Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte unserer Länder — wobei gerade Oberösterreich nicht so „spät“ zum Lande wurde, wie das Pfeffer bekämpfen zu müssen glaubt und es statt dessen in das 8. und 9. Jahrhundert zurückverschiebt; endlich die Unterstreichung, daß die kartographische Darstellung unfähig ist, komplizierte innere verfassungsrechtliche Vorgänge darzustellen. Ob die von Hoffmann mehrmals betonte Bedeutung König Ottokars für die innere Struktur des Landes so entscheidend ist, wird noch weiterhin untersucht werden müssen.

In einem aufschlußreichen kurzen Abschnitt legt Kurt Reindel (der in mehreren Arbeiten, darunter das Buch über die bairischen Luitpoldinger, die Geschichte Baierns vom 8.—11. Jahrhundert wesentlich gefördert hat) „die staatsrechtliche Stellung des Ostlandes im frühen mittelalterlichen Bayern“ dar, wobei er, bei grundsätzlicher Ablehnung der Pfefferschen These von der Eigenständigkeit des Landes ob der Enns seit dem 8. Jahrhundert, betont daß in dem Werk zahlreiche Gedanken enthalten seien, die für die Geschichte Bayerns und des Ostlandes im frühen Mittelalter einleuchtendere Lösungen bieten sie als bisher vorlagen. Sie decken sich zum Teil mit dem großen Aufsatz Reindels „Herzog Arnulf und das regnum Bawariae“ (Erstabdruck in „Zeitschrift f. bayr. Landesgeschichte“ 17, 1954). Das gilt vor allem für die Ausführungen Pfeffers über die staatsrechtliche Stellung des Ostlandes nach dem Tode Karls d. Großen (Zubehör zum „Königreich Bayern“) und wieder über die Stellung Herzog Arnulfs am Anfang des 10. Jahrhunderts. R. unterstreicht, daß dieser nicht als „deutscher Gegenkönig“ bezeichnet werden dürfe. (Es bestehen allerdings über die Wahl von 919 auch gegensätzliche Stimmen; vgl. dazu: B. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 8. Aufl. I. Bd. 1954; 2. verb. Nachdruck 1956, S. 167, Literaturangaben S. 170, Anm. 2)

In der Betonung der geringen Bedeutung der Ennsgrenze (vor allem in der Frage der Besiedlung des östlich davon gelegenen Gebietes im 8. Jahrhundert — hier darf wohl schon auf die Ausführungen K. Helleiners: MIOG 11. Erg. Bd., 1929; ders., in „Der Treisengau“ II, 1936, hingewiesen werden); in der Ablehnung einer staatsrechtlichen schematischen Konstruktion bezüglich der lückenlosen Marken- und Grafschaftsverfassung für das fränkische Reich, und in der Ansetzung der westlichen Grenze der Mark Pannonien bei Mautern oder am Wienerwald (und nicht an der Enns; hier ähnlich Zibermayr!) widerspricht Reindel Pfeffer. Bezüglich der letzteren Annahme ge-

stehe ich, daß ich die Begründung dafür — weil in der Zurückdrängung, ja in der Vernichtung der Awaren durch Karl d. Großen schon so weit nach Osten vorgedrungen war, daß die Ennsgrenze keine Bedeutung mehr gehabt habe, weil ferner auch die südlich davon liegende karantanische Grenze viel weiter im Osten verlief, und weil vor allem die Zollordnung von 905/6 bei Mautern endigt — nicht für durchschlagend ansehe: die Bezeichnungen „Avaria“ und „Pannonia“ finden sich noch im späteren 9. Jahrhundert für Gegenden westlich der Traisen, sowie der Ausdruck „marca orientalis“ für 856 (M.G. SS. 30/2, 744 und SS. 9, 565); die Grenze der „karantanischen Mark“ setzt auch im 10. und 11. Jahrhundert bedeutend weiter im Osten an als jene der bairischen Ostmark. In den 100 Jahren von der Errichtung der karolingischen Mark bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts konnte selbstverständlich die westliche Grenze der Mark nach Osten vorgeschoben werden. Mautern — Eparsburg (Stein), als letzte Zollstätten genannt, sind in erster Linie für den Handel nach Norden wichtig und wir wissen aus anderen Quellen, daß die Traisen-Kamp, bzw. Fladnitz-Krems-Furche solche durchgängige Fernwege bildeten. Auch die Bedeutung Ludwig des Deutschen darf vielleicht noch stärker unterstrichen werden! Im übrigen aber wird man die Meinung, daß es in der eigentlichen Mark keine Grafschaften gibt, sowohl für die karolingische als für die ottonisch-salische Zeit aufgeben müssen (ebenso wie auch in letzterer von einer durchgängigen Grafschaftsverfassung nicht geredet werden kann).

Besonders Gewichtig ist von K. Holter auf die Frage „Der Ulsburggau und die Alpenlandgrenze“ gelegt, das heißt also: auf den durch Pfeffer „entdeckten“ „Ulsburggau“, der zu Karantanien gehörte und südlich vom Traungau, durch die „Alpenrandgrenze“ von diesem abgegrenzt, vom Dachstein bis zur Enns gereicht habe und erst im Jahre 1254 mit den „drei Grafschaften“ und dem Attergau vereinigt worden wäre. H. führt den Nachweis, daß es sich hier um einen Talnamen handelt (man wird diesen „Landstrich“- und „Gegend“-Namen mehr Bedeutung zumessen müssen als bisher), der zweimal im 11. Jahrhundert zwar als Gauname aufscheint, aber ein Teil des Traungaus ist. Ulsburg scheint der Georgenberg (bei Micheldorf im O.Ö. Kremstal) zu sein, die Pfarre Ulsburg aber Kirchdorf, die vielleicht später nach Wartberg vorgeschoben wurde. Grenzen sind nicht ein für allemal festgelegt und genau vermessen (sogar Katastralgemeindengrenzen sieht Pfeffer für fix seit dem 10. Jahrhundert an). Ein großes Landgericht des 13. Jahrhunderts kann aus verschiedenen kleineren zusammengewachsen sein (dabei müssen es, wie ich bemerken will, gar nicht Niedergerichtsbezirke sein; die Zurückführung von Landgerichten auf alte Grafschaftsbezirke und Gaue hat sich nicht nur in Niederösterreich als unrichtig erwiesen!) H. geht den verschiedenen Besitz- und Gerichtsbezirken nach, jenen der Lambacher mit ihren Erben, den Rebgauern, und den von ihnen bestifteten Klöstern; der Otakare (vielleicht auch zum Teil Erben der Lambacher; ich möchte hier jedoch sehr entschieden darauf hinweisen, daß zwischen beiden die Grafen von Formbach berücksichtigt werden müssen, die wir im Traungau finden!). Besondere Bedeutung hat der Bamberger Besitz in Oberösterreich, dessen Anfänge nicht geklärt sind; damit hängt die Frage nach seinen (Teil-) Vögten zusammen. H., der sich ja in mehreren Aufsätzen mit der Herrschaft Pernstein und ihren Inhabern befaßt hat, kann eine Reihe von hochfreien Geschlechtern in diesem Zusammenhang näher untersuchen. (Im übrigen darf „freies Eigen“ noch nicht als Hinweis auf „Hochfreie“ genommen werden.) Eine Reihe von besitz- und personengeschichtlichen Nennungen wird in dem Aufsatz näher untersucht, ohne daß dabei der Autor endgültige Ergebnisse vorlegen will; er fordert im Gegenteil zu neuen Untersuchungen auf (vergleiche die Nennungen von Gütern „in Austria“; die Abfolge von späteren hochfreien Geschlechtern des späteren 13. Jahrhunderts zu älteren Grafengeschlechtern; die ursprüngliche Zugehörigkeit der Herrschaft Steyr zur Kärntner Mark — „Karintscheid“ will ja nichts anderes sagen als: dahinter liegt die Kärntner Mark!). Das Hauptergebnis ist: es gibt keinen Alpengau und keine alte Grafschaft „Ulsburg“, keine Einheit der oberösterreichischen Alpenländer als verwaltungsmäßiges oder politisches Ganzes; die sogenannte „Alpenrandgrenze“ ist aus jungen und jüngsten lokalen Grenzen zusammengestellt. Die Feststellung, daß das Land und Territorium ob der Enns in allmählichen Entwicklungsstufen 1156—1192—1254/60 zusammengewachsen ist, gilt grundsätzlich auch für die anderen Artikel des Buches!

Als Mittelpunkt dieses darf wohl die Untersuchung von A. Zauner „Oberösterreich zur Babenbergerzeit“ angesehen werden. Die Babenberger hätten ja nach Pfeffer in Fortsetzung karolingischer Gebietsgrenzen die Herrschaft in Oberösterreich im Westen bis zum Hausruck südlich der Donau, bis zur Ranna nördlich der Donau, im Süden bis zum Alpenrand und im Norden bis zur heutigen Landesgrenze innegehabt; 1156 wären die „drei Grafschaften“ als ein eigenes „Land“ mit der alten Mark zum Herzogtum erhoben worden, wobei auch der Attergau damals hinzu kam. Die bayrischen Herzöge und die Otakare hätten im Traungau nur grundherrliche und vogteiherrliche Rechte besessen. So darf gerade dieser Abschnitt auf besonderes Interesse auch in Niederösterreich rechnen und so mag es sich rechtfertigen, daß darauf näher eingegangen und manche zusätzliche Bemerkungen gegeben werden. Z. greift nochmals auf die „Marken und Grafschaften bis zur Babenbergerzeit“ zurück. Auch er läßt die karolingische Mark erst etwa am Wienerwald beginnen. Ich darf dazu auf das oben zum Aufsatz Reindels Gesagte verweisen. Der „terminus regni Baiowariorum in oriente“ wird erst zu 884 genannt! (Annales Fuldenses, ed.-Kurze, S. 110). Das muß auch gegen Zibermayr gesagt werden, der diesen „vom Passauer bis zum Wienerwald“ reichenden „Grenzabschnitt der Provinz Bayern im Osten“ schon von Karl d. Großen eingerichtet sein läßt. Die Unterscheidung der beiden „Grenzgraftchaften“ als „pannonischer und karantanischer Limes“ (Annales Fuldenses, S. 55) ist nicht zu 856, sondern zu 861 anzusetzen. Hingegen darf der erst in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter ungarischer Oberhoheit stehende deutsche Graf nicht als über das ganze „heutige Niederösterreich“ gesetzt betrachtet werden; der Herrschaftsbereich Rudigers reicht, wie uns das Nibelungenlied zeigt, höchstens bis zur Traisen, vielleicht nur bis zur Melk. Wenn wir von diesen kleinen Bemerkungen absehen, dann muß der Hauptinhalt des ersten Abschnittes Z.'s unsere volle Zustimmung finden, er unterstreicht neuerlich, daß wir an kein lückenloses Grafschaftsnetz im fränkischen Reich denken dürfen, und daß sich ein solches schon gar nicht bis nach der Mitte des 12. Jahrhunderts erhalten habe. Zu dieser grundsätzlichen Feststellung gehört auch die Vorsicht, die wir gegenüber den Nennungen „Gau“ „pagus“ walten lassen müssen (Neben der von Z. angeführten Literatur darf dazu noch genannt werden: W. Hessler, Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters in „Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften“, phil. hist. Kl. 49/2, 1957 und meine letzte Arbeit über den „Grunzwitigau“ im Jahrbuch f. Landeskunde von N.Ö. 1959/1960). Da sich Z. der Lehrmeinung anschließt, daß die Grafen vorzüglich die Waltung des Königsgutes innehatten, die Grafschaften sich also an das Königsgut anlehnen (die jüngste Arbeit von W. Metz, Das karolingische Reichsgut, 1960, ist dagegen anderer Meinung; ob die Bezeichnung „in comitatu“ tatsächlich nur bei Königsschenkungen vorkommt, müßte auf breiter Grundlage erforscht werden!), so geht nun Z. in dankenswerter Weise dem „Königsgut“ in Oberösterreich nach (Linz, Wels, Lorch-Enns, Klostersausstattungs-Güter, Forste etc.; dabei ist Gelegenheit, auf das Verhältnis von castrum-civitas-oppidum hinzuweisen). Hier schon würde ich auch die Nennungen von „passagium“, „portus“, Urfahr etc. berücksichtigen! Bedeutungsvoll ist nun, daß die Amtsgraftchaften von den adeligen Herrschaften aufgesaugt werden, deren Besitzer, Grafen und Hochfreie, selbstverständlich auch Herrschaften zu eigenem Recht besaßen (Die Betonung der autogenen Hoheitsrechte, weder delegiert noch usurpiert, gehört heute zu den unbestrittenen Erkenntnissen der neueren landesgeschichtlichen Forschung!). Die genealogische Einordnung wird mit Erfolg versucht. Die Durchsetzung der älteren Grafschaftsbezirke erfolgt auch durch geistliche Bann- und Immunitätsbezirke, wozu wieder die Feststellung der Vogtfamilien kommt.

Ein weiterer Abschnitt Z.'s beschäftigt sich nun mit diesen „Adelsherrschaften seit dem Investiturstreit“, wobei Z. sich mit Recht zur Anschauung bekennt, daß es sich hiebei um echte Grafschaftsrechte handelt. Als entscheidende Geschlechter dürfen dabei südlich der Donau die Lambacher, die Otakare, die Formbacher, die Poigen-Rebgauer, (die Welfen) und, seit 1158, die Julbach-Schaunberger genannt werden; wozu noch kleinere Hochfreie kommen (mit Recht zählt Z. die Polheimer und Puchheimer dieser sozialen Qualität zu). Ihnen und ihrem Besitz geht Z. in großen Zügen nach. Einige Bemerkungen seien gestattet! Den früheren Welfenbesitz von Grünburg hat Stowasser (MIÖG 41, S. 143 f.) bis in das Ende des 14. Jahrhunderts als bayrisches Lehen erwiesen; ob die Formbacher nur als Erben der Lambacher in Oberösterreich

anzusehen sind, bezweifle ich, die Grafen Meginharde des 10. Jahrhunderts gehören ihnen zu (von der „Mark“ Pitten soll nicht gesprochen werden!); die Julbach-Schaunberger werden wir wohl in erster Linie als hochfreie Gefolgsleute der Formbacher ansehen dürfen (wenn auch nachmals verschwägert; später denkt Z. übrigens an Verwandtschaft mit den Burghausnern!). Im Norden der Donau (seit Beginn des 12. Jahrhunderts gehört die Riedmark bis zum Haselgraben zur Mark!) sind es kleinere hochfreie Geschlechter, die im „grafschaftsfreiem Raum“ (gegen Pfeffer!) die Rodung durchführten und dabei eigenständige Gerichtsbarkeit aufbauten, Landgerichte. (Gegenüber dem Ansatz vom Auftauchen der einzelnen Landgerichte im 13. Jahrhundert — auch Hoffmann scheint, wie ich glaube, in seinem Beitrag das Auftreten der Landgerichte etwas spät anzusetzen — darf doch auf die kaiserliche Urkunde von 1189 für Freising hingewiesen werden, wo neben dem Marchfutter und dem Burgwerk auch schon vom Verzicht auf das „lantgerichte“ die Rede ist.) Grundsätzlich darf auch dieser Abschnitt mit der Feststellung schließen, daß eine Kontinuität festumgrenzter Grafschaften von der Karolingerzeit bis in das 12. Jahrhundert, besonders auf die „drei Grafschaften“ angewendet, nicht bestehe.

In die Mitte des Aufsatzes von Z. ist die „Bedeutung des Jahres 1156 für Oberösterreich“ und die Frage, von wann an die Babenberger Hoheitsrechte dort ausgeübt haben, gerückt. Geht es in dem bekannten Bericht Ottos v. Freising über die Vorgänge von 1156, um die ohne nähere Bezeichnung (daher der Interpretation seit fast 200 Jahren offen stehend!) erwähnten „tres comitatus“, die mit der Mark zum Herzogtum gemacht wurden, so haben wir daneben zwei immer wieder erwähnte Quellen (das „Breve chronicon Mellicense“ von 1178/80 und die Chronik Hermanns von Niederaltaich von ca. 1270/75), die von einer gleichzeitigen Vergrößerung des Markgebiets im Westen, nämlich von der Enns bis zum Flusse bzw. Wald „Rotensala“ (Hausruck-Passauer Wald) berichten. Dabei spricht die erstere Quelle von der Hinzufügung der „Grafschaft Pogen“ (an der Donau zwischen Passau und Regensburg), die letztere von der Hinzufügung von „mehreren bayrischen Grafschaften“ und von der Ausdehnung der „potestas judiciaria“ des österr. Landesfürsten (hier zweifellos eine Parallele zum „justitiam exercere“ des Privilegium minus!). An beiden Stellen ist, was nicht beachtet wird, durchaus nicht gesagt, daß diese Ausdehnung nach Westen eben in der Hinzufügung der „Grafschaft Pogen“ oder der „bayrischen Grafschaften“ besteht. Obwohl seinerzeit Klebel („Archivalische Zeitschrift“ 1936, Jahrbuch f. Lds. Kde. v. N.Ö. 1953) und Tyroller (Jahresbericht des Wittelsbacher Gymnasiums in München, 1952/53) an die Grafschaft Bogen an der oberen Donau gedacht haben (der erstere, indem er seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine Oberlehensherrschaft der Babenberger über die Grafen von Bogen bis zu deren Aussterben im 13. Jahrhundert annahm!), so bereitet diese Annahme doch größte Schwierigkeiten (Diese Grafschaft wäre also schon lange vor 1156 unter babenbergischer Lehensherrschaft gestanden; und auf keinen Fall wäre sie „seit alters“ mit der Mark verbunden gewesen; und gehörte sie jetzt zum „Herzogtum Österreich“, selbst wenn man dieses vom „Herzogsprengel“ nicht unterscheiden müßte?). Man hat also versucht (ich selbst tat das, Jahrb. f. Landesk. v. N.Ö. 1926, ohne aber an eine „Grafschaft“ zu denken!), in der Quelle von 1178/80 statt „Pogen“ „Poigen“ zu setzen (Besitz bzw. „Grafschaft“ der Poigen-Rebgau im Attergau, an der Ager und Vöckla; aber er reicht auch noch nach Osten bis ins Almtal). Z. nimmt an dieser Stelle direkt die „Grafschaft Poigen“ im niederösterreichischen Waldviertel an, in dem von mir 1926 angenommenen „Prinzipatsbezirk der Babenberger“!) Ähnlich setzt auch Pfeffer die „Grafschaft Pogen“ als die Grafschaft der Poigen-Rebgau (in Oberösterreich) an und begründet mit dieser Nachricht, daß der Attergau 1156 an Österreich gekommen sei! Die alten karolingischen „drei Grafschaften“ mit dem Attergau stellten nun „die landrechtliche Einheit“ Oberösterreichs dar, die sowohl bei der Rückstellung des Herzogtums Bayern durch Heinrich Jasomirgott wie bei seiner Belehnung mit dem Herzogtum Österreich durch eine Fahne symbolisiert worden wäre. Darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren!

Z. untersucht in methodisch einwandfreier Weise die Quellenstellen, die für eine Gebietshoheit der Babenberger in diesen oberösterreichischen Gebieten (Traungau und Attergau) sprechen. Er kommt in dankenswerter Vorsicht zu dem Schluß, daß wir keinen klaren Beweis für die Ausübung einer Gebiets-(Landes-)hoheit „im heutigen Oberösterreich“ vor 1192 haben — obwohl er die Übertragung der Vogtei über Wilhe-

ring durch den Kaiser an die Babenberger (1188) und die Beerbung der vor 1188 ausgestorbenen Rebgauper durch die Babenberger (als Heimfallsrecht gedeutet!) als etwaigen Hinweis auf eine babenbergische Landeshoheit in Oberösterreich schon knapp vorher für möglich hält. Dazu nur zwei Bemerkungen: Darüber, daß die Vogtei über Wilhering nicht als Landeshoheit des österreichischen Herzogs gedeutet werden dürfe: vgl. O. H. Stowasser, Vjschr. f. Soz. u. Wirtsch.-Gesch. 19, 1926, S. 421, und H. Pirchegger, Ztschr. f. bayr. Landesgesch. 13, 1942, S. 318; vgl. aber auch zuletzt O. Hageneder, Mitt. d. Ob. Öst. LA 5, 1957, S. 190 ff. Die Urkunden von 1167 über den früher erfolgten Gütertausch zwischen Passau und Wilhering unterscheidet übrigens m. E. genau die Übergabe von bisherigen Klostergütern an Passau durch Herzog Heinrich von Österreich und die Übergabe des Gegengutes von Passau an das Kloster durch Herzog Heinrich als ausdrücklich genannten Vogt des Hochstiftes. Die Vogtei über Wilhering — es handelt sich aber um die bisher dem Kaiser zustehende Defensio über ein Zisterzienserkloster —, die Herzog Leopold V. von Österreich durch kaiserliches Mandat übertragen wird, bezieht sich auf Güter in Nieder- und Oberösterreich, südlich und nördlich der Donau, wobei betont wird, daß niemand „infra terminos terre nostre“ die Güter und Leute des Klosters belästigen darf. Daraus ist für den engeren Raum um Wilhering keine Landeshoheit abzuleiten. Für die Rebgauper aber darf wohl an Besitz- und Gerichtsrechte gedacht werden (Z. sieht darin einen adeligen Bannbezirk, der vom großen Landgericht Kammer, das er im 12. Jahrhundert in der Hand der Grafen von Plain annimmt, eximiert wurde), in deren Nachfolge seit 1188 Leopold V. durchaus nicht als Landesherr eintreten mußte. Erst sein Vater Leopold VI. betont gegenüber dem letzten Zweig der Grafen von Poigen-Rebgau, den Grafen von Hohenburg, um 1210 ausdrücklich sein Amts- und Heimfallsrecht! Der entscheidende Gegengrund gegen eine babenbergische Landesherrlichkeit im Traungau vor 1192 aber ist der bekannte Gerichtstag des bayrischen Herzogs Heinrich des Löwen in Enns im Jahre 1176, in dem er feierlich eine gerichtliche Entscheidung in einem Streit mit dem Kloster Reichersberg traf. (Es sei dabei betont, daß unter den dabei genannten „principes utriusque terre“ der Traungauer nicht genannt ist!)

Gegenüber den also widersprechenden Nachrichten entscheidet sich Z. im Anschluß an H. Pirchegger dafür, daß zwar die „Jurisdiktion“ der Babenberger 1156 wirklich bis zum Hausruck ausgedehnt, aber die Besitzungen und Rechte der Otakare davon eximiert waren, sodaß der Traungau in Abhängigkeit vom bayrischen Herzog verblieb. Die im übrigen Bereich geübte Gerichtsbarkeit aber war an die „Zustimmung“ und „Duldung“ des österreichischen Herzogs gebunden. (Diese Auffassung des „Gerichtsparagraphen“ des „Privilegium minus“ wird jetzt gewöhnlich vertreten!). Ich möchte davon abweichend folgende Meinung vertreten: knapp vor 1156 ist der Hauptstamm der Grafen von Poigen (in Prinzipatsbezirk des Waldviertels) ausgestorben, Besitz- und Gerichtsrechte und Ministerialen (wie sich nachweisen läßt!), sind an die Babenberger gekommen; noch freilich waren andere Zweige, vor allem die Grafen von Hohenburg, in diesem Raume weiter begütert. Die Grafschaft Poigen aber war, neben jener von Pernegg-Drosendorf, von Raabs und anderen Hoheitsgebieten (das sind, wie ich annehme, die — bisher außerhalb der Mark gelegenen — Grafschaften, „die die drei genannt werden“!), mit der Mark zum Herzogtum vereinigt worden. Das konnte also in dem ca. 32–35 Jahre später entstandenen „Breve chronicon“ so aufgezeichnet sein („comitatus Pogen“ statt „Poigen“!). Zur Zeit seiner Entstehung (1178/80) aber war auch bereits der zweite bedeutende, vor allem in Oberösterreich (im Rebgaue, an der Vöckla und Ager und um Vichtwang) an Besitz- und Hoheitsrechten bedeutsame Zweig des gleichen Geschlechtes, die Grafen von Rebgaue, vor dem Aussterben (ca. 1187/88). Und mit der Sicherung der Stammgrafschaft Poigen waren auch jene Rechte den Babenbergern zugesichert worden, was gleichfalls im Breve chronicon zum Ausdruck kam (in der Erwähnung der Ausdehnung bis zur „Rotensala“!). Die Landeshoheit der bayrischen Herzoge aber — bis zur Enns — war dadurch nicht berührt worden und zeigte sich im Gerichtstag von 1176!

Der letzte Abschnitt der kenntnisreichen und bedeutsamen Arbeit Z's. ist der „Entstehung des Herzogtums Steiermarks, seinem Übergang an die Babenberger und der Bildung des Landes ob der Enns“ gewidmet. Wenn auch die Quellen zum Jahre 1180 nur berichten, daß Otakar IV. den Namen und die Würde, Titel und Rang eines Herzogs erhalten habe, so ist doch 1186 vom „ducatus Stirie“ die Rede. Die Exi-

mierung vom bayrischen Herzogtum war damit gegeben. Man wird formulieren dürfen, daß der Traungau damals als Reichslehen zum Herzogtum Steiermark gekommen ist. Der Komplex der Hoheitsrechte (Grafschaftsrechte, Allode, Lehen, Vogteien, Ministerialien, Rodungsherrschaften, Bergregal etc.) bilden die Grundlage für das Herzogtum (das von dem engeren, räumlich geschlossenen „Herzogsprenkel“ zu unterscheiden ist!); dazu kam die Gründung von Städten, wobei Enns eine entscheidende Rolle spielt. An der Stadt- bzw. Marktherrschaft der Traungauer darüber in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts kann kein Zweifel sein, sie haben dort Messen eingerichtet, zusammen mit fremden Kaufleuten, erheben Marktzölle etc. In dem Bestreben, Pfeffers zweifellos irrige Annahme, daß die Babenberger hier wie im ganzen Traungau die Landeshoheit besessen hätten und entsprechend der Annahme, daß seit 1180/86 die bayrische Landesherrschaft aufgehoben war, will Z. diese obengenannten Marktrechte der Otakare in Enns nur als Ausdruck der Landeshoheit sehen, die einem „gewöhnlichen Grundherrn“ (so Pfeffer!) nicht zustehen. (Diese grundsätzliche Auffassung entnimmt Z. den Ausführungen von A. Dopsch, *MIÖG.* 18, 238 ff., der das „jus fori“ zu den Einkünften des Landesherrn zählt. Zum „jus fori“ vgl. jetzt auch W. Schlesinger, *Festschrift f. F. Steinbach* 1960). Dazu aber darf doch eingewendet werden, daß z. B. im Jahre 1159 der Bischof von Passau als Stadtherr von St. Pölten für seine Bürger eine Reihe von stadtrechtsähnlichen Vorschriften erläßt. Wir werden für den deutschen Südosten (nicht nur in Niederösterreich!) weitgehend an grundherrschaftliche Gründungen von Märkten und Städten denken müssen. Es ist nicht richtig, daß der Marktzoll nur vom Landesfürsten eingehoben wird. Ähnliches gilt auch für die Münzstätte Enns, die (wenn auch erst 1185 belegt) noch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückreicht. Natürlich ist sie von den Traungauern eingerichtet worden, aber eben als Stadtherren (Z. selbst spricht ja bezüglich Krems und Neunkirchen bzw. Fischau von den Stadt- bzw. Marktherren als Münzherren!) Die Ablehnung der babenbergischen Landesherrschaft über das Gebiet von Enns ist berechtigt, sie waren dort erst seit 1192 Landesherren, aber Markt-, Zoll- und Münzregal konnten auch vom Reich anderen Herren als den Landesfürsten verliehen worden sein. Und was sind denn die „Feuda extra curtem“ mit den darauffolgenden Hoheitsrechten (Marktrecht, Berg- und Schatzregal, Landgericht, Zölle etc.) anders als Rechte eines Territorialherren in dem Land (und in Märkten) eines anderen Territorialherren? Ja warum sollte sogar der Herzog von Steiermark nicht auch im Herzogssprenkel des bayrischen Herzogs Hoheitsrechte einnehmen?

In der Frage der Ausdehnung der Landeshoheit der Babenberger im Norden der Donau vom Haselgraben bis zur großen Mühl schwankt Z. zwischen 1180 und 1192. Seit letzterem Termin aber treten die Babenberger als Erben der Traungauer im Traungau und im Mühlviertel immer stärker hervor, zum Gutteil durch Erwerb von Herrschaften aussterbender hochfreier Geschlechter und durch Kauf. Durch das Zusammenwachsen der Alt- und Neugebiete wird nun eine Angliederung der ehemaligen steirischen (otakarischen) Gebiete an das Herzogtum Österreich vorbereitet; es zeigt sich in landesfürstlichen Amtsorganen: „scriba“ 1240, 1255, für die Domänenverwaltung; „iudex (provincialis)“ (wobei zwischen dem niederen Landrichter und dem obersten Landrichter nicht klar unterschieden wird!). Im Vertrag von Ofen (1254, zwischen Ottokar von Böhmen und Bela von Ungarn) wird die natürliche Grenze zwischen Österreich und Steiermark festgelegt, das heißt, Ottokar erhält Österreich mit dem Teil des Herzogtums Steiermark südlich der Piesting und der Kalkvorpalen im Traungau und im Pittner Gebiet (Niederösterreich). Dadurch war dieser Teil des Traungaus von seinem steirischen Hinterland abgeschnitten und die Verschmelzung mit dem übrigen babenbergischen Besitz im Traungau gegeben. Das heißt: erst 1254 wird der Traungau mit Österreich vereint. Aber, wird man sagen, das dauert ja nur 6 Jahre, denn 1260/61 mit dem Anfall der Steiermark an Ottokar wird in Niederösterreich wieder die Piesting die Grenze zwischen den beiden Ländern, das Pittner Gebiet wieder zur Steiermark gezogen. Das hätte ohneweiteres auch bezüglich des südlichen Traungaus (des von Pfeffer vermeinten „Ulsburggaues“) geschehen können. Man wird also doch (mit Zibermayer) schon um 1240 den Anfall des Traungaus an Österreich ansetzen dürfen. Aber erst 1264 („provincia Austria superioris“) ist das Land ob der Enns eindeutig als eigener Gerichts- und Verwaltungsbezirk nachgewiesen. Mit Recht kann

Z. damit schließen, daß die wichtigste Periode der Bildung des Landes Oberösterreich die Zeit zwischen 1192 und 1264 ist (wobei eine gewisse Unsicherheit noch verbleibt).

Das Aussterben von hochfreien Adelsgeschlechtern (Dynasten) bzw. die Eingliederung ihrer Herrschaft in das werdende Territorium ist die wichtigste Voraussetzung für die Durchbildung der Landeshoheit. Das sind seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in Oberösterreich nur mehr die Schaunberger. Damit ist ein weiterer Abschnitt des genannten Buches, dem „Land der Abtei und der Grafschaft Schaunberg“ gewidmet (von O. Hageneder). Wir werden uns hier etwas kürzer fassen dürfen. Gegenüber Pfeffer wird der Nachweis einer einzigen passauischen Grafschaft im Ilzgau geboten, die in das obere Mühlviertel hereinreicht, bis zur Großen Mühl. Nicht seit Anfang des 11. Jahrhunderts ist das Gebiet bis zur Ranna (in kontinuierlichen Grenzen seit Ende des 8. Jahrhunderts!!) der österreichischen Landesherrschaft unterstanden, sondern erst allmählich, seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ist diese Ausbildung erfolgt. Erst um 1500 hat sich diese Landesherrschaft auch über das einstige passauische Gebiet erstreckt. Ähnliches gilt für die Grafschaft Schaunberg; auch hier gegenüber Annahme der Kontinuität der Hausruckgrenze und der Abhängigkeit der Schaunberger von den österreichischen Landesfürsten seit Anfang des 13. Jahrhunderts eine allmähliche verfassungsgeschichtliche Entwicklung. Über die verfassungsrechtliche Stellung der Grafen von Schaunberg und ihrer Gebiete haben A. Hoffmann (Zur Geschichte der Schaunbergischen Reichslehen, Mitt. des o.ö. Landesarchivs 3, 1954) und O. Hageneder (Die Grafschaft Schaunberg, ebd. 5, 1956) gehandelt. Es geht dabei um ein Ineinandergreifen und ein Konkurrenzieren von Reichslehen, herzoglichen und passauischen Lehen. (Übrigens erscheint mir die Formulierung „Die Grafschaft Schaunberg gehört seit dem 12. Jahrhundert zum Lande Österreich“ — wann? wieso? — nicht ganz glücklich). Von einer Lehensabhängigkeit der Schaunbergischen Landgerichte vom österreichischen Herzog ist keine Rede. Erst 1361 (im Vertrag von Weitra, der von Pfeffer und Hageneder einstimmig als echt erklärt wird — gegenüber O. H. Stowasser; vorher fällt das Privilegium maius!) wird eine solche anerkannt; daneben (und davon zu scheiden, wie H. richtig betont) aber ist die Rede von der Bannleihe, die die Schaunberger für ihre eigenen und für die von ihnen zu Lehen gegebenen Landgerichte von den österreichischen Herzogen nahmen. Andererseits aber spricht vieles dafür, daß die Schaunberger seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts reichsunmittelbar waren. Ich möchte hier, Pfeffer zustimmend gegenüber Hoffmann (a. a. O., S. 405 f.), entschieden betonen, daß auch die Maut in Aschach, so wie wir dies für andere Donaumauten und Überfuhren wissen (besonders Ybbs und Stein noch im 14. Jahrhundert!), ein Lehen vom Reiche war (zumindest noch im 14. Jahrhdt.). Wir kennen überdies um 1200 eine Schaunbergische Landschranne („placitum publicum“), ferner die Bezeichnungen „terra nostra“ durch einen Schaunberger und „Grafschaft Schaunberg“ (1317). Sie deuten auf die Entwicklung zu einer eigenen Landesherrschaft. H. aber unterstreicht, daß trotzdem der Schaunbergische Hochgerichtsbezirk ein Teil des Landes ob der Enns blieb. Erst im 14. Jahrhundert kennen wir die Bemühungen der Schaunberger, über Gerichts- und Blutbannleihe zur Reichsunmittelbarkeit aufzusteigen (gegenüber Hoffmann spricht sich Hageneder für die Echtheit auch der längeren Fassung des Privilegiums Kaiser Ludwigs von 1331 aus, die als Reichslehen ausdrücklich „die Grafschaft“ bezeichnet). Hatte schon Albrecht II. auf dem Wege über eine landesfürstliche Burgenpolitik sich dagegen gewendet, so im besonderen Herzog Rudolf IV. Kurz vorher hatte Graf Wernhard von Schaunberg — um sich gegen die Landeshoheit der österreichischen Herzoge zu wehren — erklärt, daß er drei Landgerichte vom Bistum Bamberg und drei Herrschaften von Passau zu Lehen trage (der Herkunft der Bamberger Lehenschaft wäre doch noch nachzugehen!). Der Revers von Weitra (1361) wäre also ein Kompromiß zwischen den Bestrebungen der Schaunberger nach Reichsunmittelbarkeit und den Forderungen Rudolfs IV. Die Schaunberger nehmen für die fünf Landgerichte, die sie als freies Eigen besaßen oder weiterverliehen, den Blutbann zu Lehen. Aber die Versuche der Schaunberger, ein eigenes Land auszubilden, werden eher stärker. (Hier wird man trotz allem die Hinweise Stowassers berücksichtigen müssen!) In der Schaunberger Fehde (1380—90) wurde die Zugehörigkeit der Schaunbergischen Herrschaften zum Lande ob der Enns gesichert, aber lehensrechtlich konnten die herzoglichen Rechte nicht durchgesetzt werden — bis ins 15. und 16. Jahr-

hundert, wo neben der völligen Sicherung der Landstandschaft der Schaunberger auch dieses gelang; bis zuletzt aber nicht die Einziehung der Grafschaft als österreichisches Kammergut!

Ein letzter Abschnitt des Aufsatzes von Hageneder beschäftigt sich mit dem Problem „Land und (reichsunmittelbare) Grafschaft in verfassungsgeschichtlicher vergleichender Darstellung“. Sehr schön zeigt H. an anderen Grafschaften (Raabs, Litschau, Hardegg, Hochgerichtsbezirke der Kuenringer, Cilli, Arco etc) das Ringen zwischen reichsunmittelbaren Grafschaften und den Territorialherren. Trotz Reichslehenschaft und autogenen Hoheitsrechten und weiterer Lehensbindung an benachbarte geistliche und weltliche Herren, gehören diese Gebilde früher oder später doch zum „Land“; auch für sie gilt das Landrecht. Die Rechtsgemeinde der Landleute (Landschaft) fördert dieses Bestreben des Landesherren, das ja vorwiegend der Friedenssicherung und dem Rechtsschutz gilt. Zuletzt wird auch die Steuerleistung an das Reich von jener an das Land abgelöst. Daß dabei immer wieder die Macht und die Politik des sich durchsetzenden Landesherren entscheidend ist, gilt ja für den gesamten Komplex der „Landeshoheit“! Mit Recht darf H. zum Schluß einen Satz W. Schlesingers zitieren, wonach weder „Land“ noch „Herrschaft“ feststehende Begriffe sind, sondern ihr Wesen mit den gestaltenden Kräften wandeln.

Im letzten Aufsatz bespricht A. Hoffmann „Das Landeswappen und den großen Freiheitsbrief Rudolf IV.“, der sich gegen die These Pfeffers richtet, daß Herzog Friedrich II. mit der Einrichtung des „Verwaltungsbezirkes Oberösterreich“ nicht nur den österreichischen Bindenschild für das Herzogtum Österreich, sondern auch die beiden Landeswappen ober und unter der Enns geschaffen hat. H. hat bereits 1946 über das oberösterreichische Landeswappen gehandelt. Es bleibt bestehen, daß 1384 das Wappen des Landes ob der Enns zum ersten Mal nachgewiesen ist, daß es Vorstufen hat in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, vor allem im Urbar des von den Herren vom Machland gegründeten Klosters Baumgartenberg (1335); als Machländerwappen wurde es auch im herzoglichen Hause Ende des 15. Jahrhunderts angesehen. Mit Recht hält Hoffmann an der offiziellen Errichtung des Landeswappens durch Rudolf IV. (gegenüber Bestrebungen, es noch in das 13. Jahrhundert zurückzuverlegen) fest, was dann unter Albrecht III. und besonders unter Albrecht V. gefördert wurde. Auch im „Rangstreit“ der österreichischen Länder ist das Panier des Landes ob der Enns hinter den Herzogtümern gereiht.

In dankenswerter Weise hat A. Zauner eine sehr klare und anschauliche „Zusammenfassung“ des gesamten Buches gegeben, wobei er, wie ich glaube: durchaus objektiv, nochmals „die wichtigsten von Franz Pfeffer aufgestellten neuen Thesen“ zusammenfaßt, um ihnen, unter steter Bezugnahme auf die einzelnen Spezialaufsätze, „die Ergebnisse der kritischen Überprüfung“ gegenüberzustellen; mit dem zweifellos harten Ergebnis, daß „fast alle neueren Ansichten Pfeffers einer kritischen Überprüfung nicht standhalten“!

Aber dürfen wir hinzusetzen, sie sind deswegen nicht umsonst geäußert worden — ganz abgesehen davon, daß manche Einzelergebnisse am Rande der Hauptprobleme bestehen bleiben.

K. Lechner.

NEUERSCHEINUNGEN ÜBER NIEDERÖSTERREICH

Zusammengestellt von der n.ö. Landesbibliothek

- Adreßbuch der Stadt Krems a. d. D. (1960/61.) — Krems: Faber (1960). LXI. 196 S. 8^o Kart. S 50.— (24.044 B)
- 60 Jahre Badener - Athletiksport-Club. 1899—1959. — (Baden: 1960, Druck: Fritz Philipp, Baden.) 24 S. 8^o Kart. (Umschlagtitel.) (24.120 B)
- Die Bautätigkeit im Jahre 1959. Bearb. im Österr. Statist. Zentralamt. (Mit graph. Darstellungen.) — Wien: (Österr. Staatsdruckerei in Komm.) 1961. 109 S. 8^o Kart. (Beiträge zur österr. Statistik. 58) S 50.— (18.163 B)
- Die Bautätigkeit in Niederösterreich im Jahre 1959. Mit Vergleichen aus den Jahren 1956—1958. (Mit Diag. u. Tab.) — (Wien): Amt der n.ö. Landesregierung (Statistik) 1961. 19 S. 4^o Kart. (Umschlagtitel. Maschinschr. vervielf.) (24.286 C)

- Bestandsstatistik der Unternehmen und Kraftwerke in Österreich.** Hrsg. vom Bundesmin. f. Verkehr u. Elektrizitätswirtschaft, Sektion 4, unter Mitarbeit des Bundeslastverteilers, d. Landeslastverteiler u. d. Verbandes der Elektrizitätswerke Österreichs. Stichtag: 1. 1. 1959. Teil 1: Allg. Teil, Begriffsbestimmungen, Verz. d. Unternehmen u. Kraftwerke, Zusammenfassungen. — (Wien): Bdsmin. f. Verkehr u. Elektrizitätswirtschaft (1960). 113 S. 4^o Kart. (Bundesstatistik der österr. Elektrizitätswirtschaft.) S 60.— (24.124 C)
- 1850—1960. 110 Jahre Bezirksverwaltungsbehörde Bruck a. d. L.** (Jubiläumsschrift.) — (Bruck a. d. L.: Bezirkshauptmannschaft 1961.) 19, 36 S. 4^o Kart. (Umschlagtitel. Maschinschr. vervielf.) (24.359 C)
- 100 Jahre Höhere Bundeslehr- und Versuchsanstalt für Wein- und Obstbau Klosterneuburg.** (Illustr.) — Klosterneuburg 1960. (Druck: Typograph. Anstalt, Wien VII.) 135 S. 4^o Kart. (24.178 C)
- (St. Pöltner) Diözesan-Kalender 1962.** Schriftl. u. Gestaltg.: Alois Tampier. (Illustr.) — St. Pölten: Bischöfl. Seelsorgeamt St. Pölten (1961). 176 S. 8^o Kart. S 14.— (23.514 B)
- Wiener Diözesan-Kalender 1961.** Hrsg. v. Erzbischöfl. Seelsorgeamt. (Illustr.) — (Wien: Erzbischöfl. Seelsorgeamt 1961.) 188 S. 4^o Kart. S 14.— (23.507 C)
- Eppel, Franz: Kunst im Lande rings um Wien.** Ein Kunstführer. (Illustr.) — Wien: Schönborn-Verlag (1961). 255 S. 8^o S 135.— (24.216 B)
- Ergebnisse der landwirtschaftlichen Statistik im Jahre 1960.** Bearb. im Österr. Statist. Zentralamt. (Mit graph. Darstellungen.) — Wien: (Österr. Staatsdruckerei in Komm.) 1961. XXVIII, 120 S. 8^o Kart. (Beiträge zur österr. Statistik. 63) S 55.— (18.163 B)
- Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung 1961 in den Verwaltungsbezirken und Städten Niederösterreichs.** — (Wien): Amt der n.ö. Landesregierung 1961. 6 S. 4^o (Maschinschr. vervielf.) (24.358 C)
- Betriebsstatistische Erhebungen zur Lage des österreichischen Weinbaues. 1959.** Bericht der Land- u. forstw. Landes-Buchführungs-Ges.m.b.H. an das Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft u. d. Präsidentenkonferenz der Landwirtschaftskammern Österreichs. — Wien: Land- u. forstw. Landes-Buchführungs-Ges.m.b.H. (LBG) 1961. 16 S., 21 Bl. Tab. 4^o Kart. (Text Maschinschr. vervielf.) (22.943 C)
- 10 Jahre Fernheizung St. Pölten.** (Text u. Gestaltg.: Rudolf Kaliwoda u. Karl Gutkas.) (Illustr.) — (St. Pölten: Stadtwerke 1961.) 8 Bl. 4^o Kart. (Umschlagtitel.) (24.201 C)
- Festschrift. Wienerwald-Gedächtnis- und Pfarrkirche in Rekawinkel. 25 Jahre. 1935—1960.** (Schriftl.: Karl Schuh.) (Illustr.) — (Rekawinkel: Kath. Pfarrkirchenrat 1960.) 40 S. 8^o (24.139 B)
- Ödlitzer Festschrift. Zur Erinnerung an die Erbauung der Kirche in den Jahren 1960—1961.** Kirchenweihe u. Glockenweihe am 25. 6. 1961. (Illustr.) — (Berndorf II: Kath. Pfarramt St. Veit a. Triesting 1961.) 25 S. 8^o Kart. (Umschlagtitel.) (24.290 B)
- Fürsorgestatistik. Berichtsjahr 1959.** — (Wien): Amt der n.ö. Landesregierung 1961. 27 S., 46 Bl. 4^o Kart. (Umschlagtitel.) (17.954 C)
- Die niederösterreichischen Gemeindemandatare nach ihrer wirtschaftlichen und altersmäßigen Gliederung.** — (Wien): Amt der n.ö. Landesregierung 1961. 88 Bl. 4^o Kart. (Umschlagtitel. Text Maschinschr. vervielf.) (24.111 C)
- Gollob, Hedwig: Führer durch Karnuntum.** — Wien (XVIII., Gersthofstr. 116): Selbstverlag 1960. 1 Taf., 59 S. 8^o Kart. (Architekten- u. Baumeistervereinigung „Wiener Bauhütte“.) (24.028 B)
- Grimschitz, Bruno: Ars Austriae.** (Illustr.) — Wien: Wolfrum (1960). 60, 244 S. 4^o Ln. S 597.— (24.113 C)
- Die Handelskammer Niederösterreich. Organisation, Funktionäre, Ausschüsse, Delegierungen, Geschäftseinteilung, Mitgliederstand. 1961.** — Wien: Handelskammer Niederösterreich 1961. XII, 281 S. 8^o Kart. (18.975 B)
- Jahrbuch der Abensperg-Traun'schen Zentralverwaltung Petronell. Nr. 6. 1959 bis 1960.** (Illustr.) — (Wien 1960: Metten.) 16 S. 8^o Kart. (24.147 B)

- Jahrbuch der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich.** 1960. (Illustr.) — (Wien): Selbstverlag d. Arbeiterkammer N.Ö. (1961). VIII, 446 S. 8° Hln. (20.051 B)
- Jahresbericht der Städtischen Handelsschule in Retz.** Schuljahr 1959/60. (35. Schuljahr.) (Illustr.) — (Retz: Städtische Handelsschule 1960.) 32 Bl. 4° Kart. (21.652 C)
- Kanzian, Oskar:** Abendstunden meines Lebens. (Zeitkritische Tagebuchblätter eines Österreichers.) — (Baden, Theaterplatz: Selbstverlag d. Verf. 1961) 91 S. 8° Kart. S. 28.—. (24.227 B)
- Klaar, Adalbert:** Die kunstgeographischen Karten im Atlas von Niederösterreich. I. Mittelalterl. Kirchentypen u. Festungsanlagen. II. Kirchentypen u. Burg- u. Schloßbau von der Renaissance bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. — Wien: Verein f. Landeskunde von N.Ö. u. Wien 1961. 11 S., 2 Ktn. gef. 8°. S. 12.—. (24.275 B)
- Kühnel, Harry:** Führer durch das Museum der Stadt Krems a. d. Donau. — Krems: (Kulturamt der Stadt) 1961. 33 S., 8 Bl. Abb. 8° Kart. (Umschlagtitel: Museum der Stadt Krems.) S. 10.—. (24.181 B)
- Lechner, Karl:** Niederösterreich und Wien. Landschaft, Geschichte, Kultur, Strukturen u. Funktionen. (S.A. aus: „Custos, quid de nocte?“) — (Wien: Herder 1961.) 45 S. 8° (24.036 B)
- Lenau-Almanach.** 1960. (Hrsg. vom Kulturamt der Stadt Stockerau, N.Ö., in Zusammenarbeit mit der Forschungs- u. Kulturstelle der Österreicher aus dem Donau-, Sudeten- u. Karpatenraum, Wien.) (Planung u. Redakt. Nikolaus Britz.) (Illustr.) — (Wien: Ueberreuter 1960.) 64 S. 8° Ln. S. 50.—. (23.766 B)
- Linthoudt, Kurt van:** Chronik des Ersten Gänserndorfer Musikvereines. Aus Protokollbüchern, vergilbten Blättern u. mündl. Hinweisen zusammengestellt. — Gänserndorf: Erster Gänserndorfer Musikverein (1961). 46 Bl. 4° (Maschinschr. vervielf.) (24.347 C)
- Lukan, Karl:** Unterwegs in Österreich. Eine bunte Bilderfolge von den Verlockungen zum Reisen in Österreich. Zusammenstellung u. Texte v. Karl Lukan. (32 Farbtafeln u. 96 Bilder. 17 Illustr. im Text nach alten Ansichten u. nach Zeichnungen v. Christoph Donin.) — Wien, München: Schroll (1961). 24 Bl., 96 S. Abb. 4° Ln. S. 168.—. (24.250 C)
- Hydrographischer Dienst in Österreich.** Die Monats- und Jahresmittel der Lufttemperaturen in Österreich im Zeitraum 1901—1950. — Wien: Hydrograph. Zentralbüro im Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft 1961. V, 125 S., 3 Ktn. gef. 4° Kart. (Beiträge zur Hydrographie Österreichs. 32.) S. 250.—. (15.867 C)
- Mück (Mika), Emil:** Die Geschichte von Marchegg. Zehn Fortsetzungen. Heft 2. (Illustr.) — (Gänserndorf: Brentano 1961.) 45 S. 8° Kart. S. 12.—. (23.326 B)
- Hans Naderer.** Ein österreichischer Volksdichter. (Hrsgbr.: Eine Arbeitsgemeinschaft von Freunden des Dichters.) (Mit 35 Abb.) — Wien, München: Wedl (1961). 209 S. 8° Ln. S. 88.—. (24.143 B)
- 850 Jahre Pfarre Ober-Meisling und Markterhebungsfeier der Gemeinde am 1. u. 2. 7. 1961.** (Inhalt u. Skizzen: Ignaz Weber u. Hermann Schiechel.) — (Ober-Meisling: Gemeinde Ober-Meisling 1961.) 2 Bl. 8° Kart. (Umschlagtitel.) (24.351 B)
- Öllerer, Anton:** Papa Haydn. Der Vater der modernen Musik in Worten und Versen. (Illustr.) — (Wien: Europäischer Verlag) 1959. 76 S. 8° Pappbd. S. 25.—. (24.320 B)
- (Özelt, Hadmar):** Maria-Moos in Zistersdorf, N.Ö. (Illustr.) — (Salzburg: Verlag St. Peter, Rupertuswerk 1960.) 15 S. 8° (Christliche Kunststätten Österreichs. 10.) S. 5.—. (24.356 B)
- 100 Jahre evangelische Pfarrgemeinde A. u. H. B. Wiener Neustadt.** 1861 bis 1961. — (Wiener Neustadt: Presbyterium d. evang. Pfarrgemeinde Wiener Neustadt 1961.) 2 Bl. 8° Kart. (Nachrichten der evang. Pfarrgemeinde A. u. H. B. Wiener Neustadt, 1961, Folge 2.) (Umschlagtitel.) (24.349 B)
- Plessl, Rupert:** Der zerbrochene Hausseggen. Roman. — Innsbruck, Wien, München: Tyrolia (1960). 271 S. 8° Ln. S. 68.—. (24.048 B)

- Pongratz, Walter: Die ritterliche Familie der Tuchel in N.Ö. Ein genealogischer Versuch. (Mit Stammtaf.) (S. A. aus: „Jahrbuch für Landeskunde von N.Ö.“, NF. 34/1958—60.) — (Wien: Verein f. Landeskunde von N.Ö. u. Wien 1960.) S. 121—131. 8^o (24.138 B)
- Rau, Karl: Was trinkt man in Österreich? Ein fröhlicher Führer durch Österreich als Weinland. Mit 10 Federzeichnungen u. einer Kartenskizze v. Rudolf Levers. — Rüschlikon-Zürich, Stuttgart, Wien: Albert Müller-Verlag (1961). 119 S. 8^o Pappbd. DM 8.80. (24.132 B)
- Die Zweite Österreichische Republik und ihre Repräsentanten. Politische Leistung im Spiegel des wirtschaftlichen Erfolges. (Hrsgbr.: Erwin H. Aglas) (Mit Portr.) — Wien u. Linz: Österr. Pressebüro (1960). XXII, 781 S. 4^o Ln. S 380.—. (24.112 C)
- Riemerschmid, Werner: Die Himmel wechseln. Eingel. u. ausgew. v. Ernst Randak. — Graz, Wien: Stiasny (1960). 128 S. 8^o Kart. (Stiasny Bücherei. 54.) S 15.—. (22.127 B)
- Ritter, Emmeram. — Das schöne Madonnenbild. Ausstellung des graph. Kabinettes des Stiftes Göttweig. Leitung u. Gestaltg.: Emmeram Ritter. Stift Göttweig. N.Ö., 1. 5.—1. 11. 1961. (Katalog.) — (Wien 1961. Druck: Amt der n.ö. Landesregierung.) 24 S., 2 Bl. Abb. 8^o Kart. S 4.—. (24.196 B)
- Rumpl, Alfred: Der technische Zustand der Wasserversorgung in den landwirtschaftlichen Betrieben Niederösterreichs. Auswertung einer Erhebung des Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft. — Wien: Österr. Kuratorium für Landtechnik 1960. 13 S., 2 Tab. gef. 4^o Kart. (Maschinschr. vervielf.) (24.185 C)
- Schattauer, Friedrich: Der Meisterschuß und andere Sagen aus Wiener Neustadt und Umgebung. Bildschmuck v. Walter Bilek. — (Maiersdorf, Hohe Wand, N.Ö.): Selbstverlag 1960. 128 S. 8^o Hln. S 36.—. (24.343 B)
- Schmidt, Günter Erik: Ehrenzeichen und Medaillen der Republik Österreich und der Bundesländer ab dem Jahre 1945. (Illustr.) — Wien: Österr. Staatsdruckerei 1960. 42 S., 32 Taf. 4^o Ln. S 250.—. (24.141 C)
- Schützner, Hubert: Geschichte von Absdorf und Absberg. Ein Heimatbuch. 2. erw. Aufl. (Illustr.) — Absdorf: Gemeinde Absdorf 1959. 112 S. 8^o Hln. S 30.—. (10.749 B)
- 1860—1960. Hundert Jahre Wiener Neustädter Sparkasse. (Text d. Festschrift verf. v. Rudolf Herrmann. Gestaltg.: Herbert Schuster.) (Illustr.) — (Wiener Neustadt: 1960. Druck: ESKA-Buchdruckerei Ges.m.b.H. Wiener Neustadt.) 91 S. 4^o Ln. (24.148 C)
- Statistik der Rechtspflege f. d. Jahr 1959. Bearb. im Österr. Statist. Zentralamt. Wien: (Ueberreuter in Komm.) 1961. 219 S. 8^o Kart. (Beiträge zur österr. Statistik. 59.) S 60.—. (18.163 B)
- Hydrographischer Dienst in Österreich. Extreme Tagesniederschläge in Österreich im Zeitraum 1901—1950. — Wien: Hydrograph. Zentralbüro im Bundesmin. f. Land- u. Forstwirtschaft 1960. V, 170 S. 4^o Kart. (Beiträge zur Hydrographie Österreichs. 31.) S 100.—. (15.867 C)
- Österreichischer Wappenkalender 1961. Wappen bedeutender Österreicher. IV. Zeichnerische Gestaltung: Hertha Larisch-Ramsauer. Redig. v. Franz Gall. — Wien: Heraldisch-Genealogische Ges. „Adler“ (1960). 34 S. 8^o Kart. S 30.—. (21.573 B)
- Weichselbaum, Josef: Maria Taferl. Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Muttergottes. Mit Aufnahmen v. Johannes Steiner. — München, Zürich: Schnell & Steiner (1960). 47 S. 8^o (Große Kunstführer. 33.) DM 4.—. (22.241 B)
- Weihe und Eröffnung des Schul- Zu- und Umbaues der Volks- u. Hauptschule Zwettl. Samstag, 17. 9. 1960. — (Zwettl-Stadt: Volks- u. Hauptschulgemeinde 1960.) 16 S. 8^o Kart. (Umschlagtitel: Eröffnung des Zubaues zur Volks- u. Hauptschule Zwettl 1960.) (24.228 B)
- Wildgans, Lilly: Der gemeinsame Weg. Mein Leben mit Anton Wildgans. (Illustr.) — Salzburg, Stuttgart: Verlag „Das Bergland-Buch“ (1960). 439 S. 8^o Ln. (Österreich-Bibliothek.) S 98.—. (22.717 B)

- Die gewerbliche Wirtschaft Niederösterreichs im Jahre 1960. Jahrbuch der Handelskammer Niederösterreich. (Illustr.) — (Wien: Handelskammer Niederösterreich) 1961. XII S., 12 Bl. Abb., 276 S. 8° Kart. S 100.—. (19.071 B)
- Institut für Raumplanung, Wien. Wohnbautätigkeit 1956—1959 in Niederösterreich. Erläuterungsbericht zu einer Karte der Wohnbautätigkeit nach Gemeinden. Verf. im Auftrage des Amtes der n.ö. Landesregierung. Abt. BD/R. — (Wien: Institut für Raumplanung 1960.) 18 S., 3 Ktn. 4° Kart. (Umschlagtitel.) (22.203 C)
- Wolfgang Bruno (d. i. Bruno Prochaska): Zwischen Donau und Wienerwald. Heitere Geschichten. — (Krems: 1960. Druck: J. Faber, Krems a. D.) 79 S. 8° Hln. (Buchgemeinschaft Heimatland. 19.) S 20.—. (21.633 B)
- Hundert Wunder aus Österreich. (Illustr.) — Wien: (Notring der wiss. Verbände Österreichs) 1960. 203 S. 8° S 60.—. (24.079 B)
- Österreichische Zeitgeschichte im Geschichtsunterricht. Bericht über die Expertentagung v. 14. 12. bis 16. 12. 1960 in Reichenau. (Hrsgbr.: Anton Kolbabeck.) — Wien: Österr. Bundesverlag (1961). 240 S. 8° Kart. S 52.—. (24.235 B)
- Zivilluftfahrt in Österreich 1955—1959. Bearb. u. hrsg. vom Österr. Statist. Zentralamt unter Mitwirkg. des Bundesmin. f. Verkehr u. Elektrizitätswirtschaft, Oberste Zivilluftfahrtbehörde. — Wien: (Österr. Statist. Zentralamt; Ueberreuter in Komm.) 1960. 89 S. 8° Kart. (Beiträge zur österr. Statistik. 56.) S 25.—. (18.163 B)

(In Klammer ist jeweils die Signatur der n.ö. Landesbibliothek angeführt. Eine Haftung für die Preisangaben wird nicht übernommen.)

Dr. Broinger.



VEREINSNACHRICHTEN

Außerordentliche Vollversammlung

am Freitag, den 15. Dezember 1961 pünktlich 17.30 Uhr, im Hörsaal 21 der philosophischen Fakultät der Wiener Universität.

Tagesordnung:

Festsetzung des Mitgliedsbeitrages (Antrag des Ausschusses auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages ab 1962).

Anschließend Vortrag von Hochschulprofessor Dr. Randolph Rungaldier über „Wagram und Weinbau am Tullnerfeld“ (mit Lichtbildern).

PROGRAMM DER VERANSTALTUNGEN

Freitag, den 15. Dezember: Hochschulprofessor Dr. Randolph Rungaldier: „Wagram und Weinbau am Tullnerfeld“ (mit Lichtbildern).

Freitag, den 12. Jänner 1962: Univ.-Professor Dr. Alexander Novotny: „Ein Kampf um ständische Autonomie. Dr. Martin Siebenbürger und sein tragisches Ende“.

Freitag, den 26. Jänner: Univ.-Dozent Dr. Rupert Feuchtmüller: „Niederösterreichische Maler des 20. Jahrhunderts“ (mit Lichtbildern).

Freitag, den 9. Februar: Univ.-Dozent Dr. Fritz Felgenhauer: „Die neu entdeckte Paläolith-Siedlung von Langenlois“ (mit Lichtbildern).

Freitag, den 23. Februar: Dr. Heimold Helczmanovszki: „Der Fremdenverkehr im Waldviertel — Entwicklungsmöglichkeiten und -aufgaben“ (mit Lichtbildern).

Die Vorträge finden jeweils Freitag, 17.30 Uhr, im Hörsaal 21 der philosophischen Fakultät der Wiener Universität statt.

VERZEICHNIS LIEFERBARER PUBLIKATIONEN DES VEREINES FÜR LANDESKUNDE VON NIEDERÖSTER- REICH UND WIEN WIEN I, HERRENGASSE 13.

Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien verfügt noch über Vereinspublikationen, die zu Vorzugspreisen an Mitglieder abgegeben werden. Bestellungen sind zu richten an den „Verein für Landeskunde von N.Ö. und Wien“, Wien I., Herrengasse 13.

„Unsere Heimat“. Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von N.Ö. und Wien, pro Jahrgang S 20.—, ab 1955	S 30.—
„Jahrbuch für Landeskunde von N.Ö.“, pro Jahrgang	S 30.—
ab Jahrgang 1939/43 S 35.—, Jahrgang 1955/56	S 60.—
Becker Anton: Ausgewählte Schriften. Wien 1948.	S 25.—
Donin Richard Kurt: Zur Kunstgeschichte Österreichs. Wien 1951.	S 40.—
Gugitz Gustav: Bibliographie zur Geschichte und Stadtkunde von Wien.	
Bd. 1, Wien 1947.	S 150.—
Bd. 3, Wien 1956.	S 180.—
Forstreiter Erich: Das Horner Bürgerspital, seine Stiftung und rechtsgeschichtliche Entwicklung	S 12.—
Lechner Karl: Die Babenberger und Österreich. Wien 1947.	S 10.—
Lechner Karl: Bibliographie zur Landeskunde der nördlichen Hälfte der Gaue Niederdonau und Wien. Leipzig 1940.	S 20.—
Lechner Karl: Ausgewählte Schriften. Wien 1947.	S 20.—
Plessner Alois: Beiträge zur Geschichte der Pfarre Waidhofen a. d. Thaya. (Aus „Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt“, Bd. X, 1928).	S 20.—
Plöchl Willibald: Das kirchliche Zehentwesen in N.Ö. Wien 1936.	S 20.—
Schachinger Anton: Der Wienerwald. Wien 1934.	S 40.—
Vancsa Max: Fünfzig Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich (1864—1914). Wien 1914.	S 10.—
Wagner Alois: Der Grundbesitz des Stiftes Zwettl — Herkunft und Entwicklung. Wien 1938.	S 10.—
Werneck Heinrich L.: Die naturgesetzlichen Grundlagen des Pflanzen- und Waldbaues in N.Ö. Wien 1953.	S 30.—

Neuerscheinungen:

Watzl Hermann: Flucht und Zuflucht. Tagebuch des Priesters B. Kleinschroth aus 1683. Wien 1956.	S 60.—
Hamza Ernst: Der Ländler. Wien 1957.	S 20.—
Jahrbuch f. Landeskunde v. N.Ö. XXXIII, 1957. (K. Lechner-Festschrift)	S 35.—
Jahrbuch f. Landeskunde v. N.Ö. XXXII, 1955—56. (Gedächtnisschrift Anton Becker)	S 60.—
Straßberger Gerhard (†): Siedlungsgeschichte des nordwestl. Waldviertels im Lichte der Ortsnamen (Forschungen z. Landeskunde von N.Ö., Bd. 11), 1960, Wien.	S 60.—
Jahrbuch f. Landeskunde v. N.Ö. XXXIV, 1958—60 (Festschrift Adalbert Klaar)	S 60.—

P. b. b.

Erscheinungsort: Horn,
Verlagspostamt Wien 1

